Biogr. c. 156 - 3/4

<3662110851001Ｚ

<36621108510012

Bayer. Staatsbibliothek

Ut^3 10952

~~Hist lit univ. col. vit gen 90. a.
511.~~

Biogr. coll. 156.

Histor. miscell.
Biogr. Collect.

GEORG WASHINGTON, Esq.

Kurze Biographien,

oder

Lebensabriße

merkwürdiger und berühmter

Personen

neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen.

Aus verschiedenen authentischen Quellen zusammengetragen und herausgegeben

von

H. G. Hoff.

Dritter Band.

Mit Genehmhaltung der hohen k. k. Censur.

Brünn,
gedruckt mit Swobodischen Schriften.
1782.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nacherinnerung.

Hier ist nun der angekündigte dritte Band der Biographien. Ob ich meinem mir vorgesetzten Endzweck — meine Leser nützlich und angenehm zu unterhalten — ein Genüge geleistet habe, mögen sie selbst entscheiden. Wenigstens habe ich mein möglichstes gethan, um diesen Endzweck zu erreichen, und soll ich dem schmeichelhaften Beyfalle einiger Gönner trauen, so scheint meine Absicht nicht ganz verfehlt zu seyn, obgleich das Werk von einiger Kritik und Fehlern nicht ganz befreyet ist, und auch seyn kann, denn, wie Vater Hagedorn sagt:

> Wo ist der geboren,
> Welcher allen wohlgefällt?

diesem ungeachtet, und ob man gleich beschlossen, dies Werk mit diesem dritten Bande zu endigen, bin ich dennoch durch verschiedene nachsichtsvolle und gütige Le-

ser aufgemuntert worden, noch einen vierten Band dazu zu geben, welcher dann auch hauptsächlich für unsre vorzüglichsten Leser bestimmt ist. Dieser Band, der zugleich mit dem Porträt des berühmten Herzogs von Sully, nebst dessen sehr interessanter Lebensbeschreibung begleitet ist, enthält ausser dieser annoch folgende Biographien: nämlich die des italiänischen Dichters Petrarcha, — der gelehrten Helena Cornaro, — der schönen Gabriele von Etrees — des portugiesischen Juden Akosta — des Sir Wilhelm Kyte — des unglücklichen dethronisirten Prinzen Iwan von Rußland, und endlich des Herrn Feldmarschalls, Freyherrn von Loudon. Diejenigen Herren Abonenten, so bereits die vorigen Bände haben, bezahlen für diesen letztern annoch einen halben Gulden Nachschuß.

Inhalt.

		Seite
I.	Washingtun.	2
II.	Torrée.	23
III.	Markise von Chatelet.	31
IV.	Carantini.	41
V.	G. F. Riedel.	53
VI.	Prinz Eugen von Savoyen.	63
VII.	Graf Brand.	94
VIII.	Graf Struensee.	107
IX.	Markis d'Argens.	150
X.	Hyder Aly.	180
XI.	Richard Savage.	185

XI.

		Seite
XII.	Demoiselle Gaussem.	193
XIII.	Holzbauer.	202
XIV.	Holzer.	207
XV.	Bernard der Dichter.	229
XVI.	Alexis Piron.	236
XVII.	Goldsmith.	241
XVIII.	Raymund Jordan.	247
XIX.	Peter Vidal.	255
XX.	Joseph Emanuel.	279

I.

General Washington.

Georg Washington, kommandirender General en Chef der Provinzialarmee in Nordamerika, von Geburt ein Virginier, ist einer der reichsten Einwohner der Provinz, ja von ganz Nordamerika. — Er besitzt unermeßliche Pflanzungen von Tabak, und hat sich dadurch eben so unermeßliche Reichthümer erworben.

Die militärische Laufbahn betrat derselbe bereits im vorigen Kriege mit vieler Klugheit und Ruhm. Er kommandirte gleich zu Anfang desselben als Oberster ein Regiment Riflemens, oder Scharfschützen; that sich mit demselben bey aller Gelegenheit hervor, und fügte den Feinden mit diesen leichten Truppen überall großen Schaden zu. —

Durch seine häufigen Streifereien erwarb er sich eine große Kenntniß von den dortigen Gegenden, die ihn zu einen der geschicktesten Parthengänger machte. Seine großen Talente und Kenntnisse bewies er unter andern auch bey der Retirade des Generals **Braddok**. Er deckte dieselbe mit seinen leichten Truppen auf eine so geschickte Art, und mit so vielem Muth und Entschlossenheit, daß besagter **Braddok** ihm die Rettung seines Korps lediglich zu verdanken hatte.

Nach wiederhergestelltem Frieden 1763 kehrte derselbe in seine Provinz zurück, und widmete, so wie die Helden des Alterthums, den größten Theil seiner Zeit den ländlichen Beschäfftigungen. In den Erholungsstunden suchte er die fürtreffliche Anlage seines kriegerischen Genies durch ausgebreitetere Kenntnisse noch mehr auszubilden. Die ausgesuchtesten Werke der Alten und Neuern zierten nicht nur seine Bibliothek, sondern vervollkommten auch seine militärischen Wissenschaften. Der **Kornelius Nepos**, — **Cäsar**, — **Tazitus**, — **Livius**, — **Polybius**, — rc. waren seine täglichen Handbücher, die er noch durch eigene Bemerkungen für sich praktischer zu machen suchte. **Fabius Kunktator**, **Montekukuli** und **Daun** waren seine Helden, wornach er sich bildete, und der schöpferische Geist eines **Saint Germain**, dem er nachahmte,

ahmte, gab dieser Bildung einen neuen ökonomischen Umschwung. Sein sanguinisch-cholerisch-phlegmatisches Temperament kam ihm hiebey fürtrefflich zu statten.

In der großen Revoluzion, die seine Landsleute zur Verwunderung von ganz Europa mit so kühnem Geiste unternommen haben, konnte unser Held nicht lange verborgen bleiben. Seine Verdienste waren zu weitstrahlend, als daß sie in dieser kritischen Lage nicht hätten sollen gesucht werden. Er wurde daher im May 1775, wie ein Kamillus vom Pfluge, zum Kommandostab, und zum Schutz von seinen freyheitathmenden Mitbrüdern herbeygerufen; und er machte sich ihres Vertrauens, so sie in ihn setzten, durch die fürtrefflichsten Vertheidigungsanstalten vollkommen würdig. Er brachte sogleich, da er Anfangs nur als Oberster in die Dienste des Kongresses trat, ein Korps Miliz zusammen; gab ihnen Musketen von einer ganz neuen Art; versahe sie mit Montur, und mit Feldstücken nach Bernouilles Erfindung. — Durch diese kluge Einrichtung, die er ohne allem Eigennutz und fast größtentheils mit seinem eigenen Gelde veranstaltet hat, machte er sich zu dem großen Posten eines Obersten Feldherrns über alle Truppen von Nordamerika, wozu er noch im Junius desselben Jahrs ernannt wurde, so würdig als ver-

dient. Jedermann war mit dieser Wahl zufrieden, und weissagete sich schon zum voraus viel Gutes von der Geschicklichkeit eines Feldherrn, der bereits so häufige und meisterhafte Proben davon abgelegt hatte. — Der Neid regte sich, welches etwas seltenes ist, hiebei nicht, und selbst Lee, der erste Urheber des Bundes, opferte in diesem Fall den Verdiensten dieses Mannes sein eigen Interesse großmüthig auf, und wurde mit Vergnügen, ob er gleich zu dieser Stelle die erste Anwartschaft hatte, sein untergeordneter Befehlshaber. — So sehr können wahre Verdienste, wenn sie von Demuth und Uneigennützigkeit begleitet sind, auch selbst den Neid fesseln! —

Ehe wir aber hier weiter gehen, glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir ihnen eine kurze Erzählung liefern, wie diese Nordamerikanischen Unruhen nach und nach gestiegen sind, und sie auf diese Weise auf vergangene Begebenheiten, wodurch die Revoluzion vorbereitet wurde, erinnern.

Kurz nach dem letzten Frieden 1762 nahm der Schleichhandel zwischen den brittischen nordamerikanischen, den spanischen und französischen Kolonien so merklich zu, daß die Englische Regierung für gut hielt, dem Fortgange desselben durch beeidigte Küsten-

be-

bewahrer 1764 Einhalt zu thun. Dies verursachte ein allgemeines Mißvergnügen unter den Einwohnern, und legte den ersten Grund zu demjenigen, was sich hernach zugetragen.

Die Handlung mit den westindischen und andern fremden Kolonien wurde indessen unter gewissen Bedingungen und Auflagen zugestanden. Den 3ten April dieses Jahrs ward gegen das immer mehr und mehr in Gebrauch kommende Papiergeld etwas verordnet, und befohlen, daß künftig die Abgaben in klingender Münze bezahlt werden sollten. — Diese Neuerung war eben so wenig nach dem Geschmacke der Kolonisten, und gab Gelegenheit zur Entwerfung von Vorschriften, die man nach England übersandte, und worin deutlich zu erkennen gegeben ward, daß das Parlament keineswegs befugt sey, die Kolonien zu taxiren.

Am 22ten März 1765 ward die berüchtigte **Stempelakte**, um den Gebrauch des gestempelten Papiers in Nordamerika einzuführen, durch des Königs Genehmigung bestätigt. Sie kam zuerst nach **Boston**, und verursachte einen allgemeinen Aufstand, welchem Beyspiele bald hernach die größten Kolonien folgten. Man verbrannte das gestempelte Papier, und mißhandelte diejenigen, die es mitgebracht hatten. Die Wohnung des Statthalters **Hutchinson** war der vornehm-

nehmste Gegenstand der Wuth des Volks; sie ward mit Gewalt erbrochen und geplündert. Allenthalben flogen aufrührerische Schmähschriften herum, und die Provinzialversammlungen weigerten sich, die Schuldigen zu strafen, unter dem Vorwande, daß man die Thäter nicht ausfindig machen könnte. — Am 11ten November, an welchem Tage die Stempelakte in Erfüllung gehen sollte, war in ganz Neuengland, Neuyork, Pensylvanien, Virginien, Maryland und den beyden Karolina's kein Blatt gestempeltes Papier mehr zu bekommen, die Gerichtshöfe wurden geschlossen, und die Häven blokirt. Nun fieng man an Zusammenkünfte zu halten, und die Kaufleute verbunden sich untereinander, keine Waaren aus England weiter zu verschreiben.

Am 8ten März 1766 ward in Großbrittanien die so verhaßte Stempelakte wieder eingezogen, ohne die Widerspänstigen zu bestrafen; es ward bloß durch eine nähere Akte die oberste Gewalt des Parlaments über die nordamerikanischen Kolonien behauptet.

Im Jahr 1767 kam eine andere Akte zum Vorschein, wodurch die Kolonien verpflichtet wurden, einige Abgaben vom Thee, Papier, Glas, u. s. w. zu entrichten. — Die Widersetzlichkeit gegen die Stempelakte hatte einen so glücklichen Ausgang gehabt,

daß

daß man es nun zum zweitenmale unternahm, sich auch über diese zu beschweren, und einen neuen Aufstand zu erregen. Die Provinzialversammlungen ließen am 27 Oktober ein Verbot ergehen, keine Waaren, die in Amerika zu bekommen wären, aus England zu verschreiben.

Am 11ten Februar 1768 erließ die Versammlung von Maßachusets-Bay einen gemeinschaftlichen Brief an die übrigen Kolonien, mit der Ermahnung, ihre Rechte gegen das Mutterland standhaft zu behaupten. — Der neue Staatssekretär, Graf Hilsborough, ließ am 12ten April einen allgemeinen Befehl an die Statthalter in Nordamerika ergehen, gegen die aufrührerischen Unternehmungen der Bostonianer gewaffnete Hand zu leihen, allein mit schlechtem Erfolge; sintemal die von Boston ihr Betragen vertheidigten, und ferner auf die Abschaffung der neueingeführten Auflagen drangen. — Unterdessen entstand daselbst von neuem eine wichtige Bewegung bey der Gelegenheit, da das Volk einer Schaluppe des bekannten Herrn Hankook sich der Zollverordnung widersetzte. Da nun die Unordnung auf diese Weise von Tage zu Tage zunahm, so rückten einige Regimenter Soldaten ein, welches zwar die äuserliche Ruhe herstellte,

aber die Gemüther nur immer mehr und mehr erbitterte.

Vermöge einer Parlamentsakte ward 1769 beschlossen, das von den Bostonianern beobachtete Betragen für aufrührerisch zu erklären; und die gute Ordnung sowohl, als die Macht und das Ansehen der Regierung durch militärische Hilfe herzustellen; dies hinderte gleichwohl nicht, daß man in England unaufhörlich durch Klagen, Addressen und Beschwerden der Kolonien beunruhiget ward.

Auf des Lord **North** Vorstellung, der seit dem 1ten Februar 1770 erster Lord von der Schatzkammer geworden war, wurden alle Auflagen in Nordamerika, auser dem Zoll vom Thee, aufgehoben. So verbittert auch die Bostonianer gegen die Soldaten waren, ließen sie es doch bey dieser Einrichtung bewenden. — Nun war es in den meisten Kolonien wieder still und ruhig, die Handlung begann wieder in vorige Aufnahme zu kommen; nur allein zu **Boston** dauerte das Murren fort, und die Verfügungen des Parlaments], um das Uibel zusamt der Wurzel auszurotten, schienen die Verbitterungen zu vergrössern, und die Klagen zu vervielfältigen.

Die englisch-ostindische Kompagnie erhielt 1771 die Bewilligung der freyen Ein-

fuhr

fuhr des Thee's aus Ostindien in Nordamerika. Dies verursachte unter den Amerikanischen Kaufleuten neues Mißvergnügen. Die Kolonien fiengen von neuem an, sich über die Kränkung ihrer Freyheit durch die willkührliche Verfahrungsart des Parlaments zu beschweren. Man beschloß, keinen Thee mehr anzunehmen. — Am 21ten Dezember 1773 ward zu **Boston** ein ostindisches mit Thee beladenes Schiff durch einem Haufen vermummter Personen angefallen, geplündert, und aller Thee ins Meer geworfen. — Der königliche Statthalter ersucht, aber vergebens, daß die Anführer bestraft werden mögen; der Rath zu **Boston** entschuldigte sich, wie vormals, damit, daß man kein Mittel sähe, die Thäter zu entdecken. Unterdessen verbreitete sich dieser Unfug auch an andere Oerter, und auch in andern Städten erhob sich ein Theesturm, so daß man allen Vorrath davon verdarb, oder verbrannte; und daß die hernach ankommenden Theeschiffe, wenn sie nicht dasselbe Schicksal haben wollten, sich gefallen lassen mußten, zurückzusegeln. In den südlichen Provinzen fieng man gleichfalls an, Gewaltthätigkeiten auszuüben; die öffentliche Autorität ward verspottet, und verlor in kurzer Zeit ihre ganze Wirksamkeit.

Hierauf beschloß 1774 das brittische Parlament: den Haven von **Boston** durch königliche Schiffe so lange zu sperren, bis die ostindische Kompagnie eine Schadenvergütung bekommen hätte, und man daselbst die Oberherrschaft des Königs und des Parlaments erkennen werde. — General Gage (der dem Könige von Großbrittanien, als er sich bey Sr. Majestät beurlaubte, aus unüberlegtem Stolze die Versicherung gab, daß er mit 5000 Mann über die ganze amerikanische Miliz wegmarschiren wollte) kam den 15ten May zu **Boston** an, und gab vermittelst einer Proklamazion den Einwohnern bis zum 1ten Junius Zeit, sich den Bills zu unterwerfen; indessen aber ward der Haven gesperrt. — Ungefähr um diese Zeit fiengen fast alle Kolonien an, sich dem Gehorsam der brittischen Statthalter zu entziehen. — Am 5ten September war eine allgemeine Versammlung der Abgeordneten der Kolonien zu **Philadelphia**, wo in dieser allgemeinen Zusammenkunft die Beschützung von Neuengland beschlossen ward, wie auch, daß man zu dem Ende die Nazionaltruppen auffordern, und sich mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen versehen solle, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, da man indessen gleichwohl eine Bittschrift an den König ergehen ließ, den Beschwerden des Volks abzuhelfen.

Die

Die offenbaren Feindseligkeiten nahmen am 19ten April 1775 ihren Anfang. Einige amerikanische Rekruten wurden zu **Lexington** angegriffen und zerstreuet. Am 1 May schlossen die Kolonien einen Vereinigungsbund unter dem Namen eines **Kongresses**, der darauf am 6ten Julius eine öffentliche Erklärung ergehen ließ, welche die Gründe und Ursachen enthielt, aus welchen sie die Waffen ergriffen hätten. — Worauf auch am 23ten August eine königliche Proklamazion erschien, wodurch die Amerikaner für Rebellen erklärt wurden. —

Bereits im Junius gieng **Washington** nebst **Lee** unter Bedeckung einer Brigade Kavallerie, nach dem Lager bey **Boston**, und übernahm das Kommando der Armee, welche damals 20000 Mann stark war, und am 17ten Julius fiel schon ein scharfes Gefecht zu **Bunkershill**, nicht weit von dieser Stadt, zwischen einem Detaschement der seinigen und den königlichen Truppen vor.

Washington ließ indessen alle Anhöhen, die die Stadt umgaben, besetzen, und retrenchiren; schickte hierauf ein Detaschement nach **Tikonderago**, *) um sich dieses wich-

*) Ein wichtiges Fort und starker Paß, welcher die Kommunikazion zwischen Kanada und Neueng-

wichtigen Passes zu bemächtigen; ein anderes Korps ließ er nach Kanada marschiren, um den Engländern eine Diversion zu machen, und sie abzuhalten, **Boston** zu verstärken. Seine Maßregeln, die er nahm, um die Stadt **Boston**, so geschwind als möglich, jedoch ohne sonderliches Blutvergießen, in seine Hände zu bekommen, waren alle gut gewählt, und der Erfolg rechtfertigte vollkommen seinen entworfenen Plan. — Der General **Howe**, der seit dem Oktober des vorigen Jahrs dem General **Gage** im Kommando zu **Boston** gefolgt war, that seiner Seits zwar alles, um sich bis zur Ankunft der Verstärkung aus Europa zu behaupten; allein die klugen Dispositionen des **Washington** vereitelten seine Hoffnung. Er sahe sich daher genöthigt, am 17ten März 1776 **Boston** zu verlassen, wo er nicht Gefahr laufen wollte, mit seinem ganzen Korps *)

auf-

---

england bedeckt. Diese Festung ist von den Franzosen 1756 gebauet worden, und durch die Natur und Kunst gleich stark befestiget, denn sie ist auf einem Felsen angelegt, welcher die Zugänge dazu äuserst schwer macht.

*) Es bestund aus dem 5. 10. 38. 43. 47 52 und 64sten Regiment; ferner aus dem Regiment des Königs; aus Royal = Galles und Royal = Irrland, welche zusammen 8000 Mañ ausmachten.

aufgerieben zu werden. Der Abzug geschah nicht ohne Unordnung und Verlust, und in der Eilfertigkeit, womit die Einschiffung nach Hallilax auf Shuldhams Flotte unternommen wurde, mußten 100 Kanonen nebst einer Menge Kriegsvorrath zurückgelassen werden. Hierauf nahm **Washington** mit seiner Armee Besitz von der Stadt; ließ sie auf eine kunstlose aber geschickte Art befestigen; alle umliegenden Anhöhen mit beträchtlichen Detaschements besetzen; die Stadt selbsten aber mit einer zahlreichen Garnison unter dem Befehl des Generaladjutanten **Wards** versehen. Worauf sich am 4ten Julius die amerikanischen Kolonien, vermittelst eines Manifestes, für einen **freyen und unabhängigen Staat** aufwarfen.

Durch die Eroberung dieses wichtigen Platzes *) legte **Washington** den ersten Grundstein zu seiner nachherigen fürchterli-

*) Boston ist nicht nur die Hauptstadt in Maßachuset von Neuengland, sondern auch nach Philadelphia die größte in Nordamerika. Sie liegt auf einer Halbinsel; ist gut befestigt, faßt 3000 gute Häuser in sich, und 20000 Inwohner. Der Haven ist fürtrefflich, und das Kastell, welches die Stadt beschützt, mit 200 Kanonen besetzt.

chen Macht. Nichts war vermögend, seinen Muth und Standhaftigkeit zu erschüttern. Dies bewies die darauf folgende unglückliche Kampagne: Großbritanien sandte eine Landmacht, die theils aus Engländern, theils aus teutschen Hilfstruppen bestand, nach Amerika, die mit der bereits daselbst befindlichen Mannschaft eine Anzahl von 52815 Mann ausmachten. — **Long-Island** gieng im August verloren, nachdem die amerikanischen Truppen unter **Sullivans** und **Stirlings** Kommando eine Niederlage von 5000 Mann gelitten hatten. — **Neuyork** ergab sich den 13ten Sept. ohne Widerstand, und die Amerikaner wurden zu **Hell Gäte** bey ihrem Ausmarsch aus der Stadt nochmals in einem Hinterhalt, und am 28ten Oktober auf den **Whiteplains** geschlagen, und bis **Neu-Yersey** verfolgt. Hierauf wurden **Brunswik** und das Fort **Washington** im Dezember gleichfalls zur Uibergabe gebracht.

Hier hätte General **Howe**, wenn es seine Langsamkeit zugelassen hätte, diesem Kriege ein Ende machen können, wenn er nach der Einnahme von **Neuyork** gerade nach **Philadelphia** marschirt wäre. Dieses zitterte schon bey dessen Annäherung; die Truppen verlohren den Muth, und verließen **Washington** alle bis auf 2500 Mann, die bey ihm standhaft aushielten. Mit diesen zog er

sich 10 Meilen von Philadelphia an der andern Seite des Trentflusses zurück. — In was für einem grossen Lichte mußten seine Landsleute diesen standhaften Helden damals betrachten, als er fast ganz allein, im Gesichte der feindlichen Fahnen, von seinen Truppen verlassen, in einer so verzweifelnden Lage, es wagte, sein Vaterland nicht zu verlassen, und an einer Sache, deren einzige Stütze er *damals* war, nicht zu verzweifeln. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß das Daseyn der neuen Republik damals bloß *von* Washingtons Muth abhieng. Seine unerschrockene Standhaftigkeit verhinderte es, daß dieselbe nicht gleichsam in der Wiege erstickt ward. Hätte er sie verlassen, so wäre nicht weiter an eine Armee, an Schlachten, an Widerstand zu denken gewesen, und der Kongreß selbst wäre zerstreuet worden, ehe er einen andern General ernannt hätte. — Wie viel ist doch oft an einem einzigen Menschen gelegen!

Eben in dieser verzweifelten Lage zeigte Washington seine wahre Größe. Er ließ sich durch nichts aus seiner Fassung bringen. Sein Beispiel munterte auf; er flößte andern Muth ein. Man entschloß sich aufs neue, alles für die Freiheit zu wagen; es kamen aus allen Provinzen frische Truppen an; seine Armee verstärkte sich täglich wieder,

und er wurde hiedurch, und durch die vortheilhafte Stellung, die er nahm, gar bald wieder in den Stand gesetzt, von der blossen Vertheidigung selbsten zum Angriff auszugehen, Den 25 Dezember machte er durch einen glücklichen Uiberfall zu **Trenton** eine hessische Brigade von 1600 Mann meistens zu Kriegsgefangenen, und seine Truppen wurden darauf um desto muthiger, als sie von Frankreich einige Hilfe bekamen.

Die Angelegenheiten der Amerikaner bekamen hierauf eine günstige Wendung. Am 3ten Jäner 1777 griff **Washington** zu **Prinzetown** ein vermischtes Korps von englischen und hessischen Truppen an, und brachte es zum Weichen. In den beeden Gefechten am 23ten Februar an den Ufern des Flusses **Milstone**, und den 23ten März bey **Pekshill** trug er gleichfalls den Sieg davon. Er setzt sich zu **Neuyersey** in den Stand, dem General **Howe** die Spitze zu bieten; allein dieser zögert bis in die Mitte des Junius, ehe er den Feldzug eröffnet, und macht in 4 Wochen nichts anders als Märsche und Kontremärsche; und zieht sich nach **Neuyork** zurück. Der General **Kornwallis** konnte sich von **Brunswick** und **Amboy** nicht anders als mit Verlust nach **Staaten-Island** zurückziehen; und so gab **Washington** durch seine kaltblütige Standhaftigkeit

der

der amarikanischen Armee ihr Daseyn wieder. Mit dieser gleichsam neugeschaffenen Armee hat er in der Folge der Zeit den Engländern genugsam zu schaffen gemacht.

Unterdessen begab sich General **Howe** mit dem größten Theile seiner Truppen von **Neuyork** zu Schiffe und unter Segel. Nach einer beschwerlichen Fahrt landete er an der Westseite des Elkflusses bey **Baltimore** am 10ten August; dadurch kam **Washington** wieder in eine mißliche Lage, und er wagte es, den Genenal **Howe** am 17ten Sept. bey **Brandiswine**, und den 4ten Oktober bey **Germantown** anzugreifen, und erschwerte ihm dadurch seinen Plan, **Philadelphia** zu erobern, ob er gleich in beyden Gefechten das Schlachtfeld nicht behauptete, und dem General **Howe Philadelphia** zur Beute lassen mußte.

Indessen war General **Burgoyne** an der Spitze von 10000 Mann bis nach **Saratoga** durchgedrunden. Seine abgematteten und geschwächten Truppen wurden durch eine viel stärkere Macht, die **Washington** ihnen unter Kommando der Generale **Gates** und **Arnold** entgegen geschickt hatte, eingeschlossen. Am 9ten Sept. thaten die Engländer einen verzweiflungsvollen Angriff, wodurch sie sich noch mehr schwächten, und endlich gezwungen wurden, zu kapituliren,

und sich am 17ten Oktober mit dem ganzen Uiberreste von 6040 Mann zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Diese Begebenheit war sowohl für den General **Washington**, als die Kolonien, die allerwichtigste, und dadurch der Verlust von **Philadelphia** hinreichend entschädiget.

Nach diesem für die Amerikaner so ruhmvollen Siege schloß der Hof zu Versailles mit ihnen am 6ten Februar das bekannte Vereinigungs- und Freundschaftsbündniß; erklärte die Provinzen für einen freyen Staat, und gerieth darüber mit England in einen förmlichen Krieg, der mit vieler Hitze und abwechslenden Glücke noch immer fortdauert.

General **Howe** konnte sich indessen in **Philadelphia** nicht länger als bis zum 5ten Juny 1778 halten, weil er sich zu schwach fühlte, und gieng nach **Neuyork** zurück. Der diesjährige Feldzug endigte sich damit, daß ein Korps Engländer in **Georgien** landete, ein abgesondertes dort stehendes Korps Amerikaner zurückschlugen, und sich am 29ten Dezember der Hauptstadt **Savannah** bemächtigten. **Washington** bewies sich übrigens die zween folgenden Jahre ununterbrochen als ein kluger Feldherr, und gab nie eine Blösse über sich, sondern hielt vielmehr

der überwiegenden englischen Macht in Nordamerika beständig das Gleichgewicht, ob ihm schon der General Arnold ungetreu ward, und zu den Engländern übergieng, auch General Kornwallis in Karolina ihm viel zu schaffen machte.

Mit Hilfe der französischen Truppen blokirte er im Jahre 1780 den General Klinton, der dem General Howe im Kommando gefolgt war, in Neuyork, und der König von Frankreich ließ ihm durch den Markis de la Fayette das Patent als französischer Generallieutenant und Admiral von der weißen Flagge einhändigen.

Das vergangene 1781ste Jahr war eins der glücklichsten für unsern Washington, denn nachdem er den General Kornwallis durch seinen General Green in Nordkarolina aufhalten ließ, daß er nicht weiter in Virginien eindringen konnte, so gieng er selbst mit dem französischen General Rochambeau nach Virginien zum Markis de la Fayette, und schloß den General Kornwallis am 28sten September zu Gloucester und Yorktown völlig ein, der sich mit seinem Korps daselbst verschanzt hatte.— Den 7ten Oktober wurden die Laufgräben vor Yorktown eröffnet, und das englische Lager be-

beschossen. Da nun Kornwallis vom General Klinton nicht zu rechter Zeit entsetzt werden konnte, weil der englische Admiral Graves vom Herrn von Grasse von der Chesapeak, wo er seinen Entsatz von 6000 Mann auszusetzen hoffte, abgehalten, und zurückgeschlagen wurde, so wurde er gezwungen, sich mit seinem ganzen 7000 Mann starken Korps an den General Washington zu ergeben; dies geschah den 19ten Oktober, und sämmtliche englische Mannschaft, einige 100 Matrosen ausgenommen, die in den Händen der Franzosen blieben, wurde in die Provinzen herumvertheilt. — Dieser unglückliche Streich läßt für die Engländer einen nicht sehr glücklichen künftigen Feldzug hoffen, denn Washington denkt ihnen in diesem 1782sten Jahre 40000 Provinzialen entgegen zu stellen, und damit Neuyork zu belagern, wo nicht bey jetzigem veränderten Ministerio in England ein für die Kolonien heilsamerer Friede die Ruhe in diesem Lande wieder herstellet, welches dann die Zeit lehren wird, und womit wir vorläufig die Biographie dieses berühmten Mannes beschliessen müssen.

II.

Torré.

Das Leben des bekannten Torré, der im Jahre 1780 zu Paris starb, war ein Gewebe von gleich widrigen und ausserordentlichen Schicksalen. Er wurde im Mayländischen geboren, und sein Vater gab ihm die einzige Erziehung, die er ihm geben konnte, nämlich, er lehrte ihn lesen, schreiben und Wettergläser machen. Dies Talent ernährte die ganze zahlreiche Familie. Sobald ein Junge groß genug war, um sich forthelfen zu können, packte man ihm eine Ladung von solchen Instrumenten auf, und schickte ihn in die Welt. Torré verließ frühzeitig die väterliche Hütte, er durchzog die Schweiz und verschiedene Provinzen Frankreichs, und kam endlich nach Paris. Ein Ohngefähr entdeckte ihn dem berühmten Reaumür, und dieser Gelehrte hielt ihn würdig, Theil an seinen Arbeiten zu nehmen. Unter diesem grossen Meister vervollkommte er sich in der Kunst, Barometer und Thermometer zu verfertigen, er lernte das Eingeschränkte seiner

Kenntnisse einsehn, und bereicherte sich mit neuem. Der Umgang mit Gelehrten, die Reaumürn besuchten, ward für ihn eine lehrreiche Schule, in der er begierig alles sammelte, was zur Vermehrung seiner Einsichten und Wissenschaften beytrug. Sonderlich legte er sich auf die Physik und Chemie. Da aber seine Glücksumstände nicht die besten waren, so wählte er sich die Feuerwerkerey zum Brodgeschäffte.

Diese Kunst, die noch keiner vor ihm mit diesem glücklichen und glänzenden Erfolg getrieben hat, brachte ihn an verschiedene europäische Höfe. Der Prinz von ***, der Verdienste so gut zu schätzen und zu belohnen weiß, nahm ihn in seine Dienste. Der Prinz liebte die Chemie. Er erstaunte, in seinem Feuerwerker einen Chemisten zu finden, der die geschicktesten des Hofs übertraf. Da die Liebhaberei des Prinzen kein Geheimniß bleiben konnte, so fanden sich Schwärme von Abentheuern und Marktschreiern ein, die ihren Nutzen davon zu ziehen hofften. Alle besaßen, nach ihrem Vorgeben, grosse Arkane, oder wenigstens doch den Stein der Weisen. Der Prinz war zu erleuchtet, als daß er das Opfer ihrer Betrügereyen hätte werden sollen, er belustigte sich, sie ihre Versuche machen zu lassen, und schickte sie dann, reichlich belohnt, weiter.

Die

Die hochtrabende und geheimnißreiche Sprache dieser Afteradepten hatte auf Torré's glühende Einbildungskraft die heftigste Wirkung hervorgebracht. Er wurde von der Sucht angesteckt, die schon so viele unglückliche in Noth und Verzweiflung stürzte, der aber auch die Chemie manche schätzbare Entdeckung verdankt. Voll von dem Verlangen, die Natur auf der That zu ertappen, und ihr die Verwandlung der Metalle abzulernen, kaufte er sich eine Menge dahin einschlagender Schriften, miethete ein abgelegenes Gartenhaus, und verbrannte dort so viel Kohlen, als ihm sein Dienst nur Zeit dazu übrig ließ.

Um diese Zeit erschien zu *** ein ganz außerordentlicher Mann. Er war allein gekommen, gieng sauber, aber simpel gekleidet, sprach mit Leichtigkeit verschiedene Sprachen, und verstand sich fast auf alle Künste.

In einer kleinen Stadt wie *** erregte er gar bald die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Prinz ließ ihn zu sich kommen, unterhielt sich mit ihm, und führte ihn in sein Laboratorium. Hier erstaunte man eben so sehr über seine Kenntnisse, als über seine Bescheidenheit. Er erklärte alle die Geheimnisse der vorigen Adepten, wiederholte ihre Versuche auf der Stelle, zeigte das Wesentliche und Falsche davon, prahlte aber selbst nie

mit

mit Geheimnissen. Was ihn noch mehr von jenen Windmachern auszeichnete, war die Art, womit er, ohne der Ehrfurcht zu nahe zu treten, die Geschenke und Anerbietungen des Prinzen von sich abzulehnen wußte.

Torré war ganz weg in diesem Mann; er überhäufte ihn mit Achtung und Aufmerksamkeit, gieng ihm nicht von der Seite, und führte ihn auch eines Tages in das Gartenhaus, dessen wir oben erwähnt haben. Der Fremde hatte Gelegenheit gehabt, Torré's ehrlichen Karakter kennen zu lernen, er nahm einen Eid von ihm, nie das zu verrathen, was er ihm itzt entdecken wolle. " Zerbrechen Sie, fuhr er fort, diese Oefen, die nur Werkzeuge Ihres Ruins seyn würden; wenn Sie so glücklich sind, auf die und die Art die und die Materie zu erhalten und zuzubereiten, so geben Sie sogleich die Briefe auf die Post, die ich Ihnen schicken werde, und sogleich will ich bey Ihnen seyn. Noch wissen Sie nichts, Sie sollen es aber erfahren, wenn Sie mit mir arbeiten werden. „ Den andern Morgen empfieng Torré ein grosses versiegeltes Paket mit der Aufschrift: Zur bestimmten Zeit zu eröffnen. Torré lief zu dem Fremden, den er bereits als seinen Wohlthäter ansah; er war aber die Nacht abgereiset.

Die-

Diese Begebenheit erinnert an eine andere, die dem berühmten Johann Friedrich Helvetius, ersten Leibarzt des Prinzen von Oranien, zustieß. Er hatte in einem Werke an der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle gezweifelt. Den 17 Dezember 1666 besuchte ihn ein Unbekannter im Haag, und stellte ihm vor, daß er das Goldpulver nicht verdammen könne, ohne vorher die hermetischen Schriften gelesen und geprüft zu haben. Er öffnete zu gleicher Zeit ein elfenbeinernes Schächtelchen, und zeigte ihm ein sehr dünnes und schweres Stück von einer Erz- und Schwefelfarbe, und das sich bröckeln ließ. " Dies, sagte er, ist genug, um zwanzig Tonnen Goldes zu machen.„ Helvetius bat ihn nur um ein Hirsenkorn groß, womit er selbst den Versuch an Bley machte, das in sehr reines Gold verwandelt wurde. Er wiederrief hierauf in einem andern Werke: Vitulus aureus &c. Hagæ Comitis. 1667. in 8vo. alles, was er wider die Adepten geschrieben hatte, und erzählte die Geschichte, die ihm begegnet war.

Torré wurde nun finster, traurig und andächtig. Die Unterredung und das grosse Werk, das er vorhatte, schwebten ihm beständig im Sinn. Man traf ihn nirgends als in Einöden, oder am Fuß der Altäre an. Nach drey Jahren gelang ihm endlich, was

ihm

ihm der Fremde vorgeschrieben hatte. Er öffnete nun das Paket, und fand darinn Briefe mit verschiedenen Aufschriften und in verschiedenen Sprachen, nach teutschen, englischen, holländischen und wälschen Städten. Er mußte lange auf den Fremden warten, endlich erschien er in der Kleidung eines Geistlichen. Sie verschlossen sich in Torré's Gartenhause, und nach einer ununterbrochenen Arbeit von einigen Monaten kam endlich das wunderbare Pulver zum Vorschein.

Torré, der von Begierde brannte, es zu untersuchen, schmelz alles Fensterbley im Hause zusammen, und verwandelte es mit einem Gran dieses Pulvers in eine gelbe Masse. Er trug sie in die Stadt, um sie auf Befehl seines Meisters mit Kupfer zu versetzen, damit man es nicht für philosophisches Gold erkennen möchte. Der Goldschmied, bey dem er es hierauf probiren ließ, erklärte es für sehr reines Gold. Torré eilte auf sein Landhaus — aber Fremder und Pulver waren verschwunden. Es blieb ihm nichts übrig, als ihm nachzusetzen. Er erinnerte sich der Namen einiger Städte, wohin die Briefe addreßirt gewesen waren, und reisete nach Amsterdam, Leiden, Frankfurt, Danzig, Mannheim, London, aber alle seine Nachforschungen waren vergebens.

Voll

Voll Kummer über seine fruchtlose Nachforschungen kehrte er nach **Paris** zurück, und erfand eine ganz neue Art von Schauspiel. Ganz **Paris** sah mit eben so großem Vergnügen als Erstaunen die Schmiede des Vulkans, die er aux boulevards du Temple gab. Allein sein Magazin gieng kurz darauf im Feuer auf, und da verschiedene Häuser der Nachbarschaft beschädigt wurden, so legte sich die Polizey dazwischen, und verbot ihm, fortzufahren. Er fand in seinem Erfindungsgeiste, eine neue Hilfe; das Vauxhall, welches das Londner weit übertraf. Es war für ihn ein neuer Stein der Weisen, den er gefunden hatte; allein der Neid zerstörte seine Entwürfe; die Eigenthümer des Kolisseums brachten es so weit, daß ihm die Fortsetzung des Vauxhalls, das sich zu ihnen wie die **Venus** des **Praxiteles** zu dem Koloß von **Rhodus** verhielt, untersagt wurde. So runirte man mit einem Streich diesen geschickten Künstler und dreyßig Familien, die ihr Vermögen in dieses Unternehmen gesteckt hatten.

Torré gieng nach **England**, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Bald war das Kolisseum selbst genöthiget, ihn zurückzurufen, damit er diesem weitläuftigen ächtkolassilischen Unternehmen wieder aufhelfen möchte. Aber da man ihm aus Filzigkeit

keit seine prächtigsten Entwürfe beschneiden wollte, dankte er ab.

Seine Stärke in der Feuerwerkerey ist weltkündig, und war sonder gleichen.

Noch vermissen die Grossen seine Talente in Vervielfachung und Anordnung eines Festes. Eine Arbeit verdrängte bey ihm die andere. In seinen Ruhestunden verfertigte er vortreffliche Baro- und Thermometer, die noch die Zierde der Sammlungen von dieser Art sind. Er war es, der in dem letzten Kriege der Franzosen mit den Engländern ein Feuer erfand, das eben so wirksam und schrecklich, wie jenes berufene griechische Feuer war, und die feindlichen Schiffe in einer gewissen Entfernung verbrannte.

Die französische Regierung ließ es durch den Grafen von H** prüfen, und die Probe schlug sehr gut aus, aber zur Ehre der Menschheit und zur Beruhigung des Torré, den seine Erfindung wegen ihrer schrecklichen Folgen schon zu reuen anfieng, wurde sie zwar gelobt, aber nicht gebraucht.

Torré vereinigte mit seinen grossen Talenten bewährte Rechtschaffenheit, und ein gefühlvolles Herz. Er kam der Dürftigkeit des Nächsten in ihren Bedrängnissen zuvor, und konnte nicht ohne Rührung die Erzählung eines Unglücks oder der Noth anderer anhören. Er war so weich, daß er nicht einmal

die

die Vorstellung eines heftigen Trauerspiels auszuhalten vermogte; seine Seele litte bey dem Anblick von fremden Schmerz, noch mehr bey den Schmerzen seiner Freunde. Er war die Stütze und der Stolz seiner Aeltern und Familie; ihre Briefe, die man nach seinem Tode fand, sind so viel redende und rühmliche Beweise davon. Er gönnte seinen Freunden und Gönnern das Vergnügen nicht, ihm unentgeldlich zu dienen. Die kleinste Gefälligkeit, die man ihm erwies, wurde von seiner Seite durch ein Wetterglas von seiner Arbeit, oder einer andern Seltenheit, und eine lebenslängliche Erkenntlichkeit vergolten. Eine liebenswürdige Frau, die Theilnehmerinn seiner Widerwärtigkeiten, fesselte ihn an ein Leben, das ihm nur durch Leiden merkwürdig war. Als sie starb, folgte er ihr bald an einem Asthma, nach, der Frucht seiner Arbeiten. Er starb den 30sten April 1780. Er hinterläßt eine einzige Tochter.

III.

Marquise von Chatelet.

Die Marquise von Chatelet, die aus einem alten Hause in der Pikardie in Frankreich abstammte, war geboren den 17ten De-

zember im Jahre 1706. Sie war die Tochter des Herrn Nikolaus Freyherrn Breuil, und dessen Gemahlinn von Froullay. Unter denen Frauenzimmern ihrer Nazion, die sich berühmt gemacht haben, verdient sie mit Recht die höchste Stelle. Vor ihr hatten viele Französinnen durch angenehme Romane oder durch dichterische Aufsätze, worinnen alle Annehmlichkeiten des Witzes, und die Reize der feinsten Empfindungen schimmern, sich einen Namen gemacht. Andere legten sich auf Erlernung der todten Sprachen, übertrugen deren Schönheiten in ihre mütterliche, bereicherten ihre Uibersetzungen mit schätzbaren Erklärungen, und machten sich auf diese Weise um das gemeine Wesen der Gelehrten sehr verdient. Aber nur wenige nahmen Zirkel und Maaßstab in die Hände, oder bemüheten sich die Geheimnisse der Natur zu durchdringen, und sich mit den tiefsinnigen Berechnungen der Meßkunde zu beschäftigen. Diese Bemühungen waren für die Marquise von **Chatelet** aufbehalten, die durch Ausarbeitung einige Werke über solche Gegenstände, die sie nur Männern von seltenem Verstande entfalten, sich eine ansehnliche Stelle unter den grossen Gelehrten erworben, und mit einem **Leibnitz** und **Newton** gewetteifert hat.

Sie

Sie hatte aber nicht bloß einen Geschmack an tiefsinnigen Wissenschaften. Sie hatte die feine Gelehrsamkeit mit eben so viel Eifer als Erfolg getrieben, und ihre frühen Jahre dem Studium der Alten gewidmet. **Virgil** war der Schriftsteller, den sie am mehrsten scheint bewundert zu haben. Es war ihr nicht genug, die **Aeneide** gelesen zu haben, sie fieng auch an, sie zu übersetzen. Wie Schade, daß sie diese Arbeit nicht zu Ende gebracht hat, es würde ohne Zweifel eine vortreffliche Uibersetzung dieses meisterhaften Gedichts geworden seyn.

Die beßten französischen Schriftsteller hatten ebenfalls ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, sie wußte deren schönste Stellen auswendig. Besonders wurde sie durch harmonische Verse gerührt, dagegen ihr zärtliches Ohr, durch solche, die bloß das Verdienst der Mittelmässigkeit hatten, beleidiget wurde.

Auch andere lebende Sprachen hatten ihre Lernbegierde rege gemacht, sie las den **Tasso** und **Milton** mit Leichtigkeit. Vorzüglich aber legte sie sich auf das Eigenthümliche ihrer Muttersprache, und hinterließ darüber einige handschriftliche Anmerkungen, die dem berühmten französischen Sprachkenner dü **Marsais** nicht Unehre gemacht hätten. Die Reinigkeit der Sprache, die alle Franzosen

an ihren Werken rühmen, ist ein sicherer Beweis, daß sie sie aus dem Grunde verstand.

Alles machte ihr Vergnügen, was sie mit den Vollkommenheiten der Natur bekañt machte. Die schönen Künste, die nur als Nachahmungen der Natur zu betrachten sind, waren ihr nicht minder angenehm, als Beredsamkeit und Dichtkunst. Die Tonkunst hatte die mehresten Reize für sie; sie hatte von Natur ein empfindsames Herz, und mußte die Macht der Harmonie empfinden.

Diese Erworbenen Kenntnisse dienten ihr als ein Licht, sie auf das dunkle Gebiet der metaphisischen Untersuchungen zu leiten. **Leibnitz**, dieser sinnreiche und tiefsinnige Weltweise, war der Führer, unter dessen Beystand sie die ersten Schritte auf dieser schweren Laufbahn that. War sie aber ihm Verbindlichkeiten schuldig, so stattete sie sie reichlich ab, durch das Licht, das sie über seine Schriften ausbreitete. Seine Weltweisheit wurde von ihr in einem Werke erläutert, dem sie die Aufschrift gab: **Grundsätze der Naturlehre.** (Institutions de Phisique.)

Wenn dieses Werk seiner Deutlichkeit und Ordnung wegen den höchsten Ruhm verdienet; so kann man die vorgesetzte Abhandlung als ein Meisterstück der Beredsamkeit und vernünftigen Denkens betrachten. Sie hat solche an ihren Sohn gerichtet; sie schärft

die

die Verbindlichkeit der Aeltern, für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, als eine unnachläßliche Pflicht ein; sie ermuntert ihren Sohn, seine hervorbrechende Vernunft zu üben, und sich vor der Unwissenheit zu bewahren, die in einem vornehmen Stande nur zu gewöhnlich ist. " Es ist nothwendig, sagte sie, daß sie sich frühzeitig an eine Fertigkeit zu denken gewöhnen, und Vergnügen an der Beschäftigung mit ihrem Verstande zu finden lernen; alsdann werden sie während ihres ganzen Lebens erfahren, was die Studien für Erfrischungen und Beruhigung verschaffen, und einsehen, daß solche Beschäftigungen zur Glückseligkeit und Vergnügen führen. „

Sie räth ihm, sich hauptsächlich auf die Naturkunde zu legen, und legt ihm einen Entwurf vor, dem er bey dieser Beschäftigung folgen sollte, und zählt die Verbindlichkeiten auf, die diese Wissenschaft gegen diejenigen Weltweisen hat, die nach dem **Deskartes** gelebet haben. Wenn sie ihn auf das Lehrgebäude dieses grossen Mannes und des **Newtons** führt: so unterläßt sie nicht, der hitzigen Streitigkeiten zu erwähnen, welche sie veranlaßt haben, und ermahnet ihn, dem Geist der Partheylichkeit nicht Platz zu geben, als der sich mit der Liebe zur Wahrheit nicht verträgt. Sie setzt hinzu: " Es ist

höchlich ungereimt und unschicklich, aus den Meinungen eines Newtons und Deskartes eine Nazionalangelegenheit zu machen. Weñ die Sache ein philosophisches Buch betrift, so ist es sicherlich für dessen Werth von wenigem Belang, ob der Verfasser ein Franzose, oder ein Engländer ist. Nur gar zu oft pflegen Leute, die über Bücher Urtheile fällen, sich nach eitlem Vorurtheile, oder den Würden ihrer Verfasser zu richten.

Die Marquisinn empfiehlt zugleich ihrem Sohn, die Ehrerbietung, die man grossen Männern schuldig ist, nicht bis zur Vergötterung zu treiben. Nach dieser guten Lehre kommt sie auf Leibnitzen und seine metaphisischen Begriffe zu sprechen. Es scheint aber, daß sie hier ihre gegebene Vorschrift etwas vergißt, und eine zu starke Bewunderung dieses Weltweisen vorwalten läßt. Dieser geringe Fehler ist der einzige, den sie in dieser vorläufigen Abhandlung begangen hat.

Die Wissenschaften, die ausser dem geraden Wege zur Wahrheit führen, sind nicht für diejenigen, die mit Ungeduld nach dieser verlangen. Die Marquise von Chatelet suchte die Wahrheit mit zu vielem Eifer, und mit zu vielen Vortheilen, als daß sie mit den Ungewißheiten der Metaphysik zu viele Zeit hätte verlieren sollen. Kaum war sie mit

dem

dem Newton bekannt, so verließ sie den Leibnitz. Die lichtvollen Lehren des erstern waren ihr nun angenehmer, nachdem sie sich durch den anhaltendesten Fleiß mit seinen Schriften vertraut gemacht, empfand sie eine Begierde, sich den höchsten Ruhm zu erwerben, und ließ sich in eine Unternehmung ein, die ohne Streit die wichtigste war, so jemals ein Frauenzimmer angefangen hat. Newton, der seine Werke in lateinischer Sprache bekannt machte, hatte bloß für einige wenige geschrieben. Die Marquise, die seine Prinzipia ins Französische übersetzte, und mit ihren vortrefflichen Erklärungen erläuterte, schrieb für alle Welt. Durch diese schwere Bemühung vergrösserte sie ihren Ruhm, leistete der Gelehrsamkeit einen Dienst, und machte vielleicht selbst den Newton noch berühmter.

Bisweilen verändert sie in ihrer Uibersetzung die Lehrart des Verfassers, und andermale verbessert sie seine Irthümer. Aber ihre Erläuterungen übertreffen die Uibersetzung weit. Sie bestehen aus zween Theilen, denen ein kurzer historischer Entwurf der Sternkunde von Pythagoras an, bis auf ihre Zeiten vorgesetzt ist. Der erste Theil enthält eine Erklärung und Erläuterung der vornehmsten Erscheinungen in dem Weltgebäude. Der andere beschäftigt sich mit

einer analytischen Auflösung der vornehmsten auf dies Gebäude sich beziehenden Aufgaben. In diesem Theile hat die Marquise auch verschiedene berühmte Lehrsätze mit einer Deutlichkeit, die fast bis zur Demonstrazion reicht, erkläret. Wenn man auf das uneinnehmende Ansehn der Gegenstände, die sie behandelt, und auf die Lebhaftigkeit, die Annehmlichkeit und die Zärtlichkeit sieht, die ihrem Geschlechte so eigen sind, so muß sich unser Erstaunen mit Bewunderung vermischen.

Es ist nicht zu läugnen, daß sie dem Unterricht des Herrn Clairaut etwas zu danken hatte. Sie hatte kaum einen Abschnitt ihrer Erläuterungen zu Ende gebracht, als sie ihn sogleich dem Urtheile dieses Gelehrten übergab. Wenn sie aber ihre Berechnungen machte, war sie immer allein, und dieser berühmte Meßkundige hatte bloß Gelegenheit, einige geringe Verbesserungen daran zu machen. Man muß demnach diejenigen, die behaupten, daß sie nicht Verfasserinn der Stücke sey, die ihren Namen führen, als übel berichtete, oder neidische Leute betrachten.

Diejenigen aber, welche die Marquisinn bloß aus ihren Schriften kennen, müssen auch nur eine unvollkommene Kenntniß von ihr haben. Ihr Betragen war nicht minder schätzbar, als ihre Fähigkeiten. Sie war

durch

durch ihre Bildung, Stand und Gelehrsamkeit bestimmt, sich vor ihren Zeitgenossen hervorzuthun, sie nahm aber diese vereinigten Vortheile nicht wahr, deren sie sich hätte bedienen können. Sie besaß ein Verlangen nach Ruhm, aber keine Praleren. In allen Handlungen ihres Lebens legte sie die einnehmendeste Einfalt an den Tag. Voltaire sagt in seiner historischen Lobschrift über ihr: " Nie ist ein gelehrteres Frauenzimmer gewesen, und die weniger begierig war, Gelehrsamkeit auszukramen. Sie sprach niemals von Wissenschaften, als mit denen, von welchen sie was zu lernen hoffte, niemals aus Eitelkeit. Sie versammlete keinen Kreis von Bewunderern um sich her, die ihren vortrefflichen Verstand erheben sollten. Mit angebornen besondern Gaben der Beredsamkeit sprach sie nie von was andern, als was ihrer würdig war. Jene zärtlichen Wendungen im Ausdruck, und jene ekele Aengstlichkeit, deren sich einige berühmte Frauenzimmer befleissigen, befanden sich nicht mit unter der unermeßlichen Menge ihrer Gaben. Nachdruck, Kürze, und Erkenntlichkeit waren die unterschiedenden Eigenschaften ihrer Wohlredenheit. Sie ist einem Paskal und Nikoles ähnlicher, als der Frau von Sevigne. „

Dies Gemählde muß treffend seyn; denn niemand hatte bessere Gelegenheit, die Marquisinn zu beobachten und zu beurtheilen, als der Verfertiger desselben. Die genaue Verbindung zwischen diesem Frauenzimmer und dem Herrn von **Voltaire** ist bekannt genug. Beyderseitiger Geschmack an der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften diente zum Grunde einer Vertraulichkeit, die für den letztern so schmeichelhaft war. Der Rath und die Ausbesserungen der Marquisinn gab vielen Aufsätzen des **Voltairs** ihr Verdienst. Er ließ nichts drucken, ohne sie zu Rath zu ziehen.

Ein Frauenzimmer, die bloß den Vorzug besitzt, gelehrt oder witzig zu seyn, ist für die Gesellschaft weniger brauchbar. Die Marquisinn fügte zu jenen Vollkommenheiten noch andere. Ihre Neigung zu den Wissenschaften hielt sie nicht ab, alle Pflichten zu beobachten, die sie ihrem Hause schuldig war. Sie übernahm selbst ihres Sohnes Erziehung, und hielt sich nicht zu vornehm für die Haushaltungssorgen und Einrichtungen. Ihre Redlichkeit gieng über alles; sie überließ sich nie einem boshaften Spott; und bezeigte sich vielmals recht eifrig, Abwesende zu vertheidigen, die verläumdet oder verspöttelt wurden. Der einzige Vorwurf, den man ihr macht, ist der, daß sie zu

sehr ihre Gesundheit vernachlässiget. Sie opferte selbige ihrem Ruhm auf. Weil sie *in* Furcht stand, daß sie an ihrer Erklärung des **Newtons** nicht würde die letzte Hand legen können, so arbeitete sie Tag und Nacht daran; und diese Anstrengungen beschleunigten die Annäherung ihres Todes. " Sie fühlte, sagt **Voltaire**, daß ihr Ende herzu nahete, und, so sonderbar es auch scheint, bedauerte die Kürze des Lebens, gieng aber dem Tode mit unerschrockenem Muthe entgegen. „ Die Zeugen ihrer letzten Augenblicke empfanden ihren Verlust doppelt, ihre eigene Betrübniß und Sehnsucht ängstigte sie; und überdieß hatten sie noch Gelegenheit, der Abscheidenden ihre Seelenkräfte zu bewundern, die rührende Bekümmerniß mit der entschlossensten Standhaftigkeit verband. Sie starb in ihrem 43sten Jahre.

IV.

Ludwig Carantini, und seine Töchter.

Keine Art häuslicher Tiranney ist unbilliger und härter, als diejenige, die unvernünftige Aeltern sehr oft über ihre Kinder ausüben,

üben, indem sie sie zu einer Lebensart zwingen, zu dieser sie keinen innerlichen Beruf haben. — Müssen Kinder je eine freye Wahl haben, so muß sie ihnen gewiß alsdann verstattet werden, wenn sie auf lebenslänglich in ein Kloster sollen eingesperrt werden, denn Gott fodert die Heiligung des Herzens, und nur das Opfer ist ihm angenehm, das mit reiner und freywilliger Entschliessung gebracht wird. — Folgende Geschichte liefert ein treffliches Beyspiel der unglücklichen Folgen eines solchen Zwanges, und ist zu sicher bestätigt, als daß man einen Augenblick an der Wahrheit der Erzählung zweifeln könnte:

Ludwig Carantini, aus Varese im Mailändischen, lebte zu Ausgang des letztern Jahrhunderts; er hatte zwo einzige Töchter von einer Frau, die ihm ein ansehnliches Vermögen zugebracht hatte. Die väterliche Zuneigung aber, die zwischen beyden Kindern hätte sollen vertheilt seyn, war allein auf die älteste gewandt, die Viktorie hieß, ob sie gleich wirklich nicht völlig so liebenswürdig war, als ihre jüngere Schwester Olympie. Diesen eigensinnigen Vorzug gab er ihr schon in ihrer Kindheit. Viktorie genoß alle Liebeserweisungen von ihrem Vater, und ihre Schwester konnte nicht das kleinste Merkmal väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung erhalten. In der That ersetzte ihr zwar die Liebe

ihrer Mutter einigermassen die väterliche Gleichgültigkeit; allein der Tod beraubte sie bald dieses Trostes, und seitdem ward ihr alles zuwider gethan, und bey jedem Vorfalle gieng man übel mit ihr um. Die Schönheit der Viktorie, und das grosse Vermögen, welches sie einst von der Partheylichkeit ihres Vaters zu erwarten hatte, zog ihr bald eine Menge Bewunderer zu; und Carantani hatte im Sinne, die Glückseligkeit der Olympie aufzuopfern, damit er seiner Lieblingstochter desto mehr Vermögen zuwenden könnte. Dem zufolge gab er Olympien in ein Kloster, und ließ ausbreiten, daß sie gesonnen wäre, eine Nonne zu werden. Dies Gerücht gewann Glauben, die Anzahl der Liebhaber vermehrte sich um Viktorien, und es befand sich unter ihnen ein Edelmann aus einer der besten Familien des Landes. Der Vater wünschte sich schon Glück zu dem Fortgange seines gemachten Entwurfs. Da er Olympien allzeit unbarmherzig begegnet hatte: so glaubte er, daß die Stille des Klosters ihr angenehm seyn, und sie sich für glücklich halten würde, der Rauhigkeit und Vernachlässigung, der sie zu Hause unterworfen war, entkommen zu seyn. Er betrog sich auch darin nicht gänzlich; denn auf Zureden verschiedener Verwandtinnen, die Nonnen waren, und ihr Vater sie dazu angestiftet hatte, ließ sie es

sich

sich gefallen, in dem Kloster San Martino die Noviziatskleidung anzulegen, oder sich zum Prüfungsjahre einkleiden zu lassen. Allein es giebt eine Zeit des Lebens, wo die Natur eine Sprache spricht, die ganz von der Klosterandacht verschieden ist. Olympie war zwar jung, lebhaft, und von einem zur Liebe geneigten Naturell, und dennoch stand sie auf dem Punkte, ein Opfer der Ehrsucht ihres Vaters und ihrer eigenen Unerfahrenheit zu werden: allein eben an dem Tage der Einkleidung sah sie unter den Fremden, die bey dergleichen Feyerlichkeiten gegenwärtig zu seyn, Erlaubniß haben, einen liebenswürdigen jungen Herrn, der auf ihr Herz einen tiefen Eindruck machte. Sogleich wurden die Gedanken eines Klosters ihr unausstehlich; und sie gedachte mit Entsetzen an das Opfer, das sie so eben machen, und sich vermittelst desselben aller Vortheile begeben wollte, die sie sich in der Welt versprechen konnte. Die Nonnen, und ihre andächtige Verwandtinnen, die die Veränderung wenige Tage darnach gewahr wurden, bemüheten sich vergeblich, sie zu ihrer vorigen Entschliessung zurückzubringen. Die ganze Antwort, die sie erhalten konnten, bestund darin: " Ihre Umstände wären so gut, als ihrer Schwester ihre, daher sey sie nicht gesonnen, derer Ehrsucht, oder ihres Vaters Partheylichkeit

sich

sich aufzuopfern; sie sey entschlossen, zu heurathen, und sie bäte sie gar sehr, daß sie ihren Vater vermögen möchten, sie einem jungen Herrn von sehr guter Familie zu geben, von welchem sie, wie sie wüßte, geliebet würde.

Man kann sich leicht vorstellen, wie Carantini erstaunte, als er von einer Entschliessung hörte, die seinen Anschlag, den er gefaßt hatte, das Glück seiner theuren Viktorie zu vergrössern, gänzlich zu Schanden machte. Er ersuchte die Nonnen und seine Verwandtinnen aufs angelegentlichste, ihre Bemühungen zu verdoppeln, damit sie nur Olympien dahin brächten, ihren Entschluß zu ändern. Allein diese eifrigen Bemühungen dienten nur bloß, ihre Leidenschaft zu entflammen, und vermehrten ihren Widerwillen gegen das Klosterleben; sie verbarg ihre Gesinnungen auch nicht vor dem Vater, der öfters sie besuchte, um zu erfahren, was die Vorstellungen ihrer Freunde ausgerichtet. Er setzte zu deren Uiberredungen seine eigene; als er aber gewahr ward, daß diese nichts ausrichteten, so brauchte er Drohungen, und versicherte ihr, wo sie sich nicht zum Klosterleben entschliessen würde, sie wollte er sie wieder in sein Haus nehmen, so könnte aber versichert seyn, daß sie dann aufs höchste elend seyn sollte.

Olym-

Olympie, die ihres Vaters Unbarmherzigkeit aus langer und grausamer Erfahrung kannte, zweifelte gar nicht, daß er würde Wort halten. Doch suchte sie ihn durch die zärtlichsten und nachdrücklichsten Vorstellungen zu erweichen; allein weder Gründe, noch Bitten, noch Zähren machten auf sein hartes Herz den mindesten Eindruck.

Da durch die Veränderung in dem Entschlusse der Olympie die Heurath ihrer Schwester in Gefahr gerieth, gar abgebrochen zu werden, indem derer Liebhaber fast täglich kälter und gleichgültiger gegen sie ward, je zweifelhafter es wegen ihres Vermögens von einer Zeit zur andern wurde: so wurde Carantani dadurch so aufgebracht, daß er der Olympie bey seinem nächsten Besuche, als er eben in solcher Wuth war, zu verstehen gab, daß er sie mit eigner Hand ermorden wollte, wo sie sich nicht entschliessen würde, den Schleyer zu nehmen, sobald das Probejahr würde zu Ende seyn.

" Muß ich sterben, antwortete die liebenswürdige Tochter ganz ruhig, so soll es doch nicht durch Ihre Hände seyn. Ich habe Ihnen oft vorgestellet, daß ich den größten Widerwillen gegen das Klosterleben habe, und doch bestehen Sie darauf, daß ich mich meiner Schwester Glück, und der übermässigen Liebe,

die

die Sie beständig gegen sie bewiesen haben, mich aufopfern soll: und wenn es mir unmöglich ist, Sie dahin zu bringen, daß Sie diesen Befehl zurücknehmen, so will ich gehorchen, damit mein Gehorsam Ihnen das Verbrechen erspare, das Sie mir zu begehen drohen: allein Sie und meine Schwester werden unaufhörliche Ursache haben, das grausame Opfer zu bereuen, das Sie mich zu vollbringen nöthigten.„ Sie setzte hinzu, daß er die nöthigen Anstalten zu der Feyerlichkeit möchte machen lassen, wann es ihm beliebte. Hierauf begab sie sich weg. Carantani, der vermuthlich nicht wußte, wie weit die Verzweiflung ein junges Mädchen bringen könnte, dessen Herzens sich einmal die Liebe bemächtigt hatte, dünkte sich nicht wenig damit, daß er sie doch dahin gebracht hätte, wo er wollte. Er kam mit einer Art von Triumph, seiner theuren Viktorie und ihrem Liebhaber, die beyde beysammen waren, diese fröliche Neuigkeit zu verkündigen. Sie wurden darüber ungemein vergnügt, und hielten sich darüber für höchst glücklich.

Da das bestimmte Probejahr für Olympien zu Ende gieng, und die Zeit herannahete, daß sie den Schleyer nehmen sollte; so machte Signor Carantani alle die gewöhnlichen Anstalten zu dieser Feyerlichkeit, und

nahm seine Maaßregeln, die Heurath seiner ältesten Tochter um eben die Zeit aufs feyerlichste zu begehen, als wenn er gedächte, daß jenes unglückselige Schlachtopfer nicht wüßte, wenn es aufgeopfert würde.

An dem Tage vor dieser zweifachen Feyerlichkeit hielt es Olympie für ihre Pflicht, den letzten Versuch zu thun, um ihren Vater zu besänftigen, und, wo möglich, ihn noch zu bewegen, von einem so grausamen Opfer abzustehen. Zu dem Ende stellte sie nochmals Gründe vor, sie bat, sie weinte und flehete; allein **Carantini** war gleich taub gegen die Stimme der Natur, der Vernunft, und der Religion; er blieb unbeugsam bey seinem Vorhaben, uud bekräftigte seine Drohungen mit den allerschrecklichsten Schwüren. Ach, mein Vater! sagte die unschuldige Olympie mit einem Blicke unaussprechlicher Zärtlichkeit und Kummers, **erwägen Sie wohl, was Sie vorhaben**; erwägen Sie, erwägen Sie, daß Ihre Antwort für mich Leben und Tod ist; und seyn Sie versichert, wo Sie mich dem Glücke meiner Schwester aufopfern, daß Sie es bereuen werden, wenn es zu spät ist; die falschen Erscheinungen, die gegenwartig Sie mißleiten, werden einmal verschwinden. Sie werden mit Entsetzen die Wirkungen ihrer Verführung wahrnehmen, und die Stiche der Gewissensbisse

füh-

fühlen, wann sie durch Verzweiflung unausstehlich seyn werden. Doch eine weitere Unterredung darüber würde Sie noch mehr erbittern, und meinen Untergang desto gewisser machen; erlauben Sie mir dennoch, daß ich mich kann wegbegeben, und ertheilen Sie mir meine endliche Antwort nicht eher, als morgen. Aber gedenken Sie daran, wo ich umkomme, so werden Sie elend seyn, und wo Sie Ihrer Tochter Erbarmung versagen, so sprechen Sie wider sich selbst ein Urtheil. Mit diesen Worten verließ sie das Sprachzimmer. Carantani, dessen Augen durch diese letzten Worte hätten mögen geöffnet werden, ließ dieselben aus der Acht, als wilde Drohungen, welche die gewöhnliche letzte Zuflucht einer Leidenschaft sind, die durch Widersetzung vergrössert, und durch Verzweiflung ausser sich gesetzt wird. Die Anstalten zu Viktoriens Hochzeit beschäftigten alle seine Aufmerksamkeit, und er gedachte an nichts, als wie er sie recht prächtig und kostbar einrichten könnte. Die Anverwandten, die zu der doppelten Feyerlichkeit der Einkleidung und der Trauung eingeladen worden, waren schon in der Klosterkirche versammelt, und Olympie wurde mit dem reichsten Schmucke und den kostbarsten Kleinodien geschmückt, die alle bey dergleichen Feyerlichkeiten von einer Einzukleidenden angelegt

werden, damit sie ihnen mit desto grösserer Solennität auf ewig entsage. Der fürchterliche Augenblick kam endlich heran, da dieses blutige Opfer sollte zum Altar geführet werden. Indem sie nun wußte, daß weiter nichts mehr für sie zu hoffen wäre: so verbarg sie ihre Verzweiflung, und bat die Nonnen, die um sie herum waren, daß sie ihr erlauben möchten, in ihre Zelle zu gehen, um sich nur einige Minuten zu erholen, und bey sich allein über den wichtigen Schritt nachzudenken, den sie jetzt thun wollte. Dies ward ihr leicht zugestanden, und Olympie gieng — nicht auf ihre Zelle — sondern auf einen Boden, der darüber war. Hier beweinte sie ihr Unglück, bat Gott um Vergebung, machte einen Strick, den sie einer Nonne abgenommen, die ihn statt des Gürtels brauchte, an dem Dachsperren fest, legte ihn sich um den Hals, sprang von einer kleinen Erhöhung, auf der sie stand, und gab in wenig Minuten den Geist auf.

Während der Zeit erwartete die Gemeine, die schon über eine Stunde in der Kirche versammlet war, mit Ungeduld, daß die Feyerlichkeit sollte den Anfang nehmen. Die Aebtissinn merkte das, und wunderte sich eben so sehr, daß es so lange währte, und Olympie nicht zu Chore käme; endlich ließ sie sich bey den zurückgebliebenen Nonnen erkundi-

gen,

gen, und hörte, daß es an der Einzukleidenden läge. Man wartete fast noch eine Stunde; allein **Olympie** erschien nicht. Endlich fieng man an, in der Zelle zu suchen, man fand sie aber nicht; man suchte allenthalben im ganzen Kloster, aber ebenfalls vergebens. Nachdem viel Zeit mit vergebenem Suchen zugebracht war, fiel es einer Nonne ein, auf den Boden zu gehen. Was für ein trauriger entsetzlicher Anblick! — Die unglückselige **Olympie** hieng in dem fatalen Stricke, mit dem sie ihrem Leben ein Ende gemacht hatte; auf ihren blassen Wangen waren noch die Spuren häufiger Thränen zu entdecken, und zu ihren Füssen lag ein Gebetbuch von Thränen benetzt, woraus man schloß, daß sie vor dieser schrecklichen That gebetet und geweinet hätte.

Voll Schrecken über den furchtbaren Anblick lief die Nonne die Treppe herab, ins Chor, wo die Nonnen versammelt waren, und erfüllete mit ihrem Geheule und Wehklagen alles mit Erstaunen und Entsetzen. Der Lärm verbreitete sich bald aus dem Chor in die Kirche; wo alle Anverwandten mit der äussersten Bestürzung die Nachricht von dem plötzlichen Tode der unglückseligen Olympie vernahmen, dessen schreckliche Umstände noch die Aebtissinn ganz klüglich verheelte. Anfänglich wollten sie das Gerücht nicht glau-

ben; sie verlangten die Verstorbene zu sehen; sie giengen alle samt aus der Kirche, die Damen und selbst Carantani, (welches ihm als Vater erlaubt war, begaben sich ins Kloster, so sehr auch die Aebtissinn und die Nonnen sich dagegen setzten. Was für ein Schauspiel war hier für einen Vater, für eine Schwester, für eine ganze Familie. Eines der liebenswürdigsten jungen Frauenzimmer das Opfer einer heftigen Verzweiflung; davon das Entsetzen noch sichtbarlich in ihrem ganzen Gesichte zu lesen war.

So groß auch bisher Carantanis Hartnäckigkeit gewesen war, so brach er doch jetzt in Thränen aus, und gerieth für Verzweiflung ausser sich. Er klagte sich zu spät als den Mörder seiner Tochter an, und flohe, gequält von diesem marternden und nur zu wahren Gedanken aus dem Kloster, und sogar aus der Stadt mit der größten Eilfertigkeit. Um seine Schande, seine Traurigkeit und seine Gewissensunruhe in der Dunkelheit seines einsamen Landsitzes zu verbergen, setzte er sich zu Pferde; kaum aber war er eine Meile geritten, als das Pferd scheu ward, und ihn abwarf, da er dann, indem der eine Fuß im Steigbügel hängen geblieben war, mit fortgeschlept wurde, und sich so zerriß, daß er auf dem Wege starb. Das Pferd stand nicht eher stille, als bis es zu Hause

angelangt war, wohin es den todten Leichnam, der voller Wunden und Beulen war, mit sich schlepte. Die Heurath der Viktorie gieng wieder zurück, und sie starb bald darauf für Gram über das Unglück ihrer Schwester und ihres Vaters, und über den Schimpf, von ihrem Bräutigam verlassen zu seyn, der sich nach dem, was vorgefallen war, mit ihr nicht weiter einlassen wollte.

V.

Herr Gottlieb Friedrich Riedel.

Nicht Lehrer und Akademien allein, diese vortreffliche Pflanzschulen der Gelehrsamkeit, bilden den Gelehrten und Künstler, sondern eigener Trieb zu Künsten und Wissenschaften, und eigener Fleiß, haben nicht selten den größten Antheil an der nachherigen Bildung derselben. Davon haben wir verschiedene Beyspiele von eben so verschiedenen Gattungen, von Gelehrten und Künstlern aufzuweisen. Herr **Gottlieb Friedrich Riedel** ist ein Beyspiel von diesen, und dessen Leben ich hier beschreiben will. Er ist

1724 zu Dresden geboren. Sein Vater, Christoph Ehrenfried Riedel, war königlich-pohlnischer und churfürstlich-sächsischer Kommissarius, und seine Mutter, Johanna Magdalena, eine geborne Müllerin. Nach dem Willen seiner Aeltern war er einzig und allein den Studien gewidmet, wozu er auch von seiner Kindheit an angehalten wurde, allein die Triebe zu den schönen Künsten lenkten ihn von jener Seite ab, und auf die Mahleren, die sein einziges Studium wurde. Ein besonderer Zufall, da sein Vater von dem Landgrafen Ernst Ludwieg zu Hessen Darmstadt, als Violenzellist auf einige Jahre bey der Hofkapelle zu dienen verschrieben wurde, brachte ihn in zarter Jugend von seiner Geburtsstadt nach Darmstadt, wo er seine Nebenstunden, die ihm die Besuchung der Schule übrig ließ, gröſstentheils mit Zeichnen zubrachte. Herr Johann Kristian Friedler aus Pirna in Sachsen gebürtig, ein naher Landsmann zu ihm, war zu selbiger Zeit Hof- und Kabinetsmahler am Hessen-Darmstädtischen Hof, und dieser bemerkte an dem noch jungen Knaben einen grossen Trieb und besonders Verlangen zu Erlernung der Mahleren. Die Hindernisse, welche seine Aeltern gegen diese Wissenschaft zu machen suchten, hat ihnen Herr Friedler nach und nach auszureden gesucht, und sie ganz auf seine Seite gebracht.

Er

Er nahm also gleich an dem feurigen Trieb dieses jungen Menschen so viel lebhaften und feurigen Antheil, daß er ihm erlaubte, nicht nur täglich bey ihm zu zeichnē, sondern ihn endlich auch zum Lehrling annahm. Bey diesem erfahrnen Künstler wandte er alle seine jugendliche Kräfte mit Eifer an, bis er endlich durch eine zufällige Gelegenheit von nahen Freunden und Anverwandten veranlaßt wurde, sein Vaterland wiederum zu besuchen. Bey der Wahl und Krönung Kaiser **Karls des Siebenten** begab er sich mit Willen des Herrn **Fiedlers** nach Frankfurt am Mayn, und von da, unter Begleitung seiner Anverwandten, nach Sachsen. Sein Lehrer gab ihm die herrlichsten Empfehlungen an die damals lebenden Hofmahler zu Dresden, und dadurch fand er Gelegenheit, seine bereits sich erworbene Wissenschaften noch mehr zu erweitern, und zu exkoliren. Inzwischen war seine Mutter gestorben, die immer noch auf das theologische Studium gedrungen hatte, und sich den blossen Künsten zu widmen, hindern wollte; sein Vater aber wurde willig, und unterstützte ihn mit Mitteln. Seine Ankunft in Dresden wirkte nunmehr ein weit grösseres Verlangen, und einen weit stärkern Trieb zur Kunst, indem der Ort selbsten schon viel mehrere Gelegenheiten einem jungen und feurigen Anfänger in der Kunst darbietet.

Man denke sich die Malerakademie, die herrliche Bildergallerie, die Statuen des grossen Gartens, die grossen und trefflichen Kirchen, Palläste u. s. w. die gleichsam ein Sammelplatz von Originalien grosser Künstlerwerke sind. Welchen Eindruck müssen sie nicht auf das Genie eines jungen Künstlers machen. Mit diesen reizenden Anblicken von Kunstwerken, die des Künstlers Gefühl erregen, und desselben Ideen bilden, vereinigte sich der Zutritt in das Haus des ersten königlichen Hofmahlers, Direktor der churfürstlich sächsischen Akademie zu Dresden, und Professors der französischen Akademie zu Paris, Herrn **Ludwiegs von Sylvester**. Hier zeichnete er des Tags nach den beßten Originalzeichnungen dieses Künstlers, und wechselweise nach Gyps und Mahlereyen; wenn aber Abends die Akademischen Stunden ihren Anfang nahmen: so zeichnete er die ausgestellten natürlichen Akte mit gleichem Fleiß, und gleich feuriger Begierde. Während dieser Zeit fanden sich auch veeschiedene Gelegenheiten, gute Kupferstiche einzusehen, Raisonements und Erklärungen grosser Künstler zu hören, und sich aus allen diesen theoretische und praktische Kenntnisse zu sammlen.

Durch einige nach **Piccart, Watteau, Lancree** u. a. gemachte Zeichnungen zog er die Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich,

und

und erwarb sich die Gnade seines nachherigen Protektors, des Premierministers und grossen Beförderers der Künste und Wissenschaften Grafen von Brühl. Verschiedene kleine, aber mühsam und eigen erfundene Zeichnungen, die er vorzeigte, setzten ihn gleich in solchen Kredit, daß man verlangte, er sollte sich fertig halten, als königlicher und churfüstlicher Mahler zu ächten Porzellainmanufaktur nach Meissen zu gehen, um allda seine erlernte Wissenschaft zum gemeinen Nutzen zu gebrauchen und anzuwenden. Sein Trieb, die bereits sich erworbene Wissenschaften noch mehr zu erweitern, und noch mehrere Akademien zu sehen, gieng so weit, daß er sich entschloß, nach Rom und überhaupt nach Italien und Frankreich zu reisen, um sich auch zugleich Kenntnisse der Alterthümer zu erwerben. Allein er mußte seinen Trieb ersticken, und sich dem Willen seines Vaters unterwerfen, welcher diese Reise nicht haben wollte, und sie gleichsam hintertrieb. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich auf Befehl des Hofs mit einem gnädigen Empfehlungsschreiben des Herrn Grafen von Brühl als Intendanten der Manufaktur 1743 nach Meissen als Porzellainmahler.

Diese Art Farben zu behandeln, war nun für einen Oel- und Wasserfarbenmahler ein ganz neues Fach, und verursachte ihm neue

neue Bemühungen. Ob nun gleich die Farben (deren Zubereitung bey dem Porzellaine ein Geheimniß ausmacht) ihm ein Hinderniß waren, solche gerade so mischen zu können, als sie bey einer Porzellainmanufaktur gebraucht werden; so waren sie doch auch zugleich ein neuer Reiz für ihn, dieselbe selbst bereiten zu lernen, um sie praktischer gebrauchen zu können.

Zeit, Mühe und Gelegenheit, diese stillen Lehrer aller Künste und Wissenschaften, verschafften auch hier Mittel und Wege. Im Jahr 1745, da die königlich-preussischen Truppen dasige Gegend mit Krieg überzogen, so glaubte man, die Porzellainmanufaktur würde auf einige Zeit aufhören müssen, und die Arbeiter würden sich selbst dadurch zerstreut finden. Allein eine königlich-churfürstliche Kommission der Fabrik vermittelte es so, daß von jeder Art Arbeiter eine gewisse Anzahl sich trennen sollte, und diese sollten nicht nur gesichert, sondern auch salarirt beybehalten werden. Unter dieser geringen Zahl war auch Herr Riedel. Der Krieg dauerte nicht so lange, als man sich zu Anfang vorstellte, und nach Endigung desselben wurden alle Arbeiter wieder angenommen. Während dem kurzen Stillstande der Fabrikengeschäfte begab er sich auf einige Zeit zu seinen Anverwandten nach Dresden. Hier fand er Ge-

le-

legenheit, mit einem Goldarbeiter, welcher kurz vorher aus England gekommen, und dort das Emailliren auf Gold und Kupfer sehr gut erlernt hatte, Bekanntschaft zu machen. Herr Riedel mahlte diesem Goldarbeiter einige Kleinigkeiten, wodurch er den für ihn sehr grossen Vortheil erlangte, daß er von ihm die Kunst, Feuerfarben zur Emailliemahlerey selbst machen zu können, erlernte. Mit dieser Gelegenheit verband er auch zugleich eine andere, unter der Aufsicht und zum Nutzen seines Lehrers, Experimentalversuche zu machen. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er verschiedene Tabattiers, Perspektivröhre, Stockknöpfe. u. d. gl. selbst emaillirte, mahlte, schmelzte, und verkaufte; das aber wegen der Fabrik nur in Geheim geschehen mußte.

Mit dieser Kenntniß zufrieden versuchte er auch nachher, mit vieler Mühe und eigenem Nachdenken die Porzellainfarben, und erwarb sich auch in diesen die nothwendigste Wissenschaft, machte es aber nicht bekannt, sondern verbarg sie jederzeit. Nur mahlte er zur Manufaktur die verschiedenen Mahlereyarten, welche die Verkaufsmagazine sowohl an Figuren, als Thieren und Verzierungen, brauchten. Bey diesen Abwechslungen und mannichfältigen Arbeiten ist zugleich das Thierreich ein Lieblingsstudium seiner Arbeiten worden.

Er fieng dann auch an, seine Nebenstunden der Lektüre zu widmen, und studirte die Geschichte, Mythologie, Ikonologie, mahlerische Geometrie, Architektur, Perspektiv, Ostiologie, Anatomie, die zur Mahlerey nöthige Chemie, und endlich auch die Naturgeschichte selbst. Alles dies, so weit es dem Künstler nothwendig ist, und so viel es Zeit und Umstände bey ihm erlaubten. Ausser dem aber beschäftigte er sich mit Oel- Leim- Wasser- und Saftfarben, Freskomahlerey, Emaille u. s. w. und erwarb sich durch seinen darauf verwandten vielen Fleiß die trefflichsten Kenntnisse.

Ein neues Kriegsfeuer, welches 1756 über Sachsen ausbrach, hatte zu viel Schreckbares für ihn, als daß er sich nicht hätte entschliessen sollen, Sachsen wieder zu verlassen. Er suchte also bey der damals gegenwärtigen Fabrikkommission um seine Entlassung an, und erhielte solche auch mit dem gnädigsten Ausdruck, daß, wenn der Krieg sich geendiget, und er wieder zurückzukommen gedächte, er, wegen seines Wohlverhaltens, seine Stelle einzunehmen wiederum gewürdigt werden sollte. Herr Riedel verließ Sachsen mit seiner Frau, **Sophien** und **Eleonoren**, einer gebornen **Geyerleber**, deren Vater, **G. Christian Geyerleber**, Juris Praktikus und Mig- niaturmahler zu **Dresden** war, mit der er

sich

sich 1745 trauen ließ. Sein Entschluß war gefaßt, nach Paris zu gehen, wohin er von dem Herrn von Sylvester empfohlen worden. Durch Unterricht in der Zeichnung suchte er nicht nur Nahrung und Aufenthalt zu erlangen, sondern auch seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern. Im Monat Februar 1757 reisete er wirklich ab; als ihn aber der Weg über Frankfurt am Mayn führte: so verleitete ihn die Neugierde, die nahe dabey gelegene Höchster Porzellainfabrik zu sehen. Von da nahm er seinen Weg nach der Pfalz, kam nach Frankenthal, und besuchte die damals neu errichtete Porzellainfabrik, in der Absicht, nach genauer Besichtigung gleich wiederum abzureisen. Allein er wurde genöthiget, eine Probe seiner Wissenschaft in diesem Fache abzulegen, mit dem Vorgeben, daß eine neue Geldeinnahme einer so weiten Reise einen nützlichen Beytrag verschaffen könne. Hierunter waren die Wege der Vorsehung verborgen, welche die festgesetzte Reise nach Paris vereitelten, und Herr Riedel seine Wissenschaft in Deutschland durch Fleiß und Arbeit verwenden sollte. Die ersten Arbeiten also, die er daselbst vornahm, geschahen in demjenigen Wirthshause, wo er einkehrte. Diese Arbeit fand allgemeinen Beyfall, und verursachte einen längern Aufenthalt. Inzwischen verbreitete sich auch sein Ruf an dem

chur-

churpfälzischen Hofe, und kurz darauf erhielt er von der churfürstlichen Kommission das Amt und den Karakter als Direktor der Mahlerey. Als aber die herzoglich = würtembergische Porzellainfabrik zu Ludwigsburg errichtet wurde, so verließ er Frankenthal abermals, und gieng im Monat May 1759 unter dem Karakter als Obermaler, in herzoglich = würtembergische Dienste. Im Jahr 1762 wurde ihm auch die Stelle als Oberfarbenlaborant anvertrauet, wobey es auch so lange verbliebe, bis er auf ein anderes Nebengeschäft dachte. Seine Bemühungen zielten vornämlich auf Kupferradiren, Aetzen und dergleichen ab, worin er verschiedene Versuche machte, welche Liebhaber fanden, und Einnahme versprachen. Dadurch gereizt, bat er um Urlaub, machte eine Reise nach Nürnberg und Augsburg, an welchem letztern Orte er 1777 von der kaiserlich = französischen Akademie der Künste und Wissenschaften zum Mitglied aufgenommen worden, und gieng von da wieder zurück nach Ludwigsburg. Augsburg, dieser von Jahrhunderten bekannte Sitz der Künstler, hatte so viel Reize für ihn, daß er sich entschloß, seinen Wohnsitz gänzlich daselbst zu haben, und Ludwigsburg zu verlassen. Er kam 1779 in Augsburg an, erwarb sich Gönner und Freunde, zeichnete sich vorzüglich durch seinen guten Karakter aus,

und

und bewies durch verschiedene Arbeiten seinen Fleiß und seine Kunst, besonders in vortreff- *lichen* Zeichnungen. Der Neid, eine häßliche Leidenschaft mancher von sich selbst eingenommenen eigenliebiger Menschen, die immer die Größten in ihrer Kunst, und an ihrem Ort seyn wollen, kümmert ihn nicht; er lebt vielmehr in eigener Zufriedenheit mit den Seinigen, bringt seine Tage in guten Beschäfftigungen, und zum Nutzen des Publikums zu, und wird sie auch zu Augsburg in Ruhe beschliessen, mit dem Bewußtseyn, niemand in seinem Leben beleidiget zu haben. Seinen Fleiß hat er in der letzten Ostermesse durch die Gallerie der alten Griechen und Römer gezeiget, welche von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden soll, und wovon erst des ersten Bandes erste Abtheilung erschienen ist. Er wird aber auch ausser diesem Werk noch mehrere ans Licht geben.

VI.

Prinz Eugenius von Savoyen.

Franz Eugen, Prinz von Savoyen, ward den 18ten Oktober 1663 zu Paris geboren. Sein Herr Vater war Eugen Moriz,

Graf von Soißons, General der Schweizer, und Gouverneur von Champagne in französischen Diensten, der sich mit der Olympia Mancini, einer Niece des Kardinals Mazarini vermählt hatte. — Als der jüngste von seinen Geschwistern ward er zum geistlichen Stande bestimmt, und ward schon im 7ten Jahre Abt von einigen Abteyen ohnweit Turin. Er ward in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichtet, und er faßte sie mit einer erstaunlichen Leichtigkeit. — Allein man merkte doch bald an ihm, daß ihm der geistliche Stand nicht recht behagen wollte, und daß ihm das Getöse der Trommen und Trompeten angenehmer als die feyerlichsten Prozessionen waren; und Justin und Quintus Curtius waren, nach dem Ausdrucke eines französischen Geschichtschreibers, weit mehr nach seinem Geschmacke, als alle Breviare in der Welt.

Im zehnten Jahre seines Alters verlor er seinen Vater durch den Tod, und er erhielt vom französischen Hofe eine Pension, die er auch noch behielt, nachdem seine Frau Mutter ein Paar Jahre darauf in Ungnade gefallen war. — Seine kriegerische Neigung wuchs mit den Jahren, und überdrüssig, sich nur den kleinen Abbee vom Könige scherzweise nennen zu lassen, schlug er alle ihm vom Könige angebotene Würden aus, und

such-

suchte dafür eine Stelle unter den Truppen. Aber der König hielt seinen Körper zu wenig für die Beschwerlichkeiten des Krieges gemacht, und glaubte, die Natur habe ihn zum Prälaten gemacht. Zu stolz, deshalb bey des Königs Lieblingen und Mätressen zu kriechen, in deren Händen die Austheilungen der erledigten Bedienungen waren, ward ihm sein Ansuchen abgeschlagen. Verdrießlich über diese Weigerung gieng er, als eben der Krieg mit den Türken angieng, 1683 zur kaiserlichen Armee, nachdem er erst durch den spanischen Gesandten dem Kaiser **Leopold** vorgestellt worden, der ihn mit den sichtbarsten Kennzeichen des Wohlwollens aufgenommen hatte. — Hier traf er auch seinen Bruder **Julius Ludwig**, der ein Regiment kaiserlicher Dragoner befehligte, an, der aber kurz darauf in einer Akzion mit einem Detaschement Türken, die die Gegend bis um Raab verwüsteten, blieb; denn indem er an der Spitze seiner Dragoner die Tartarn und Türken hitzig verfolgte, stürzte das Pferd, und der Sattelknopf gab ihm einen so unglücklichen Stoß, daß der junge Prinz sein Leben darüber einbüssen mußte. — **Eugen** blieb als Volontair bey der Armee, und war ein Zeuge von der Massakre, als die Türken durch den Herzog von Lothringen, und König **Johann Sobiesky** von Pohlen am 12ten Sept.

dieses Jahrs weggeschlagen wurden. Bey dieser Gelegenheit lernte man seine militärischen Talente kennen, und der Kaiser, der ihn in seinen Diensten zu behalten wünschte, verlieh ihm den 2ten Dezember das erledigte Kufsteinische Dragoner Regiment.

Der Herzog von Lothringen verfolgte unter beständigen Attaquen die Türken das folgende Jahr bis Ofen und Pest, und gieng sodann mit der Armee bis Waizen zurück, wo er aber die Belagerung von Ofen beschloß. Er gieng also wieder über die Donau, und ließ die Armee auf der Andreasinsel sehr vortheilhaft lagern. Hier wurde selbiger von den Türken dreymal angegriffen, welche immer glücklich durch ihn zurückgeschlagen wurden. Eugen brachte mit seinen Dragonern die Türken zuerst in Unordnung. Er machte ein so schönes Manöver, und hielt sich so wohl, daß seine Soldaten feindliches Terrain faßten, und ihre Vortheile benutzten. Am 14ten Julius, als der Herzog von Lothringen drey Stunden von Ofen wieder ein Korps von 12000 Mann Türken schlug, zeichnete sich Eugen abermals mit seinem Regimente vorzüglich aus, und verfolgte die Feinde über eine Meile weit. — Die Belagerung von Ofen wurde indessen etwas langwierig, und die Türken thaten verschiedene glückliche Ausfälle. Dem ungeachtet gieng unser Prinz

selbst

selbst in die Laufgräben, und munterte die Arbeiter auf. Hier war es, wo er zum erstenmal durch einen Musketenschuß in den Arm verwundet wurde. Den Winter dieses Jahrs brachte er in Wien zu, und da der Herzog von Lothringen ihm in allen Relazionen an den Kaiser die größten, verdientesten Lobsprüche beygelegt hatte, begegnete man ihm am Hofe mit der größten Achtung.

Das Jahr 1685 war für die christlichen Waffen noch glücklicher, als das vorige. Der Seraskier griff mit 60000 Mann Türken ohnweit Gran den rechten Flügel der Kaiserlichen, bey welchem sich unser Prinz mit seinem Regimente befand, mit größter Furie an, fand aber einen solchen Widerstand, daß er sich in die Gebirge retiriren mußte, wo er aber, da die Posten gut besetzt waren, einem beständigen Feuer ausgesetzt war. Die Türken verloren über 7000 Mann, 50 Stücke und Feuermörser, einen grossen Vorrath von Ammunizion, 40 Fahnen, und ihr ganzes Lager. Prinz Eugen hatte viel Antheil an diesem Siege, so daß er sowohl vom Herzoge von Lothringen, als dem Kuhrfürsten von Bayern und Prinzen Louis von Baaden, hochgeachtet, und mit viel Lobsprüchen beehrt, auch zu verschiedenen wichtigen Verrichtungen gebraucht wurde. — Als nach geendigtem Feldzuge unser Prinz mit andern

Generalen wieder nach Wien gieng, nahm ihn der Prinz Louis von Baaden, ein grosser Kenner militärischer Verdienste, bey der Hand, gieng mit ihm in den Saal, wo der Kaiser die Besuche seiner Generale annahm, und sagte: " Dieser junge Savoyard, den ich die Ehre habe, Euer Majestät vorzustellen, hat alle Anlagen zu einem grossen Feldherrn. „

Als das folgende Jahr Ofen bestürmt und eingenommen wurde, focht Eugen an der Seite dieses grossen Feldherrn, und wurde mit ihm verwundet. Die Türken wurden bis Essek und Belgrad in diesem Feldzuge zurückgeschlagen, und unser Prinz ward mit beordert, die gegen Kroatien gelegenen Plätze einzunehmen, welches alles glücklich von Statten gieng. Hiedurch wurden die Winterquartiere gesichert, und im Anfange des Jahrs 1687 gieng Eugen mit dem Kuhrfürsten von Bayern und vielen andern Prinzen nach Venedig, um dem Karneval beyzuwohnen. Aber die Vergnügungen der Liebe und Wollust hatten daselbst keinen Reiz für ihn. Er besuchte lieber die Zeughäuser und Kriegsschiffe, besah alle Merkwürdigkeiten von Venedig, und reisete zu Ende des Februars wieder nach Wien ab. — Im Monate May griff der Großvezier bey Siklos, ohnweit Essek, die christliche Armee an; allein die Tapferkeit der

Chri-

Christen überwand sie, und die Türken wurden sogar aus allen ihren 3 Retrenschements getrieben, in welche sie sich retirirt hatten, und verloren über 23000 Mann, wogegen der christliche Verlust nur auf 600 Mann geschätzt wurde. Prinz Eugen war bey Verfolgung der Feinde zuerst in das türkische Retrenschement eingedrungen, und weil er sich in dieser Schlacht vorzüglich tapfer gehalten hatte, so erwies man ihm die Ehre, die wichtige Nachricht von diesem Siege an den Kaiser zu überbringen. Mit was für Freudenbezeigungen er in **Wien** aufgenommen wurde, kann man sich leicht vorstellen. — Der Lobspruch, den der Herzog von Lothringen und der Kuhrfürst von Bayern dem Prinzen in ihren Briefen an den Kaiser gaben, waren für ihn sehr schmeichelhaft. Es hieß: " **Der Prinz Eugen von Savoyen hat durch sein weises Betragen die Infanterie Euer Majestät konservirt; hat angefangen, die Ungläubigen in Unordnung zu bringen, und ist zuerst in ihre Verschanzungen eingedrungen.** „ — Der Kaiser, voll Freuden über so angenehme Nachrichten, beschenkte den Prinzen mit seinem Bildnisse, reich mit Diamanten besetzt, und versicherte ihn seiner fernern Gnade. Ein anderer würde vielleicht länger in **Wien** geblieben seyn, um den lauten Beyfall des Volks zu geniessen; allein

Eugen hielt sich nur ein Paar Tage daselbst auf, und gieng dann wieder zur Armee, von wo er nur erst spät im Jahre mit Ruhm mit den andern Generalen zurückkam. — Er wurde im Jahre 1688 vom Kaiser zum Generalfeldmarschallieutenant ernannt, und mußte dem Prinzen **Louis von Baaden** eine Verstärkung von 4000 Mann nach Sklavonien zu führen; doch fand er sich bald wieder bey der Belagerung von **Belgrad** ein, die den 15ten August angefangen, den 6ten September aber mit stürmender Hand erobert wurde; bey welcher Gelegenheit **Eugen** Wunder der Tapferkeit that, und ob er schon nicht mit zum Sturm kommandirt war, dennoch die Soldaten anfrischte, und zurief: " **Meine Kinder folgt uns, wir müssen siegen, oder sterben.** „ Er war der erste, der in die Bresche eindrang, und alle Volontairs und die tapfersten Soldaten folgten ihm Ein Janitschar spaltete ihm durch einen Säbelhieb den Huth, und verwundete ihn; der Prinz aber stieß ihm sogleich den Degen in den Leib, und er fiel todt zu seinen Füssen. Nach einer desperaten Gegenwehr ward die Stadt nebst dem Schloß erobert, und alles, was sich widersetzte, wurde niedergemacht. **Boßnien** und **Servien** wurden nun noch erobert, und die kaiserliche Armee gieng in die Winterquartiere.

Im

Im Jahr 1689 that er dem Kaiser dadurch einen wichtigen Dienst, daß er durch seine Unterhandlung den Herzog von Savoyen von seiner Verbindung mit Frankreich abwendig machte, und ihn noch dazu bewog, mit dem Kaiser, Spanien und Holland in Venedig ein Bündniß gegen Frankreich zu schliessen; nach welcher Verrichtung **Eugen** gegen das Ende des Herbstes wieder von **Turin** zu **Wien** anlangte, und sehr gnädig empfangen wurde. — Er ward das folgende Jahr 1690 mit 7000 Mann seinem Vetter zu Hilfe geschickt Diese konnten aber dennoch nicht so geschwind ankommen, als der alte französische Heerführer **Catinat** die Zeit benutzte, und dem Herzog von Savoyen bey **Nafarde** eine Schlacht lieferte, die er gewann, und sich des ganzen Herzogthums Savoyen bemächtigte. Da **Eugen** mit der Post vorausgereiset war, so kam er noch eben zu recht, die Armee durch seinen schönen Rückzug (indem er die Arriergarde zu kommandiren übernahm) die Armee zu retten, und dieser ward selbst von dem Feinde bewundert und verehrt! Bey dieser Gelegenheit ward der Prinz verwundet. — Sobald aber seine deutschen Truppen ankamen, schlug **Eugen** ein starkes französisches Detaschement, und nahm seine Winterquartiere mit Gewalt in dem Herzogthum Montferrat, einer Provinz

des Herzogs von Mantua, der den Franzosen heimlich allen Zuschub leistete. —

Das Jahr darauf versuchte Frankreich, den Herzog von Savoyen abwendig zu machen; allein auch dieses hintertrieb unser Prinz, und that den Franzosen an allen Ecken Abbruch. Er jagte dieselben von Cuneo, das sie belagerten, und half die Festung Carmagnola wegnehmen. Einst aber verfiel er mit 500 Pferden in einen Hinterhalt von 2000 Mann, und wäre beynahe von den Feinden getödtet, oder gefangen worden. — Das folgende 1692ste Jahr fiel er mit seinem Vetter in Dauphine ein, und eroberte Embruen und Gap. Man zog aber die Armee vor dem Winter wieder zurück, und Eugen brachte dem Prinzen Louis von Baaden im Namen des Königs von Spanien den Orden des goldenen Vliesses nach Wien. — Hier belohnte Kaiser Leopold seine eifrigen Dienste damit, daß er ihn den 25 May 1693 zum Generalfeldmarschall machte. Er gieng wieder nach Italien, wo sein Vetter der Herzog von Savoyen gegen allen Rath unsers Prinzen und anderer Generale dem Catinat eine Schlacht bey Obassan lieferte, die aber wieder unglücklich ablief, und ohne das standhafte Verhalten Eugens, der das Zentrum kommandirte, mit weit grösserm Verlust wäre geschlagen worden; denn dieser wich keinen

Fuß

Fuß breit, bis erst die alliirte Kavallerie von den französischen Gensdärmen gänzlich übern Haufen geworfen ward. Er zog sich also mit möglichster Vorsichtigkeit zurück, und rettete also den Uiberrest seiner Infanterie. Das Verhalten des Prinzen in dieser Schlacht verursachte, daß man allenthalben nur von ihm sprach. Zugleich aber regte sich bey einigen der Neid. — Nach seiner Zurückkunft zu Wien begegnete ihm der Kaiser mit grosser Achtung, und gab ihm das folgende Jahr das Oberkommando über die kaiserlichen Truppen in Italien. Da sich aber Frankreich wieder hinter dem Herzog von Savoyen steckte, ihn abwendig zu machen, so hintertrieb es zwar unser Prinz, konnte aber seinen Vetter nicht bewegen, etwas von Wichtigkeit zu unternehmen; doch wurde das Schloß St. George eingenommen, und Kasal blokirt, welches letztere man das folgende Jahr förmlich belagerte und eroberte. Doch fand der Herzog, der heimlich mit Frankreich traktirte, Mittel, die Alliirten bis zu Anfang des Oktobers unthätig zu erhalten, und nun gieng die Armee in die Winterquartiere, und Eugen nach Wien, wo er von seinem Vetter keine allzu angenehme Nachricht mit hinbrachte. Wirklich schloß dieser Prinz heimlich mit Frankreich zu Loretto, wohin er sich unter dem Vorwand einer Wallfahrt begab, 1696

einen

einen Partikulärfrieden, welcher im Julius desselben Jahrs, aller dagegen von unserm Prinzen angewandten Mühe ungeachtet, öffentlich verhandelt ward. — Die Truppen des Herzogs trennten sich von ihnen, und vermehrten die Anzahl ihrer Feinde. Dies setzte sie in die Nothwendigkeit, die Neutralität zu ergreifen. Eugen ließ sich von den kleinen Fürsten ansehnliche Summen für die Winterquartiere zahlen, und führte seine Truppen mit eben so viel Ehre aus Italien, als er sie hineingeführt hatte. — **Ludwig der Vierzehnte** lernte itzt den Werth unsers Prinzen kennen. Es war um diese Zeit, als er sich eifrig bemühete, ihn aus den kaiserlichen Diensten zu ziehen. Er ließ ihm den Marschallsstab von Frankreich, das Gouvernement von Champagne, und überdem noch eine jährliche Pension von 2000 Pistolen anbieten. Allein die Bande der Ehre und Dankbarkeit hielten den Prinzen an dem kaiserlichen Hofe fest. Er antwortete: **Ein kaiserlicher Generalfeldmarschall sey wenigstens eben so viel, als ein Marschall von Frankreich; und was das Gouvernement und die Pension beträfe, so schätzte er sich reich genug, wenn er Gelegenheit hätte, von seiner Treue und Eifer gegen den Monarchen Proben zu geben, dessen Diensten er sich gewidmet**

ha-

habe. — Zufrieden mit dieser lobenswürdigen Aufführung, ernannte ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee in Hungarn, die **Kaprara** bisher kommandirt hatte.

Er brach im Julius 1697 von **Veris-marton**, dem Sammelplatze der Armee, gegen die Türken, die Sultan **Mustafa der Zweyte** selbst kommandirte, auf. Der Großsultan marschirte in unglaublicher Anzahl zu beyden Seiten der Donau bis gegen **Zenta**. Hier ließ er eine Brücke über die **Theis** schlagen, und marschirte selbst mit einigen tausend Pferden hinüber, dem die schwere Artillerie folgen sollte. Seine Absicht war auf Oberungarn und Siebenbürgen gerichtet. — **Eugen** bemerkte, daß es itzt sehr vortheilhaft seyn würde, den Türken bey ihrem Uibergange über die **Theis** eine Schlacht zu liefern. Er beschleunigte den Marsch der Armee, und kam 4 Stunden vor Nacht bey **Zenta** an. Die türkische Infanterie fand er in einem Retrenschement an dieser Seite des Flusses, und die Reuterey und Artillerie marschirte in ziemlicher Unordnung über die Brücke. **Eugen** machte sogleich die gehörigen Dispozizionen, und war eben beschäftigt , die Befehle zur Schlacht zu ertheilen, als ein Kurier von **Wien** kam, und einen vom Kaiser selbst ausgefertigten Befehl überbrachte, **sich** in keine

Ba-

Bataille einzulassen; denn der Kaiser wollte ganz Ungarn einem allenfalls mißlingenden Streiche nicht aussetzen. — Allein der Prinz war schon zu weit gegangen; seine Ehre ließ es itzt nicht mehr zu, eine andere Partie zu nehmen; denn die Retråte war unmöglich, wenn er nicht die Truppen aufopfern wollte. Er änderte daher nichts in seinem Plan, und hielt nur die kaiserliche Ordre geheim. Zwey Stunden vor Nacht griff er die Türken an, und erfocht einen der schönsten Siege. Das Retrenschement wurde erstiegen, und weil der linke Flügel und die linke Flanke den Feind von der Brücke abschnitt, so kamen wenige davon. Die einbrechende Nacht machte dem Blutbade ein Ende, aber am folgenden Morgen sah man erst die Wichtigkeit dieses Sieges; denn der Sultan hatte in der Nacht sein ganzes Lager auf der andern Seite des Flusses verlassen, und war mit dem Uiberrest seiner Armee nach Temeswar geflohen. 22000 Türken, unter andern der Großvezier, der Janitscharen-Aga und 27 Bassen waren geblieben, und an Gefangenen und Ertrunkenen fand man 15000 Mann. Ausserdem wurde das ganze türkische Lager, 9000 Proviant und Bagagewagen, 15000 Ochsen, 7000 Pferde, 6000 reichbeladene Kameele, 160 Kanonen, 7 Roßschweife, 48 Pauken, 500 Fahnen und die ganze Kriegskasse erbeu-

beutet. Auf kaiserlicher Seite war der Verlust sehr geringe. —

Als die Armee in die Winterquartiere verlegt war, gieng der Prinz nach **Wien**. Hier hatten ihm seine Feinde, besonders der alte General **Kaprara** beym Kaiser, wegen Übertretung der kaiserlichen Befehle einen bittern Empfang bereitet. Es wurde ihm sogar von dem Grafen Schlick, Hauptmann der kaiserlichen Garde, der Degen abgefodert, und er sollte vor einen Kriegsrath gestellt werden. Allein der Kaiser rekolligirte sich bald wieder, und ließ ihm mit folgenden Worten seinen Degen wieder zustellen: " **Da sey Gott für, daß ich einen Prinzen als einen Missethäter behandeln sollte, den der Himmel ausersehen hat, mir Gutes zu thun.** „ Er ernannte ihn auch für den künftigen Feldzug wieder zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn, und gab ihm eine von seiner eigenen Hand unterzeichnete Erlaubniß, **alles zu thun, was er für den kaiserlichen Hof nützlich zu seyn glaubte.** — Und so wurde diese Anfangs so verdrüßliche Sache der schönste Triumpf des Prinzen, und die größte Beschämung seiner Feinde. — Jedoch das folgende 1698ste Jahr wurde mit lauter Märschen und Kontramärschen hingebracht, womit der Prinz die Türken herzulocken und anzu-

grei-

greifen dachte; allein die Türken waren viel zu kleinmüthig geworden, um etwas zu wagen. Sie hielten sich bey Belgrad ganz still, und suchten durch Vermittelung des englischen Hofes einen Frieden zu Stande zu bringen. Der Kongreß kam erstlich zu Peterwardein, und hernach zu Karlowiz zusammen, wo auch der für das Haus Oesterreich so vortheilhafte Friede den 26 Jäner 1699 geschlossen wurde. Durch denselben wurde das Erzhaus in den ruhigen Besitz aller in diesem Kriege gemachten Eroberungen gesetzt, und erhielt noch Siebenbürgen. Unwidersprechlich gewiß ists, daß die Schlacht bey Zenta und überhaupt das vortreffliche Betragen unsers Prinzen sehr viel zu diesem Frieden beytrug.

Die wenigen Tage, die der Friede unserm Prinzen schenkte, widmete er den Studien, und brachte die Oekonomie seiner Güter, die ihm der Kaiser zugeschlagen hatte, in Ordnung. Auch hatte er Gelegenheit, seinem Freunde, dem Prinzen Louis von Baaden, den seine Feinde einer Nachlässigkeit in dem Feldzuge am Rhein beschuldigten, einen wichtigen Dienst zu thun, indem er ihn bey dem Kaiser vertheidigte, und seine Verdienste ins Licht setzte. — Die Ruhe, die Europa genoß, war von kurzer Zeit, und da der König von Spanien ohne Erben verstarb,

wur-

wurde es durch den bekannten Sukzessions-krieg bald wieder in volle Flammen gesetzt. — Der Kaiser, der gerechte Ansprüche auf die spanische Erbschaft hatte, war genöthigt, am Rhein, in Italien und den Niederlanden Armeen zu halten. Unser Prinz bekam 1701 das Kommando in Italien. Der Marsch seiner Armee war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, die er aber alle überwand. Er gieng mit viel Beschwerlichkeit über die Etsch, passirte den Tartaro, und griff den aufs vortheilhafteste postirten Catinat in seinem Lager bey Carpi an, und schlug ihn mit Verlust von einigen 1000 Mann zurück. Eine Musketenkugel machte ihm bey dieser Affaire eine Verwundung am linken Knie. — Er folgte dem französischen Feldherrn über den Mincio ohne Widerstand nach; der General Voubonne schlug die französische Avantgarde, und nicht lange hernach ergab sich das Kastel Godofredo, Castiglione und andere Oerter. — Catinat wurde durch den Marschall von Villeroy, der 20 Bataillons Sukkurs mitbrachte, abgelöset. Durch diese Verstärkung kühn gemacht, griff er den Prinzen im August bey Chiari an. Der Erfolg aber war, daß er mit einem Verlust von 240 Offiziers und 3000 Gemeinen geschlagen wurde. — Es fielen nachdem öfters Scharmützel zum Scha-

den der Franzosen vor, und als sie im November in die Winterquartiere giengen, ereilte **Eugen** ihre Arriergarde, und richtete eine ziemliche Niederlage darunter an. Darauf gieng er mit der Armee ins Mantuanische, rückte mit einem Korps vor **Kanatro**, eroberte diesen Ort, und die feindliche Brücke über den **Oglio**. Erst am 18ten Dezember verlegte er die Armee in die Winterquartiere, und er selbst logirte sich zu **St. Benedetto**.

Im Anfang des folgenden Jahrs verrichtete der Prinz eine der erstaunenswürdigsten Thaten. Durch eine bewundernswürdige Vorkehrung überfiel er am 1sten Februar Morgens zwischen 3 und 4 Uhr den Marschall **Villeroy** in seinem Hauptquartiere zu **Cremona**, nahm ihn gefangen, und er wurde nebst vielen andern gefangenen Offiziers nach **Ustiano** geführt. Allein ein Ungefähr machte, daß dennoch **Cremona** nicht behauptet wurde, weil der Prinz **Vaudemont** wegen schlimmer Wege nicht zeitig genug zum Sukkurs ankommen konnte, und wodurch die Deutschen der Uibermacht der Franzosen, nachdem sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, weichen mußten. Man war also genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen, und mit dem erlangten Vortheile durch Erlegung vieler Feinde und Gefang-

nehmung des kommandirenden Generals zufrieden zu seyn, und die Truppen zurückzuziehen. — Der erlangte Vortheil war inindessen nicht geringe; denn die Franzosen verliessen in Eil viele besetzte Posten am Oglio, und das ganze Herzogthum **Parma**. Sie verloren ihren General nebst 80 vornehmen Offiziers, 400 Gemeine, 500 Pferde, und hatten 1200 Todte und schwer Verwundete. Der kaiserliche Verlust war nach Proporzion des Hasards sehr geringe. **Villeroy** wurde nach Gräz, und von da nach dem Schlosse **Ambres** bey **Inspruck** geführt, und der Herzog von **Vendome** erhielt an seiner Stelle das Kommando. Dieser versuchte zwar mit seiner Armee entweder den Prinzen **Eugen** anzugreifen, oder das blokirte **Mantua** zu befreyen; allein die guten Vorkehrungen unsers Prinzen liessen ihm kein ander Mittel übrig, als sich schnell wieder mit Hinterlassung von 400 Kranken zurückzuziehen, die in den kaiserlichen Spitälern verpflegt wurden. — Im Julius kam der Herzog von **Anjou** zur französischen Armee, und marschirte mit 50000 Mann nach **Luzzara**, um sich dieses Postens zu bemächtigen. **Eugen** gieng ihm mit 26000 Mann entgegen, und griff ihn den 25 August Abends um 5 Uhr an. Die Franzosen wehrten sich zwar tapfer, wurden aber zurückgetrieben. Die Nacht machte dem

Treffen ein Ende. Der Prinz eroberte die auf dem Wahlplatze befindlichen Zelter, Proviant, Munizion und Schanzung. Die Kaiserlichen verloren an Todten und Verwundeten gegen 3000, die Franzosen aber 5000 Mann. — Als die Truppen in die Winterquartiere verlegt waren, eilte der Prinz nach Wien, um dem Kaiser von allen Vorfallenheiten Bericht abzustatten, und die nothwendigen Anstalten zum künftigen Feldzuge in Gang zu bringen. — Der Kaiser ertheilte ihm im Jahr 1703 die Stelle des Hofkriegsrathspräsidenten, und beschenkte ihn mit einer ansehnlichen Summe Gelds. Nach Italien schickte er dies Jahr 9000 Rekruten, die Armee zu verstärken, mit welcher sich der Graf von **Stahrenberg** diesen Feldzug über gegen den **Vendome** tapfer hielt. — Zu Ende desselben Jahres trat der Herzog von Savoyen nach einer dreyjährigen französischen Allianz wieder auf kaiserliche Seite. Auch dies war **Eugens** Werk, den der Kaiser ernannt hatte, diese Sache zu Stande zu bringen.

Im Jahr 1704 gieng **Eugen** zur Armee des Prinzen **Louis von Baaden**, wo er am 9ten Junius bey **Ulm** anlangte. Von da gieng er dem Herzog von **Marlborough** entgegen, der mit englischen und holländischen Truppen gegen Bayern im Anmarsch war.

So-

Sodann zog er sein Korps am Rhein zusammen, und marschirte den Marschalls **Tallard** und **Villeroy** zur Seiten, die sich mit den Bayern zu **Augsburg** vereinigten. Den 11ten August vereinigte sich **Marlborough** mit dem Prinzen **Eugen**; die ganze alliirte Armee bestand nun aus 66 Bataillons und 178 Eskadrons. Am 13ten fiel die berühmte Schlacht bey Höchstädt vor, wo der Marschall **Tallard** selbst mit 27 Bataillons, und 4 Dragonerregimentern im Dorfe Blendheim von den Engländern und Hessen gefangen genommen wurde. **Eugen**, der den rechten Flügel kommandirte, fand bey der Attaque des feindlichen linken Flügels weit mehr Schwierigkeit; denn die Bayern fochten wie Löwen, da aber der Kuhrfürst sah, daß der rechte Flügel total geschlagen, und **Tallard** gefangen war, so machte er einen sehr schönen Rückzug, indem er immer ein Korps Infanterie zwischen die Reuter stellte. Man rechnete den Verlust der Franzosen und Bayern auf 40000 Mann, nämlich 9000 Todte, 15000 Verwundete, und noch mehr Gefangne; die Beute war ansehnlich, aber auch der Verlust der Alliirten war beträchtlich. Sie hatten 5800 Todte, und 6000 Blessirte; dem Prinzen **Eugen** selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen.

Das künftige Jahr war Eugens Gegenwart in Italien wieder nöthig, weil die Franzosen daselbst den Meister spielten, und verschiedene Plätze einnahmen. — Ohngeachtet seiner Schwäche griff er am 16 August die Franzosen bey Cassano in ihrem zwischen zwey Kanälen gelegenen Lager so heldenmüthig an, daß er sie in Unordnung brachte, und dieselben über 10000 Mann verloren. Darauf drang der Prinz ins Cremonische ein, und bezog endlich im Dezember die Winterquartiere bey Brescia bis an das Veronesische. Im Jäner 1706 kam Eugen wieder nach Wien. Kaiser Leopold, der im abgewichenen Jahre verstorben, hatte ihn noch vor seinem Ende zum Mitgliede des kaiserlichen geheimen Rathskollegiums ernannt, welche Stelle er itzt antrat. Er reisete aber nach vorhergemachten dienlichen Anstalten schon am 7ten April in Begleitung zweyer Prinzen und einiger vornehmen Offiziers wieder nach Italien ab. Hier war Vendome bereits vor ihm angelangt, und hatte die Kaiserlichen unter Kommando des Grafen von Reventlau bey Calcinato angegriffen, und geschlagen. Der Prinz Eugen machte bey seiner Ankunft sogleich andere Vorkehrungen, um fernerm Schaden vorzubeugen, und nach Anlangung einiger Hilfsvölker passirte er die Etsch, eroberte Mazi und Padia,

und

und passirte den Tartaro und Po.— Vendome übernahm das Kommando der Franzosen in den Niederlanden, und der Herzog von Orleans kam an seine Stelle. Die Feinde belagerten Turin, und beängstigten es entsetzlich. Eugen beschleunigte seinen Marsch, um diese Hauptstadt zu entsetzen. Die Feinde giengen ihm entgegen; aber Eugen überwand alle Hindernisse, und kam zu Ende des Augusts in Piemont an. — Als die Franzosen merkten, daß die Entsetzung Turins beschlossen war, rückte der Herzog von Orleans in das dasige Lager, und erwartete die Deutschen in seinem festen Retranschement. Eine Konvoy von 1500 Maulthieren wurde auf dem Wege nach dem französischen Lager von den Kaiserlichen erobert, und ein Dragonerregiment dabey ruinirt. — Die Franzosen waren 47000, die kaiserlichen und savoyischen Truppen aber nur etliche 30000 Mann stark; dennoch griffen sie die Feinde den 7ten September in ihren Linien an, überstiegen sie, und aller tapfern Gegenwehr ungeachtet, mußten die Franzosen mit Hinterlassung ihres ganzen Geschützes, Munizion, Bagage, Proviants, 6000 Todten und Blessirten, nebst 7000 Gefangenen und Uiberläufern, 2c. die Flucht auf Pignerol nehmen. Der Marschall von Marsin ward nebst 200 vornehmen Offiziers gefangen, und

die Pferde von 13 abgesessenen Dragoner-regimentern fielen den Kaiserlichen in die Hände. — Hierauf ward die Stadt und Herzogthum **Mayland** eingenommen, **Lodi, Komo, Pavia, Pizzighitone, Alessandria, Casal**, und viel andere Oerter unterwarfen sich dem Kaiser. **Modena** und **Tortona** wurden mit Gewalt erstiegen, und dann erst gieng die Armee in die Winterquartiere, und **Eugen** nach **Turin**. Für diese glorreiche Thaten überschickte der Kaisrr dem Prinzen ein kostbaren mit Diamanten besetzten Degen.

Zu Anfange des Jahrs 1707 erhielt **Eugen** die Charge als kaiserlicher Generallieutenant, damals der höchste militärische Posten bey dem Hause Oesterreich, und wurde zugleich, nachdem er die spanischen und französischen Truppen gezwungen, die ganze Lombardey zu verlassen, zum Generalgouverneur des Herzogthums **Mayland** vom Kaiser ernannt. **Eugen** marschirte mit seiner Armee nach der **Provenze**, und belagerte **Toulon**, das man aber, weil die Stadt Sukkurs bekommen, verließ, und **Susa** eroberte; starke Kontribuzionen in Frankreich eintrieb, und sodann in Italien die Winterquartiere bezog. **Eugen** gieng nach **Wien**. Hier gieng der größte Theil der Einwohner dem Prinzen entgegen, und er zog, wie im Triumpf,

von

von einer unzähligen Menge Volks begleitet, in diese Hauptstadt ein. Kaiser Joseph der Erste empfieng ihn mit diesen Worten: " Ich bin durchaus mit Ihnen zufrieden; nur damit nicht, daß Sie sich selbst zu oft exponirt haben. Hüten Sie sich, ferner in diesen Fehler zu fallen, und bedenken Sie, daß wir Sie noch länger nöthig haben. „

Das folgende Jahr bekam er das kommando in den Niederlanden, wo er sich mit dem Herzog von Marlborough vereinigte, und zween Helden eröffneten die Kampagne mit der Belagerung von Ryssel, das der Marschall von Bouflers mit 7000 Mann vertheidigte, und nachdem sie den gesandten Sukkurs zurückgeschlagen, mußte dieser die Stadt und Zittadelle den 9ten Dezember übergeben. Dieser Eroberung folgten Gent und Brügge, nebst einigen andern Oertern nach, worauf die Armee die Winterquartiere bezog. — Zu Anfange der folgenden Kampagne 1709 nahmen die Alliirten Dornik ein, und lieferten darauf den 11ten September dem berühmten Marschall von Villars jene wegen ihrer Hartnäckigkeit auf beyden Seiten so berufene Schlacht bey Malplaket, wo die Truppen von beyden Seiten Wunder der Tapferkeit verrichteten; endlich, nach der hartnäckigsten Gegenwehr mußten die Franzosen

ihr festes dreyfaches Retrenschement verlassen, und sich theils nach Valenciennes, theils nach Quesnoy und Conde zurückziehen. Eugen ward selbst am Kopf verwundet, und der Verlust war auf beyden Seiten gegen 10000 Todte, und eben soviel Verwundete. Die Eroberung von Mons machte den Beschluß von dieser blutigen Kampagne. Das Jahr 1710 vergieng damit, daß die Alliirten die Festungen Douay, Bethune, Aire und St. Venant einnahmen, ohne daß es der Marschall von Villars hindern konnte, der übrigens keine Lust hatte, sich in eine Schlacht einzulassen.

1711 fiel im Felde nicht viel Wichtiges vor; jedoch verhinderte Eugen durch seine Gegenwart bey der Armee am Rhein, daß die Franzosen nichts Wichtiges unternehmen konnten. Diese aber spielten ihr Spiel in England durch den gefangenen Marschall von Tallard um desto gewisser, und zogen England von der Allianz ab. Eugen gieng zwar 1712 selbst nach England, und genoß daselbst ausserordentliche Ehre vom Volk und ganzen Hofe, der ihn auch mit kostbaren Geschenken überhäufte; allein mit Vorschlägen konnte er nicht durchdringen, und England zog Holland mit in sein Interesse, welche darauf mit Frankreich 1713 den Frieden zu Utrecht unterzeichneten, und den Herzog von

Or=

Ormond vom Prinzen Eugen abzogen. Dieses machte, daß der Prinz gegen den Marschall von Villars sowohl in der vorigen als diesjährigen Kampagne am Rhein nicht viel ausrichten konnte, und seine Armee war zu geschwächt, als daß er die belagerten Festungen Landau und Freyburg hätte retten können. Müde dieses langwierigen Krieges bekamen endlich beyde Heerführer Eugen und Villars von ihren Höfen Vollmacht zur Friedensunterhandlung, und sie brachten im folgenden 1714ten Jahre auf dem Schlosse Rastat, den von beyden Seiten gewünschten Frieden den 7ten März zu Stande. Der Kaiser Karl der Sechste trug hierauf unserm Prinzen auf, die Regierung in den Spanischen Niederlanden einzurichten, und einen Barriertraktat mit Holland zu schliessen, und beydes richtete er mit grosser Geschicklichkeit aus.

Der Einfall der Türken in Hungarn ließ unsern Prinzen seine Ruhe nicht lange geniessen. Er reisete den 4ten Julius 1716 zur Armee nach Hungarn, die sich daselbst an 100000 Mann stark versammelt hatte, und rückte darauf bey Peterwardein in ein Lager. Der Großvezier folgte ihm mit 160000 Mañ auf dem Fusse nach, und sie fiengen an, den Prinzen in seinem Retrenschement zu belagern und zu beschiessen. — Allein der Prinz griff

griff sie am 5ten August mit Heldenmuth an, und erfocht den herrlichsten Sieg; eroberte ihr ganzes Lager, 1000 Munizionswagen, 50000 Zelter, 2000 Kameele, 20000 hungarische und Büffelochsen, und eine unglaubliche Menge von Proviant; 149 Kanonen, 23 Mörser, 5 Haubizen, 159 Fahnen, einige Roßschweife, rc. 6000 Janitscharen und Spahis nebst dem Großvezier blieben auf dem Platz. Der Erfolg dieses wichtigen Siegs war die Eroberung des ganzen Temeswarer Bannats. **Klemens der Eilfte** schickte unserm Prinzen durch den Marchese **Rasponi** und Don **Abatti** einen geweiheten Huth und Degen.

Das folgende Jahr beschloß **Eugen**, Belgrad zu belagern, und fieng bereits am 21 May an, diesen Ort völlig mit der Armee einzuschliessen, und den 13 Julius die Wasserstadt zu beschiessen. Der Großvezier hingegen rückte mit seiner weit überlegenen Armee von Nissa herbey, und schloß die christliche Armee eben so, wie voriges Jahr in ihrem Retrenschement ein, legte Batterien an, und beschoß das Lager. **Belgrad** war aufs äuserste gebracht, und die Türken versuchten deshalb dem Retranschement so nahe zu kommen, daß sie solches bestürmen und überrumpeln könnten. Sie kamen mit ihren Approschen bis an den Graben des Retranschements,

und thaten mit Kanonen so grossen Schaden, daß man sich allenthalben nicht sicher wußte. — Nun beschloß **Eugen**, den Türken, unter Begünstigung eines starken Nebels, eine Schlacht zu liefern. Der Generalfeldmarschall **Palfy** griff den 16 August des Morgens früh um 4 Uhr die Feinde bey ihrer Arbeit an. Die Türken, welche die Akzion nur für einen Ausfall hielten, wurden zurückgeschlagen; man gieng ihnen in die Flanken, und jagte sie völlig aus den Approschen heraus. Gegen 7 Uhr griff das zweyte Treffen die Feinde auf ihren Höhen herzhaft an, brachte sie zum Weichen, und bemächtigte sich der daselbst angelegten Batterien. Die Kavallerie jagte die Spahis und Tartarn in die Flucht, und so retirirte sich alles über **Semendria** und **Nissa**, nachdem sie ihr ganzes Lager, Stücke, Munizion, und 9000 Mann eingebüßt hatten. **Belgrad**, ohne Hoffnung des Entsatzes, ergab sich kurz darauf. Das folgende Jahr 1718 kam zu **Possarowiz** der Friede zu Stande, durch welchen dem Kaiser das ganze Temeswarer Bannat, der größte Theil von Servien, und die Festung Belgrad abgetreten wurde.

Unser Held genoß nun den Abend seiner Tage in Ruhe. Doch war er nicht müssig. Seine Charge als Kriegsrathspräsident gab ihm Geschäffte und Gelegenheit genug, für

das

das Wohl des Hauses Oesterreich ferner zu wachen. Er schränkte sich nicht bloß auf das Kriegswesen ein, sondern verbesserte auch die Finanzen, und suchte den Handel in grössere Aufnahme zu bringen. 1724 wurde er vom Kaiser zum Generalvikarius aller Erbkönigreiche und Lande in Italien ernannt. Im folgenden Jahre war er der erste kaiserliche Bevollmächtigte beym Friedenschluß zwischen dem Kaiser und Spanien, und brachte gleich nach dem Frieden einen Kommerzientraktat zwischen beyden Staaten zu Stande. — 1728 begleitete er die kaiserliche Familie auf ihrer Reise nach Triest, trug sehr viel zur Aufnahme dieses Havens bey, und richtete daselbst einen grossen Jahrmarkt ein. 1731 schloß er einen geheimen Traktat mit England, der unter dem Namen des neuen Wiener Traktats bekannt ist, und zu welchem hernach noch Spanien trat. Im folgenden Jahre begleitete er den Kaiser nach dem Karlsbade. Nach seiner Zurückkunft wurde der Monarch zu **Klaudrau** vom Könige von Preussen persönlich besucht, und nach **Prag** begleitet. Dieser bezeigte eine ganz vorzügliche Achtung gegen unsern Prinzen, speisete bey ihm, und besuchte ihn vor seiner Abreise auf seinem Zimmer.

Das Jahr 1733 drohete wegen der pohlnischen **Königswahl** einen neuen Krieg,

und

und das Jahr darauf zog sich eine kaiserliche Armee am Rhein zusammen. Der Prinz versuchte damit, **Philipsburg** zu retten; da aber die Franzosen um vieles stärker, als er, waren, und sich auch sehr sorgfältig verschanzt hatten, zog er sich, jedoch ohne Verlust, zurück, und verhinderte annoch die Belagerung von **Oppenheim**, und den Übergang der Franzosen über den Rhein bey **Philipsburg**. — 1735 gieng der General **Sekendorf** auf Befehl des Prinzen über den Rhein, und schlug die Franzosen bey **Salmbach**. Gegen das Ende des Jahrs aber ward bey beyden Armeen ein Waffenstillstand und Friedenskongreß publizirt, und der Prinz gieng nach **Wien**, wo er den Konferenzen fleissig beywohnte.

Allein schon zu Anfang des Jahrs 1736 kamen dem Prinzen wegen Schwachheit des Alters allerhand üble Zufälle, und man fand ihn den 21 April Morgens zwischen 7 und 8 Uhr in seinem Bette todt und erstickt. — Wie sehr dieser grosse Verlust allenthalben, und vorzüglich am kaiserlichen Hofe bedauert wurde, läßt sich leicht denken. Er ward auf kaiserlichen Befehl aufs prächtigste begraben, und seinem glorreichen Andenken wurden die aufrichtigsten Thränen geopfert.

VII.

VII.

Graf Enevold Brand.

Enevold, oder Ewald, Graf von Brand, war königlicher dänischer Geheimrath, Kammerherr, Beysitzer des höchsten Gerichts, Oberkleiderverwahrer und Ritter des Mathildenordens. Sein Vater war der ververstorbene königliche dänische Konferenzrath von Brand, und seine Schwester ist seit 1759 mit dem Kammerherrn Christian Heinrich von Beulwiz, Amtmann zu Steinburg vermählt. Er hat sein Glück in Hofbedienungen gemacht. 1755 den 15ten Junius ward er Hofjunker, hernach Kammerjunker, endlich 1769 den 22 July Kammerherr. — Im Jahr 1771 ertheilte ihm die regierende Königin den Mathildenorden. Der König aber gab ihm die Aufsicht über die Schauspiele, in welchem Posten er sich des Monarchen vorzügliche Gnade erwarb, welches sich dadurch zu Tage legte, daß er im Julius 1771 zugleich mit dem Grafen von Struensee in den dänischen Grafenstand erhoben, hernach zum Oberkleiderverwahrer und geheimen Rath

mit Beylegung des Titels Exzellenz erkläret ward. Er war ein vertrauter Freund des Kabinetsministers, Grafen von Struensee, der sich auch als seinen eifrigen Beförderer bey vielen Gelegenheiten bewiesen hat, welches daher Anlaß gab, daß er zugleich seinen Fall und Untergang mit ihm fand.

Er wurde demnach, nebst dem Grafen von Struensee, und vielen andern, in der Nacht vom 17ten Jäner 1772 in Verhaft genommen. Als der Offizier mit der Wache kam, *ihn* zu arretiren, so verschloß er sich *in sein* Zimmer. Der Offizier sagte, er sollte aufmachen, und sich betragen, als ein vernünftiger Mann; denn es würde ihm zu nichts helfen, widrigenfalls er die Thüre erbrechen müßte. Da machte er die Thüre endlich auf, und in der Hand hatte er seinen Degen, um sich zu vertheidigen, worauf sie ihn sogleich anfielen; er warf den Degen von sich, suchte sich von ihnen loszumachen, und sagte: " Meine Herren! Sie gehen unrecht, ich bin ein Staatsminister, ich weiß nicht, daß ich was verbrochen habe, worüber man mich arretiren kann. „ Der Offizier zeigte ihm auf der Order seinen Vornamen, und sagte: er gienge gar recht; er sollte nur mitgehen; das Uibrige würde sich schon finden, und damit brachten sie ihn nach der Zitadelle. —

Da man ihn überhaupt beschuldigte, daß er in allen Handlungen des Struensee ein Mitgehilfe sey, und sogar bey einer gewissen Gelegenheit Hand an den König zu legen sich erfrecht haben solle, so ward ihm auch eben dasselbe Urtheil zu Theil, welches jener bekam. Bereits am 23ten Februar wurde der Probst Hee zu ihm ins Gefängniß geschickr, ihn dazu vorzubereiten, und nach dem zu urtheilen, was dieser hievon öffentlich bekannt gemacht, soll er sich mit einer ausserordentlichen Ergebung und Standhaftigkeit seinem Schicksale unterworfen haben. Sein Urtheil lautet folgender Gestalt:

" Es ist so wohl durch das eigene Geständniß des Grafen **Brand**, als auch durch die Erklärung des vormaligen Kabinetsministers, J. F. Struensee, und verschiedene Umstände deutlich zu Tage gelegt, daß der Graf **Enewold Brand** nicht nur Struensees guter Freund, sondern auch sein Vertrauter gewesen, dem derselbe seine größten Geheimnisse anvertrauet hat.

" Es wäre also seine Pflicht gewesen, daß er, in Erwägung der Gnade und Vertraulichkeit, worin er bey Sr. Majestät dem Könige stand, sich auf alle erdenkliche Weise bemühet hätte, allen demjenigen abzuhelfen, was er nach seiner eigenen Aussage im Verhör, an Struensees Lebensart, Gesinnungen

und

und Unternehmungen gemisbilliget hat, und thöricht, verwegen, und sowohl für den König, als die Regierung und das Land verderblich finden müssen.

" Statt dessen hat er, als ein strafbarer Unterthan, und unwürdig betrauter königlicher Bediente, mit Struensee gemeinschaftliche Sache gemacht, nicht aufgehört, sein Vertrauter zu seyn, und ihn zu unterstützen gesucht.

" Er hat von Struensee sich gebrauchen lassen, alle Leute von dem Könige entfernt zu halten, damit Sr. Majestät nichts von demjenigen, was in Struensees Verhalten sehr tadelnswerth war, und von dem Antheil, den er selbst daran nahm, etwas offenbaret werden möchte.

"Er hat sowohl insgeheim, als vor aller Augen, zur größten Betrübniß seiner Mitunterthanen, sich stolz, und nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gegen seinen König betragen.

" Er hat Sr. Majestät dem Könige nicht die unterthänige Ehrerbietung bezeiget, die ihm ein jeder seiner Unterthanen schuldig ist, und sonst gerne und bey allen Gelegenheiten in Worten und Handlungen aus wahrem Triebe des Herzens äussert; sondern er ist dem Könige vielmehr entgegen gewesen, damit er Struensees Gunst und Gewogenheit

gewinnen, und behalten, und sich dadurch ein übertriebenes Glück zuwege bringen, und seinen eigenen Vortheil befördern möchte.

"Das Memoire, welches eine Art des Briefwechsels zwischen ihm und **Struensee** enthält, ist ein Beweis von seinen ungereimten Ansprüchen, und daß er sein tadelnswerthes Betragen gegen den König erkannte. Folglich hätte er darnach seine Aufführung ändern und verbessern, und lieber den Posten, der ihm zuwider war, und wozu er sich nicht geschickt befand, verlassen sollen. Aber nein! er wollte nicht gern seinem Gönner und Beschützer, **Struensee**, zuwider seyn, welcher ihn, seiner Absichten wegen, um und bey dem König zu behalten wünschte; gleichwie auch der Graf **Brand** von ihm und durch ihn sich sowohl in Dienst- als in Geldangelegenheiten mehr Glück versprach.

Er hat in seinem Fache, als Directeur des Spectacles, **Struensee** geholfen, eine Trennung in der königlichen Familie dadurch zu stiften, daß er es auswirkte, daß dem Prinzen **Friedrich** eine besondere Loge im Komödienhause angewiesen wurde, damit Se. königliche Hoheit nicht mit Sr. Majestät dem Könige in einer Loge beysammen seyn, und dadurch Gelegenheit erhalten möchte, **Brands** und seines vertrauten Freundes

höchst

höchst tadelnswürdiges Betragen dem Könige zu entdecken.

“Er hat sich von **Struensee** aus der königlichen Kasse in einer kurzen Zeit 60000 Reichsthaler geben und schenken lassen, ob er gleich wußte, oder wenigstens nicht hätte zweifeln sollen, daß er sich dieser Verehrung so wenig durch seine Meriten im Dienste, als durch sein Betragen würdig gemacht hätte.

“Er hat bey der Danksagung, die er Sr. Majestät dem Könige für dieses grosse Geschenk abgestattet, die Summe nicht genannt, welche **Struensee** ihm verschaffet hatte, vermuthlich, weil er wußte, daß es damit nicht recht zusammenhängen konnte, und **Struensee** es ihm verboten hatte, aus Beysorge, daß der König dadurch von demjenigen Licht erhalten möchte, was der bey **Struensee** gefundene approbirte Extrakt hernach Sr. Majestät, und einem jeden, der ihn siehet, vor Augen geleget hat.

“Alles dieses Strafwürdige hat der Graf **Brand** verübt, obgleich sein Gewissen ihm jeden Augenblick vorhalten mußte, daß er als ein ungetreuer Unterthan, und wider die besondere Pflicht und Verbindlichkeit handelte, die wegen des gnädigen Zutrauens des Königs auf ihm lag, und ungeachtet die beyden Briefe eines Ungenannten, die in seinem Porte-

feuille gefunden worden, ihn so nachdrücklich und mit so augenscheinlicher Wahrheit seiner Pflichten erinnerten, und ihm dasjenige anriethen, was er zu thun hatte, dafern er seinen Kopf nicht in Gefahr setzen wollte.

Er wurde von nichts, als Uibermuthe, Ehrsucht, und Geldbegierde geführet und geleitet.

" So strafbar auch das Angeführte ist, so kömmt es doch in keine Vergleichung mit dem, von dem Grafen Enewold Brand selbst im Verhör vor der Kommission deutlich und ordentlich eingestandenen, und durch verschiedene Zeugen erwiesenen und bestätigten Verbrechen, nämlich die Vergreifung an Sr. Majestät des Königes eigenen hohen Person. Denn solches kann eben so angesehen werden, als ob er es wagen wollen, den König umzubringen, weil man den Ausgang eines solchen Anfalls nicht vorher wissen kann, und ein unglücklicher Schlag an einer empfindlichen Stelle oft den Tod verursachet hat.

" Er war zornig auf den König geworden, und wollte von seinem Herrn Genugthuung haben, dessen wohlverdiente Warnung er mit Reue, über sein voriges Verhalten gegen ihn, hätte annehmen, und sich seinem Anblick entziehen sollen, um ihn nicht öfter zu erzürnen.

Er

"Er hat dem entgegen mit seinem vertrauten Freunde Struensee abgeredet, wie und wenn er den König angreifen sollte, und bey sich selbst überleget, welche Waffen er dazu brauchen wollte, sie auch in Bereitschaft gehabt, ob er sich gleich, bey näherem Nachdenken, derselben nicht bedienet hat.

"Nachdem er von Struensee erinnert worden, daß der König allein, und es nun Zeit wäre; gehet er, mit Bedacht und Uiberlegung, und in dem völligen Vorsatze, sich zu rächen, zu Sr. Majestät hinein, weiset die zur Aufwartung da befindliche beyde Knaben aus dem Zimmer, und schiebt den Riegel vor die Thür, damit niemand hereinkommen könnte, sich seinem Vorhaben und Unternehmen zuwider setzen, oder ihn davon abzuhalten, und nöthiget, durch seine Worte und Angriff, Se. Majestät den König, sich seiner zu erwehren.

"Er verletzte hiebey den König am Halse, und biß ihn in den einen Finger, und zugleich vergriff er sich auch an seinen Wohlthäter und König mit solchen verwegenen Worten und Ausdrücken, daß ein jeder sich entsetzen muß, solche zu wiederholen.

Der Graf Brand hat zwar zu seiner Entschuldigung dieses angeführet, daß Se. Majestät ihm diesen Vorfall verziehen hätten: wenn dem aber auch so wäre, so kann sol-

solches doch nicht anders verstanden werden, als daß Se. Majestät eine Zeitlang diesem vor einem Jahre Unterthanen begangenen grossen Verbrechen nachsehen wollen. Uiberhaupt hat er, in dieser Hinsicht, gar nichts bewiesen; und wie weit sich solches erstrecket, sind Se. Majestät der König allein im Stande zu beurtheilen.

" Diese höchst abscheuliche und verwegene Handlung des Grafen **Brand** kann von einem jeden nicht anders, als die gröbste Vergreifung an der Person des Königs, und das größte Verbrechen der beleidigten Majestät, das nur zu erdenken ist, betrachtet werden, welches die in den Gesetzen 6ten Buchs, 4ten Kapitels, 1ten Artikels bestimmte Strafe mit sich führet.

Wir halten uns für befugt, den Grafen **Brand** darnach zu verurtheilen, und erkennen daher für Recht:

Der Graf **Enewold Brand** soll Ehre, Leib und Gut verbrochen haben, und seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzt seyn; sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter auf dem Richtplatze zerbrochen, hiernächst **Enewolds Brand** rechte Hand und darauf der Kopf ihm lebendig abgehauen; der Körper geviertheilet, und aufs Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gestecket werden.

In

In der Kommission auf dem Schlosse Christiansburg den 25ten April 1772.

J. K. Juelwind. G. A. Braem.
H. Stampe. Luxdorf.
G. A. Karstens. Kofod Ancher.
J. E. E. Schmidt. F. C. Sevel.
O. Guldberg.

Die darauf erfolgte königliche Approbazion lautet also:

Wir haben das vorangeführte Urtheil, das die von uns angeordnete Inquisizionskommission auf dem Schlosse Christiansburg abgesprochen hat, und welches Enewold Branden, wegen seines höchstabscheulichen und verwegenen Unternehmens durch Vergreifung an unserer eigenen Person, zuerkennet, daß er Ehre, Leib und Gut verbrochen habe; seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzet seyn; sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter auf dem Richtplatze zerbrochen; hiernächst seine rechte Hand und darauf der Kopf ihm lebendig abgehauen; der Körper geviertheilet und aufs Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden solle: hiemit solchergestalt in allem approbiret. Wornach die, so es angehet, sich allerunterthänigst

zu richten haben. Gegeben auf unserm Schlosse Christiansburg den 27 April 1772.

Christian.

O Thott.

Luxdorf. A. Schumacher.
Dons. Hoyer.

Diesem zufolge wurde sowohl er, als **Struensee** den folgenden Tag zur Exekuzion ausgeführt. Nachdem bereits einige Stunden vorher das Militär ausgerückt war, den Richtplatz zu besetzen, kamen die beyden geistlichen, der Dr. **Münter** und Probst **Hee**, ein jeder in seinem Wagen, und stiegen bey dem Schafotte ab. Um 9 Uhr sah man 3 Wägen, unter Eskortirung von 400 Mann Infanterie und Dragonern, ankommen. In dem ersten saß der Generalfiskal **Wivet**, und des Königs Voigt, der Etatsrath **Ortved**, welcher mit einem in einer solchen Begebenheit, dem Herkommen nach, ziemlich grossen Degen von Messing umgürtet war; rücklings saß desselben Gevollmächtigter, welcher die Schilder bey sich hatte, worauf der beyden Grafen Wapen gemahlt waren, die zerbrochen werden sollten. — In dem zweyten Wagen saß der Graf **Brand**, welcher in einem Buche las, neben ihm ein Offizier, und rücklings zwey Unteroffiziers. — In

dem

dem dritten Wagen saß der Graf Struensee, und ebenfalls bey ihm ein Offizier, rücklings aber zwey Unteroffiziers. Die beyden Seitenfenster der beyden Wagen waren niedergelassen, so daß die Delinquenten von einem jeden konnten gesehen werden.

Wie die Wägen bey dem Schafotte ankamen, so stiegen der Generalfiskal und des Königs Voigt nebst dem Gevollmächtigten heraus, und begaben sich in den Eingang über die Treppe auf das erhöhete Schafot. — Der Probst Hee empfieng den Grafen Brand am Wagen, und gieng mit ihm hinauf. Etwa eine Viertelstunde unterredete sich der Probst mit demselben, da hierauf des Königs Voigt nochmals das Urtheil ablas; worauf der Scharfrichter das gräfliche brandische Wapen nahm, es zerbrach, und auf die Erde warf. Nun kam die wichtige Zeit der Exekuzion des vorgelesenen Urtheils, und man erstaunte, wie freymüthig sich der Delinquent bezeigte. Er ließ die Wildschur, die er über seine Kleider anhatte, zurückfallen, gab seinen mit einer goldenen Tresse versehenen Huth von sich, zog sich selber sein grünes Kleid ab, welches gleichfalls mit einer goldenen Tresse bordirt war, nahm seine Halsbinde ab, zog sich selber das Hemd aus, und legte die rechte Hand auf den einen, und den Kopf auf den andern Block, und ließ sich

bey-

beyde, unter tröstlichem Zurufen des Probst Hee, mit zween verschiedenen Beulen ganz gelassen abhauen. —

Hierauf gieng der Probst Hee, und die Herren Vivet und Ortved das Schafot hinunter; die Henkersknechte aber zogen dem Leichnam die Kleider ab, nahmen die Gedärme und alles Inwendige aus dem Körper, und zerhaueten denselben in vier Theile, die sie nachher, jedes Stück besonders, an einem Seile auf einen Wagen niederliessen, welcher dazu gemacht war, den zerstümmelten Körper nach dem ordentlichen Galgenberge vor dem Westerthore (denn die Hinrichtung geschah vor dem Osterthore) zu führen; das Eingeweide aber wurde in ein besonderes Gefäß gelegt, und ebenfalls von dem Schafot auf den Wagen niedergelassen.

So endigte (sagt der Herr Probst Hee) der aus einer rechtschaffenen und angesehenen Familie entsprossene, und in seiner Jugend in der Gottesfurcht und edlen Wissenschaften mit größtem Fleiß erzogene, mit den herrlichsten Naturgaben von Gott versehene, zu hohen und ansehnlichen Würden, ja zum Grafenstand erhöhete; aber durch Verführung des Fleisches, durch Reizungen der Welt, und durch die List der Versuchung von Christi Wege, und in der Folge auf manche sündliche Abwege verleitete Enewold Brand sein Lebē.

VIII.

VIII.

Johann Friedrich Graf von Struensee.

Dieser unglückliche Staatsverbrecher ward den 5ten August 1737 zu Halle in Sachsen geboren. Sein Vater war Adam Struensee, der Theologie Doktor, königlicher dänischer Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleßwig und Holstein. — Er hatte sich der Arzneygelahrtheit gewidmet. Nachdem er zu Halle den Wissenschaften auf der Schule des Waisenhauses und der Friedrichsuniversität einige Jahre obgelegen, nahm er die Würde eines Doktors der Arzneigelahrtheit an, und gieng 1757 mit seinem Vater nach Altona, (der dahin als erster Pastor an die dasige lutherische Kirche berufen ward.) Hier ward er bald Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau, und durch Ausübung seiner Kunst verschaffte er sich reichlichen Unterhalt. — Er verschaffte sich die genaue Bekanntschaft der verstorbenen Gräfinn von Perkentin, und diese war es,

die

die ihm das Glück verschaffte, daß er im Jahre 1768 den 5ten April zum Leibmedikus des Königs ernannt, und zugleich bestimmt wurde, denselben auf die Reise nach Deutschland, England und Frankreich zu begleiten. Hiedurch legte er den Grund zu seinem Glücke. Der junge Monarch lernte ihn genau kennen. Er selbst war fast beständig um denselben, und erwarb sich dessen Gnade auf eine ganz vorzügliche Art. Er wurde königlicher Lekteur. Im Jahre 1769 den 12ten May ernannte ihn der Monarch zum Staatsrath, und am 14ten May 1770 zum Konferenzrath. Im Dezember 1770 zum Maitre de Requetes, und 1771 im Julius zum geheimen Kabinetsminister. — In eben diesem Jahre den 15ten Julius erhob ihn der König in den dänischen Grafenstand, und die Königinn ertheilte ihm den neugestifteten Mathildenorden am 29sten Jäner, als am Stiftungstage.

Als er auf dieser hohen Stuffe war, setzte er seinem Ehrgeize keine Schranken mehr. — Er beleidigte die Königinn Mutter — den Adel, das Militär und den Bürger durch verschiedene Kränkungen, die er ihnen anthat, und dieses mußte nothwendig seinen Fall befördern, und es wurde in der Nacht vom 16ten bis 17ten Jäner 1772 auf Vorstellung der verwittweten Königinn Ju-

liana

liana Maria, und des Erbprinzen Friedrichs vom Könige zu seiner Inhaftirung der Befehl gegeben, welches der Oberste Köller mit Vorsichtigkeit und Geschicklichkeit veranstaltete, und ihn dem Kommendanten auf der Festung gefangen überlieferte, der ihn in dasjenige Zimmer bringen ließ, das der bekannte Norkroß so lange bewohnt hatte.

Hier hatte er Musse genug, seinem unglücklichen Schicksale nachzudenken, und da er in der Denkungsart als ein Mensch ohne Grundsätze bekannt war, so ward der Dr. Münter zu ihm ins Gefängniß geschickt, ihm seine unmoralischen Grundsätze zu benehmen, und zum Christenthume zurückzuführen, und nach seiner herausgegebenen Bekehrungsgeschichte zu urtheilen, hat er seinen Zweck so ziemlich erreicht. —

Da von seinen Handlungen und Verbrechen die Gerüchte sehr verschieden sind, so glaube ich am beßten zu thun, wenn ich das mit königlicher Approbazion herausgegebene Urtheil, so auch an ihm vollzogen wurde, meinen Lesern bekannt mache, weil darin die Fakta nach der Reihe genannt werden, deren er sich schuldig gemacht haben soll. Es lautet von Wort zu Wort also;

." Ausserdem, daß der Graf Johann Friedrich Struensee schon vorhin überführt, und von ihm selbst eingestanden ist, daß er

ein

ein grobes Verbrechen begangen habe, welches die Verletzung der königlichen Hoheit, oder das Crimen læsæ Majestatis in einem hohen Grade mit sich führet, und nach dem Gesetze insonderheit desselben 6ten Buchs 4ten Kapit. 1sten Art. eine harte Todesstrafe verdienet, ist es auch sattsam beydes bekannt und erwiesen, daß sein ganzes Verhalten und Betragen während der Zeit, da er an der Direkzion der Geschäfte Theil gehabt, ein Kette von lauter, theils verwegenen und unbesonnenen Unternehmungen, theils arglistigen Ränken gewesen, die alle darauf abgezielet, daß er sich alle Macht und Ansehen mit Ausschliessung aller andern, zuwenden möchte; wobey er kühnlich alle die Mittel, die er zur Erreichung dieser seiner Absicht dienlich zu seyn erachtet, zur Hand genommen, und sich zu Nutze gemacht, ohne im geringsten zu bedenken, ob solche erlaubt wären, oder nicht, und wie fern sie mit der Verfassung und Form der Regierung, dem Genie der Nazion, und den Einrichtungen und Gesetzen des Landes, sowohl den bürgerlichen, als Grundgesetzen übereinkämen, oder gerade dawider stritten.

Sein grosses Augenmerk gieng theils dahin, geheimer Kabinetsminister mit der ausserordentlichen und unerhörten Macht zu werden, die er im Monate Julius vorigen

Jahrs

Jahrs erschlichen; theils alle Unterthanen von ihrem Könige, und den König von ihnen entfernet zu halten, theils bey Hofe, und über das Höchste selbst eine solche ungezähmte Gewalt auszuüben, als man mit Erstaunen wahrgenommen hat.

Diese Absicht zu erreichen hatte er auf Sr. Majestät Reise ausserhalb Landes daran gearbeitet, durch Bezeigung einer sorgfältigen Aufmerksamkeit für des Königs Gesundheit und Vergnügen, die Gnade Sr. Majestät zu erlangen. Als der König zurückgekommen war, hielt Struensee sich stille, und schien nichts weniger, als gesonnen zu seyn, auf Aemter und Würden Anspruch zu machen, nach welchen doch sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht lechzeten. Er lebte bey Hofe, belustigte sich, verlangte keine Vermehrung seiner Gage, und schien in der Ruhe und Wollust seine Zufriedenheit zu setzen. Allein zu eben der Zeit arbeitete er insgehein mit vielem Eifer an der Grundlage, worauf er sein stolzes Glück auszuführen gedachte. Die Sprache des Landes zu erlernen, dessen Verfassung und Einrichtungen gründlich zu erforschen, den Zustand und das wahre Interesse desselben zu erkennen, und seine bürgerlichen Rechte und Grundgesetze zu wissen, waren Dinge, um die er sich gar nicht bekümmerte. Er hätte diesen Weg betreten sol-

sollen; allein in Ansehung alles dessen war und blieb er in der größten Unwissenheit. Er nahm sich dagegen vor, die Grundsätze auszuspüren, denen der König in seiner Regierung zu folgen gedachte, damit er sich ihrer bedienen könnte, seine schädlichen Absichten zu verbergen: und weil er noch alle Ursache hatte, zu befürchten, daß entweder treue Diener seine Absichten entdecken, oder der König selbst derselben inne werden möchte; so suchte er, um die Wirkung des ersteren zu verhindern, bey Sr. Majestät alle diejenigen ohne Unterschied anzuschwärzen, welche die Gnade hatten, sich dem Monarchen zu nähern; und, um den letzteren zuvor zu kommen, war er dahin angewandt, sich einen mächtigen Schutz zu verschaffen, und einen solchen beständigen nnd zuverläßlichen Freund stets um den König zu haben, daß es Sr. Majestät fast unmöglich würde, seine Wege und Absichten zu entdecken.

Er hatte nicht sobald seine Maschine im Jahre 1770 völlig im Stande, als er sie schon gleich in Bewegung setzete.

Unsere Könige haben seit der Souverainität immer einen Rath gehabt, welcher aus solchen Männern bestanden, die der Gesetze und Verfassungen des Landes kundig waren, das rechte Staatssystem und das wahre Interesse und Beßte des Landes erforschet

hat.

hatten, und die Regeln wußten, welche, demselben zufolge, auf die vorkommenden Fälle angewendet werden könnten, und müßten.

Ihr Amt brachte es mit sich, daß sie um den König waren, so oft Sachen und Wichtigkeiten Sr. Majestät vorgestellet werden sollten, und daß sie dem König die Erläuterung über alles dasjenige gaben, was er zur Ertheilung seiner Dezision zu wissen verlangte. Im übrigen hatten diese Männer, als Glieder des geheimen Konseils, keine Stimme, keine Ausfertigung, keinen Sekretär; denn es beruhete alles auf dem Willen des Königs, und es wurde alles bey den gehörigen Departements ausgefertiget.

Diesen so alten, so natürlichen Rath wollte Struensee mit seinen Anhängern ganz aufgehoben und kassirt haben. Denn dieser Mann befürchtete, daß, so lange noch ein solcher Rath vorhanden wäre, derselbe, wenn er auch gleich aus seinen eigenen Freunden bestünde, mit der Zeit nie unterlassen würde, sich seinen schädlichen Anschlägen zu widersetzen, und sie dem König zu entdecken, indem er diesen Männern die Gelegenheit doch nicht entziehen konnte, mit dem Könige zu reden, und ihm, was sein eigener und des Landes Vortheil erheischte, vorzustellen. Zu dem Ende hatte Struensee schon im voraus die damaligen Ministers durch allerhand Insi-

nuazionen verläumdet, und sogar solche Handlungen, die unläugbar dem Könige und dem Staate zum Beßten gereichten, mit den schwärzesten Farben geschildert. Seine Majestät, die ihr Volk zärtlich lieben, die von ihren Bedienten Redlichkeit erwarten, und über ihre souveraine Macht eifersüchtig sind, verloren dann das Zutrauen zu ihrem Konseil, und hätten es mit anderen Männern besetzen, und ihm eine andere Gestalt geben wollen; allein **Struensee** setzte durch die unwahresten Vorwendungen und listigsten Kunstgriffe den Absichten des Königs solche Hindernisse entgegen, daß das Konseil nach und nach aufhörte, und sogar zuletzt durch die Akte vom 27ten Dezember 1770 förmlich abgeschaffet wurde.

Zu eben der Zeit wurde er selbst Maître des Requêtes, und wie sein Plan darauf hinauslief, allein berechtiget zu seyn, mit dem Könige von Geschäften zu sprechen, und alle übrige davon auszuschliessen: so schienen die andern übrig bleibende Kollegien ihm hierin noch einige Hindernisse in den Weg legen zu können. In dieser Hinsicht wurde dem Könige, welcher die Sachen, die von den Kollegien seiner Dezision untergeben wurden, gründlich einzusehen wünschte, von ihm vorgestellet, es wäre hiezu nichts dienlicher, als daß die Kollegien den Befehl erhielten, ihre

schrift-

schriftliche Vorstellungen in einem Portefeuille einzuschicken, oder zu überreichen, damit Se. Majestät die nöthige Zeit hätten, solche zu lesen, und zu erwägen. Durch diesen scheinbaren und dem Ansehen nach so nützlichen Rath erreichte der Mann seinen Entzweck, die Kollegien von dem Könige entfernet zu halten. Er bemächtigte sich bald der Portefeuilles, und bemeisterte sich solcher Gestalt einzig und allein der Sachen, um sie nach eigenem Gutfinden dem König vorzustellen. Wollten dann die gehörigen Kollegien, zur näheren Informazion des Königs, die erforderlichen Gründe vorgebracht haben: so mußten sie sich an Struensee wenden, und auf die Art wurde er, was beydes das ehemalige Konseil und die Kollegia vorhin gewesen waren.

Unter dem Vorwande, die schleunigere Ausfertigung gewisser Sachen zu befördern, und zugleich das königliche Ansehen in seiner rechten Grösse zu zeigen, stellte er auch unterschiedliche Kabinetsordres aus, die, ohne daß das gehörige Departement davon unterrichtet wurde, zur Ausführung gelangten; ein Vornehmen, das nothwendig die äuserste Verwirrung anrichten mußte, und das ein Mann wagte, welcher weder das Land, noch dessen Gesetze, noch dessen Zustand, noch dessen Sprache kannte. Aber um alles dieses

bekümmerte er sich nicht; wenn er sich nur alle Gewalt, und alles Ansehen zuwenden konnte.

Diese Unwissenheit des Grafen Struensee in demjenigen, was ein jeder Minister in Dänemark wissen sollte, und seine gar geringe Sorgfalt, sich davon Kenntnisse zu erwerben, hat sowohl für den Staat selbst, als für Privatpersonen unzählige Ungelegenheiten mit sich geführet.

Bey den Kollegien, die vorher immer gewohnt waren, ihre Vorstellungen in dänischer Sprache einzusenden, mußte ein besonderer Bediente angestellet werden, um solche ins Teutsche zu übersetzen, damit sie der Graf Struensee in dieser Sprache lesen könnte. Die dänische Kanzley, als das einzige Kollegium, welches beständig fortfuhr, die Vorstellungen in dänischer Sprache einzusenden, hatte allzu oft Gelegenheit, wahrzunehmen, daß diese Vorstellungen überall nicht gelesen würden, weil lediglich ein Extrakt davon, der befohlenermassen aufs kürzeste gemacht, und auf dem so genannten Rotulo angeführet werden mußte, ins Teutsche übersetzt, und von dem Grafen Struensee gelesen wurde, worauf dann die Resoluzion in teutscher Sprache erfolgte, und in der Kanzeley wieder in die dänische übersetzet wurde. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die

Re-

Resoluzion oft zweideutig, unverständlich, und der Sache desto weniger angemessen war, je seltener derjenige, der sie dem Könige vorstellete, von derselben einen richtigen Begriff hatte.

Privatpersonen, die bey dem Kabinet ein Gesuch übergeben wollten, und solches in dänischer Sprache aufgesetzt hatten, liefen umher, um jemand zu finden, der solches ins Teutsche übersetzen könnte; in der nicht ungegründeten Meinung, daß die Bittschrift, wenn sie bloß dänisch abgefasset wäre, nicht gelesen würde; wo hingegen diese teutsche, um einen geringen Preis erlangte Uibersetzungen oft so geriethen, daß man daraus nicht ersehen konnte, worauf das Ansuchen eigentlich gerichtet war.

Des Grafen Struensee Urkunde in Absicht auf die Einrichtig der Kollegien, seine Unlust, sich damit bekannt zu machen, und seine Begierde, die ganze alte Verfassung des Staats umzuschmelzen, und die Zahl seiner Anhänger dadurch zu vergrössern, daß er allenthalben und in wichtigen Posten Leute setzte, die ihm ihr Glück zu verdanken hatten: das alles verleitete ihn, an ein Kollegium nach dem andern, die Hand zu legen, und, weil er selbst weder arbeiten konnte noch wollte, zu diesen wichtigen Veränderungen andere Männer zu gebrauchen, von denen einige selbst

hernach gestanden haben, daß sie von der Beschaffenheit der vorigen Einrichtung und deren Vortheilen, oder Mängeln ganz keine Kenntniß gehabt, oder zu erlangen gesucht, weil ihnen bloß vorgeschrieben war, einen Plan zu einer neuen Einrichtung nach gewissen vorausgesetzten Datis zu verfassen.

Nachdem der Graf **Struensee** auf solche Weise durch Abschaffung des geheimen Konseil, durch Schwächung und Umgiessung der meisten übrigen Kollegien, und deren Ausschliessung von der mündlichen Vorstellung, alle Macht und Gewalt an sich gezogen hatte; währete es nicht lange, bis Sr. Majestät Unterthanen überhaupt die Wirkung von seinen despotischen Grundsätzen und seiner Denkungsart beydes merkten und fühlten.

Die vorher gedachte väterliche und milde Regierung, derer man vorhin in Dänemark lange gewohnt gewesen, und an welche man durch die Länge der Zeit ein Recht erworben zu haben schien, verursachte, daß ein jeder, dem der König eine Bedienung gab, mit Fug zu glauben vermeinte, er könnte sich versichert halten, in derselben so lange zu bleiben, als er sich gebührend betrüge, und seine Amtspflichten beobachtete, und er stünde nicht in Gefahr, solche, wider seinen Willen, zu verlieren, es wäre denn, daß er wegen Untreue, Vergehens, oder Versäumniß,

durch

durch einen richterlichen Spruch derselben verlustig erkläret worden.

Diese gemässigten Grundsätze, welche die Gelindigkeit der Regierung vorzüglich bezeichneten, und viele herrliche Wirkungen hervorbrachten, waren nicht nach dem Geschmacke des Grafens **Struensee**, der sich niemals, und alsdann einen Zwang anthun wollte, wenn es darauf ankam, Leute unglücklich zu machen, und dadurch andern einen Schrecken einzujagen.

Aus dieser Ursache hörte man gemeiniglich, und fast täglich, daß bald dieser, bald jener königliche Bediente durch eine Kabinetsordre seines Dienstes entsetzet war, ohne daß derselbe einmal erfuhr, worinnen er sich versehen hätte, und worinnen sein Verbrechen bestünde. Verschiedene verloren ihre Bedienung, ohne daß ihnen darüber eine königliche Resoluzion zu Gesichte gekommen wäre, und ohne etwas davon zu wissen, bis sie vernahmen, daß die Bedienung, vermittelst eines Kabinetsordre einem andern gegeben wäre. Dieses erstreckte sich auch auf ganze Kollegien.

Der ganze Kopenhagener Magistrat, welcher aus 18 bis 20, oder mehrern Personen bestand, wurde ab, und ein neuer Magistrat dagegen eingesetzet, und zwar durch eine Kabinetsordre vom 3ten April 1771 an

den Oberpräsidenten, welcher einige Tage vorher, ebenfalls durch eine Kabinetsordre, zu diesem Amte (nachdem der bisherige Oberpräsident seinen Abschied erhalten) bestellet war, und sich damit genügen ließ, daß er durch ein blosses Schreiben den vorigen Magistratspersonen anzeigte, daß sie abgesetzt wären, und den neuen, daß sie sich nach dem Rathhause zu verfügen hätten; ohne daß die Abgehenden einige Wissenschaft davon erhielten, worin sie sich versehen hätten, und warum sie abgesetzet wären.

Ausser dem Magistrate war noch in Kopenhagen ein anderes Kollegium, oder öffentliche Versammlung, die so genannten zwei und dreyßig Männer. Es war nämlich durch die der Stadt Kopenhagen, in Ansehung der von der Bürgerschafr während der Belagerung, und bey Einführung der Souverainität bezeigten Treue und Tapferkeit, so feyerlich verliehenen Privilegien vom 24 Junii 1664, der Bürgerschaft verstattet worden, daß sie zugleich mit dem Magistrate aus den beßten und vornehmsten Bürgern 32 Personen erwählen möchte, welche mit dem Magistrate, das Beßte und den Nutzen der Stadt und Bürgerschaft, ingleichen die gemeinen Einkünfte und Ausgaben erwägen und besorgen könnten. In welcher Hinsicht ihnen auch, nebst einigen Gliedern des Raths

der

der Zutritt zum Throne selbst verstattet war.

Diese Versammlung, welche als ein Kleinod in den Privilegien der Stadt betrachtet wurde, welche viel Gutes und Nützliches wirkte, und so wenig dem Könige, als der Stadt das Geringste kostete, wurde gleichfalls durch dieselbe Kabinetsordre aufgehoben, welche zufolge der vorgedachte Oberpräsident bekannt machte, daß die 32 Männer nicht mehr zusammen kommen sollten, und dabey den zu ihrer Versammlung bestimmten Saal auf dem Rathhause verschliessen ließ.

Diese und viele andere Beyspiele von gleicher Beschaffenheit zeigten insgesamt, daß diesem eben so unvorsichtigen als gewaltsamen Manne, der eben so sehr der Klugheit und Gelindigkeit, als der Ordnung und den guten Sitten feind war, nichts heilig wäre, und machten einen unglaublichen Eindruck auf die Nazion, die sich vorstellete, daß sie auf einmal in eine andere morgenländische Gegend versetzet wäre.

Etliche weheklagten und seufzeten: andere äusserten ihr Erstaunen, oder ihre Erbitterung, bald auf diese, bald auf jene Weise.

Alle waren doch darin einig, daß Se. Majestät gegen ihre Unterthanen noch eben

so milde und väterlich, als vorhin, gesinnet wären, wenn nur ihr Seufzen und Klagen zum Throne hindurch dringen, und die wahre Beschaffenheit der Sache Sr. Majestät vorgestellet werden könnte.

Allein dies schien, wegen der Maaßregeln, die **Struensee**, um es zu verhüten, genommen hatte, nicht möglich zu seyn. Er hatte bey dem Könige seinen vertrauten Freund, den Grafen **Brand** plaziret; und da er vielleicht, nach dem bekannten Sprüchworte, Nulla amicitia nisi inter bonos, auf die Dauer dieser Freundschaft nicht so ganz sichere Rechnung machte, so suchte er solche durch die Verbindung ihrer beyderseitigen Interesse, und, wie gleich gezeiget werden soll, auf Kosten des Königs und Sr. Majestät Kasse, zu befestigen.

Der Graf **Brand**, der stets um den König war, bestärkte Se. Majestät in demjenigen, was **Struensee** anbrachte und vorwandte, und verhinderte es, daß niemand Mittel fand, Se. Majestät von der Wahrheit des Gegentheils zu überführen.

Es war kein Konseil mehr, und gewissermassen kein Minister. Es wurde niemanden verstattet, mit dem Könige allein zu reden, ausser solchen, auf welche **Struensee** seines Erachtens sich verlassen konnte. Geschahe solches dennoch, so war es nur auf

einen

einen Augenblick, oder auf eine gar kurze Zeit, die niemanden erlaubte, sich in eine weitläuftige Erzählung, oder Erörterung einzulassen.

Alle übrigen wurden von des Königs Person entfernt gehalten; und dieser erstreckte sich sogar auf Sr. Majestät eigene höchste Familie, und nächste Angehörigen selbst, gegen welche der König vorhin beständig eine grosse Zärtlichkeit und Liebe blicken ließ. Aber von der Zeit an, daß Struensee sich der Verwaltung des Hofes sowohl, als des ganzen Staates angemasset hatte, kamen sie nur selten zu dem Könige, und erhielten nie Gelegenheit, mit Sr. Majestät allein zu reden, da sie sonst nie unterlassen haben würden, Sr. Majestät den Bedruck des Landes, und die Bekümmerniß der Unterthanen vorzubringen; wovon diese hohe Personen in der Folge, sobald sich nur die Gelegenheit darbot, solche unumstößliche Beweise gegeben haben, die nicht genug gepriesen, und verehret werden können.

Es konnte nicht fehlen, daß der Graf **Struensee** durch ein so despotisches, gewaltsames und unvernünftiges Verfahren, sich überall verhaßt machen mußte.

Seine Emissarien und Anhänger (deren er doch etliche hatte) wenn sie es nicht wagen durften, seine Unternehmungen gerade

zu rechtfertigen, und zu beschönigen, suchten doch wenigstens seine vorgebliche grosse Uneigennützigkeit sehr zu erheben, und weit auszubreiten, welche sie darein setzten, daß er mit dem ihm beygelegten mäßigen Gehalte zufrieden wäre, und weder für sich, noch für die Seinigen Geld, oder Ehre verlange.

Wie weit solches damals Glauben fand, läßt man dahin gestellt seyn. Dieß ist gewiß, daß der Graf Struensee sehr wohl überlegte Maaßregeln genommen hatte, seinen Eigennutz zu der Zeit, und solange solches währte, zu verbergen, allein hernach ist es allzu deutlich entdecket, und dargethan worden, daß er ein überaus interessirter und eigennütziger Mann gewesen sey, von dem man mit gutem Fuge sagen kann, daß er Sr. Majestät Kasse geplündert habe.

Es war ihm eine ganz anständige und beträchtliche Gage beygelegt, womit er desto besser auskommen konnte, da er bey Hofe alles frey hatte, sogar bis auf die Gastmale, die er anstellte. Er wußte den schlechten Zustand, worinne die königliche und die öffentliche Kasse, schon von vorigen Zeiten her, sich befand, und hatte solchen genugsam ausgebreitet. Dem ungeachtet ließ er kaum zwey oder drey Monate vorbeygehen, nachdem das Konseil abgeschaffet, und er Maître des Requêtes geworden war, bevor er die

gü-

gütige Gesinnung des Königs misbrauchte, und von Sr. Majestät ein Geschenk für sich selbst von 10000 Reichsthalern, und für seinen Freund, den Grafen **Brand**, eine gleiche Summe verlangte, und erhielt.

Man sollte denken, es würde ein so ansehnliches Geschenk für diese beyde Personen, von welchen der eine Maître des Requêtes, und der andere Directeur des Spectales war, und die beyderseits solche Aemter nur eine kurze Zeit bekleidet hatten, ihre Habsucht auf einige Zeit gesättiget haben: man siehet aber, daß solche vielmehr gewachsen, und zugenommen habe. Denn nachdem sie diese Geschenke im Februar oder März erhalten, empfieng der Graf **Struensee** aufs neue im May, folglich zwey bis drey Monate darnach aus der königlichen Kasse 50 oder 60000 Reichsthaler, und eben so viel für den Grafen **Brand**, und haben also diese beyden Personen, innerhalb drey bis vier Monate, ausser ihrem ordentlichen Gehalt, dem Könige entweder 140000, oder zum wenigsten 120000 Reichsthaler gekostet, (denn welche es von diesen beyden Summen eigentlich sey, kann man, wegen der Verwirrung, worin des Grafen **Struensee** Rechnungen sich befinden, gegenwärtig noch nicht mit Gewißheit sagen) zu geschweigen der Geschenke, die sie beydes vorher, und hernach ihren gu-

ten Freunden zugewandt, als dem Justizrathe Struensee 4000 Reichsthaler, der Gräfin Holstein 3000 Reichsthaler, dem Kammerherrn Falkenskiold 3500 Reichsthaler, oder darüber, und so fortan.

Daß dieser, des Grafen Struensee unverantwortlicher Eigennutz recht überlegt und vorsetzlich gewesen, solches zeigt die künstliche Maschine, die er bloß zu dem Ende zusammengesetzet, damit er diese Gelder erhalten, und einnehmen könnte, ohne daß jemand davon Wissenschaft erlangte.

In dieser Rücksicht that er erstlich den Vorschlag zur Aufhebung des sogenannten Tresors, (einer Summe Geldes, die bey Seite gelegt war, um sich derselben in vorkommenden schleunigen Zufällen bedienen zu können) und dessen Einlieferung in die öffentliche Kasse. Allein, weil diese Gelder auf dem Wege zur öffentlichen Kasse das Kabinet zu passiren hatten, so schlug er wiederum dem Könige vor, davon 250000 Reichsthaler zu nehmen, und daraus eine sogenannte Spezialkabinetskasse zu formiren, die allein unter seiner Aufsicht seyn sollte.

Dadurch bekam der Graf Struensee guten Anlaß, ansehnliche Geldsummen zu erhalten, und in Empfang zu nehmen, ohne daß davon sonst jemand etwas erfahren konnte.

Er

Er hatte auch mit dieser Kasse so geschickt geschaltet, daß, da sie im April 1771 errichtet wurde, und damals aus 250000 Reichsthaler bestanden, von solcher Summe bey Ausgang des nächstfolgenden Maymonats nur 118000 Reichsthaler übrig waren, obgleich die Kasse keine andere Ausgaben gehabt, als dergleichen Geschenke.

Diese übrig gebliebene 118000 Reichsthaler würden wahrscheinlich nach und nach den nämlichen Weg, wie die andern Summen genommen haben, wenn Struensee nur Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Des Grafen Struensee schändliche Habsucht und Eigennützigkeit ist hiedurch dergestalt vor Augen geleget, daß diejenigen, die ihn für uneigennützig ausgeschrieen, Ursache finden, zu gestehen, sie hätten ihn nur wenig gekannt, und wären zugleich schlecht unterrichtet gewesen.

Aber dies ist nicht genug. Hier ist die allerstärkste Vermuthung vorhanden, daß der Graf Struensee bey dieser Handlung eine unverschämte, niederträchtige, und höchst strafbare Betrügerey begangen habe. Als die unter des Grafen Struensee Papieren gefundene, und von dem Könige approbirte Berechnung über die Einnahme und Ausgabe der Spezialkabinetskasse für die Monate April und May 1771, weil man sie verdächtig fand,

Sr. Majestät vorgezeiget wurde, erkläreten Höchstdieselben gleich, daß sie sich ganz wohl erinnerten, zu solcher Zeit 10000 Reichsthaler an die Königinn, 6000 Reichsthaler an den Grafen **Brand**, und 6000 Reichsthaler an den Grafen **Struensee**, und nichts mehr, geschenket zu haben. Wie diese Summen zusammen 22000 Reichsthaler ausmachen, so ist es bey dem Anblicke des Dokuments sonnenklar, daß die Summe, welche unten an stehet, anfänglich 22000 Reichsthaler gewesen, daß aber aus der ersten 2 eine 3 gemachet worden (welche so kenntlich ist, daß sie gleich in die Augen fällt) und ein 1 voran gesetzet worden, zu welcher Zahl sonst kein Platz gewesen, als daß sie vor der Linie (welche gerade herunter ist, und den Kontext von den Summen trennet) stehen müssen, da doch solches der Weise ganz entgegen ist, die nicht nur in den andern Berechnungen, sondern auch in dieser Berechnung selbst auf der vorhergehenden Seite, wo die Einnahme angeführet ist, beobachtet worden. Hierdurch ist also die obgemeldte Summe der 22000 Reichsthaler in 132000 Reichsthaler verändert, und diese Summe kömmt heraus, weil die 6000 Reichsthaler für **Struensee** durch Hinzufügung einer Nulle in 60000 Reichsthaler verwandelt, und 2000 Reichsthaler für den Kammerherrn **Falkenskiold** hin-

hinzugekommen sind, welche letztere Summe aus dem Grunde hinzugefüget zu seyn scheinet, damit man, bey Veränderung der 22000 Reichsthaler zu 130000 Reichsthaler nicht nöthig hätte, die andere zwey ebenfalls in eine Null zu verwandeln.

Die Vermuthungen, deren Stärke niemand recht einsehen kann, ohne wer das Dokoment, von dem die Rede ist, zugleich vor Augen hat, und betrachtet, in welchem auch die Stellung der Zahlen, oder Ziffern noch mehrere Beweise an die Hand giebt, werden noch durch andere hiebey vorkommende Umstände unterstützet, als: daß diese Berechnung für die April und Maymonate von dem Grafen Struensee eigenhändig, die übrigen Extrakte und Berechnungen hingegen von dem Sekretär im Kabinete geschrieben sind; welches erstere vermuthlich deswegen geschehen, weil der Graf Struensee nicht wollte, daß jemand um den von ihm begangenen Betrug wüßte: und daß der Graf Struensee der Zeit nicht eher, als bey Ausgang des Oktobers dem Könige einige Berechnung wegen dieser Kasse übergeben hat, obgleich die Kasse im Junio eine Ausgabe von 2000 Reichsthalern gehabt, so dem Justizrathe Struensee geschenket worden.

Diese Versäumniß, oder Weglassung scheinet mit Fleiß geschehen zu seyn, damit

der König mittlerweile, und da eine so lange Zeit dazwischen verlief, sich des rechten Behalts und Zustandes der Kasse nicht so genau erinnern möchte. Diesem tritt noch die von Sr. Majestät selbst angeführte, sehr natürliche Vermuthung hinzu, daß es gar nicht wahrscheinlich sey, daß sie den Grafen **Struensee** und **Brand**, einem jeden entweder 50000 Reichsthaler, oder 60000 Reichsthaler geschenket haben sollten, wenn sie der Königinn nur eine Verehrung von 10000 Reichsthalern bestimmten.

Der Graf **Struensee** (welcher zwar gestehen muß, in soweit eigennützig gehandelt zu haben, daß er diese Summen von dem Könige erbeten, gleichwohl aber keinen Betrug an sich kommen lassen will, weil er darauf bestehet, daß der König damals auf sein Begehren, ihm 50000 Reichsthaler, und dem Grafen **Brand** ebenfalls 50000 Reichsthaler geschenket, und daß, da die ihnen vorher geschenkte 10000 Reichsthaler nirgends zur Rechnung gebracht waren, solche hie selbst unter einer Summe angeführet wären) hat jedoch, als ihm das Dokument, oder die Berechnung in der Kommission vorgeleget worden, zugeben müssen, daß alle Umstände zusammentráfen, einen solchen Verdacht gegen ihn zu erregen, den er auf keine Weise zu

he-

heben wußte, wobey er seine Unachtsamkeit und Versäumniß sehr bedauert hat.

Daß die Ehrsucht des Grafen **Struensee** nicht geringer, als seine Habsucht, und seine Mässigung in Ansehung der Ehrenstellen und Titel, nicht grösser, als in Absicht auf Geld und Reichthum gewesen, solches fällt ebenfalls leicht in die Augen.

Er hatte in zweien Jahren solche Schritte gethan, als andere, die grössere Geschicklichkeit und Verdienste, als er, besitzen, kaum in dreyssig, oder mehrern Jahren thun. Bey den Umständen, worin er sich befand, konnte es nicht fehlen, daß er sowohl bey Hofe, als in der Stadt, in grossem Ansehen stund; aber alles das war ihm nicht hinreichend.

Er brachte es durch beständige Uiberredungen dahin, daß der König ihn den 14ten Julii 1771 zum geheimen Kabinetsminister ernannte, welchen von ihm gemachten Entwurf er bis zum letzten Augenblick, sogar für seine allervertrauteste Freunde, zu verheelen gewußt. Und einige Tage hernach wurde er zugleich mit dem Kammerherrn **Brand** in den Grafenstand erhoben.

Ungeachtet er, als geheimer Kabinetsminister sich als die erste Person im ganzen Reiche betrachtete; so war er doch mit dem blossen Titel, und der vorhin gehabten Gewalt nicht zufrieden, sondern wollte solche

Vorzüge damit verbunden wissen, die sich keinesweges für einen Unterthan schicken, sondern einen Theil der Sr. königlichen Majestät allein gebührenden souverainen Macht befasseten.

Der Graf Struensee hatte schon alle Gewalt und Ansehen an sich gezogen, und da alle diejenigen, die um den König waren, von Struensee abhiengen, und Se. Majestät also nichts als Lobreden auf Struensee hörten; so war es natürlich, daß Sie eine Art Zutrauens zu ihm faßten, und weil er beynahe der Einzige war, der Se. Majestät sahe, und mit ihnen von Geschäften sprach, so konnte es wohl nicht fehlen, daß Se. Majestät seine Anträge genehmigten. Er hatte also alles, was er sich wünschen konnte; aber alles das war nicht hinlänglich, seinen ungereimten Ehrgeiz zu sättigen. Die Kollegien und andere wollten nicht immer seinen Befehlen nachleben, und solche vollstrecken, ohne des Königs Hand zu sehen.

Dieß stand Struensee nicht an, und man hatte Ursache zu glauben, daß solches mit seinen verborgenen Absichten nicht übereinkäme. Er wollte, daß seine Hand dieselbe Wirkung haben sollte, als des Königs Hand, und daß diejenigen, die es angienge, der einen sowohl, als der andern zu gehorchen verbunden seyn sollten.

Die-

Dieses erlangte er auch durch die von ihm entworfene königliche Ordre, welche den 15ten Julii 1771, in Anleitung seines neuen geheimen Kabinetsministeramts, an die Kollegien ergieng, und von da weiter bekannt gemacht wurde. Denn in dem ersten Artikel derselben werden die Ordres, die **Struensee** unterschreiben, und das Kabinetssiegel davor setzen würde, auf alle Weise den von Sr. Majestät selbst unterschriebenen, und von **Struensee** paraphirten Ordres gleich gemacht; und der 4te Artikel setzet ausdrücklich fest, daß alle und jede, den von **Struensee** ausgefertigten und unterschriebenen Kabinetsordres Folge leisten, und sie vollstrecken sollen. Zwar scheinet dieser Artikel eine Art von Einschränkung zu enthalten, wenn es heisset: **Dafern keine königliche Verordnung oder Resoluzion dawider seyn möchte**; aber das darauf Folgende zeiget, daß es vielmehr eine Ausdehnung war: denn anstatt, daß man erwartete, es würde darauf folgen: Die Vollziehung sollte auf solchen Fall ausgesetzet werden, bis man eine königliche Resoluzion erhalten hätte, heißt es bloß: **In welchem Falle solches sofort dem Kabinette zu melden ist**; daß sie also, wenn jemand in solchem Falle sich berechtiget fand, wider **Struensee**, oder seine Ordre Vorstellung zu thun, derselbe sich an **Struensee** selbst wen-

wenden, und, wenn dieser dann befahl, daß seinem erstern Befehle nachgelebet, und vollstrecket werden sollte, es dabey sein Bewenden haben mußte. So hat auch der Graf **Struensee** es verstanden, und darnach gehandelt. Hiedurch erschlich er sich einen Theil der Souverainität, und aus dem, was vorhin geschehen war, konnte man einigermassen abnehmen, daß er im Sinne hatte, solche allein auszuüben.

Da **Struensee** behauptet, das Königsgesetz gelesen zu haben, und da ihm, als Minister, der Inhalt desselben genau bekannt seyn sollte; so mußte er wohl wissen, daß dessen 7ter Artikel will: **Es sollen alle Regierungsgeschäfte, Briefe und Handlungen von dem Könige selbst unterzeichnet werden.** Allein der Artikel des Königsgesetzes, der hier vornämlich eine Anwendung findet, ist der 26ste, wo es dem höchstseligen König und ersten souverainen Monarchen, **Friedrich dem Dritten**, geahndet zu haben scheinet, daß wohl einmal in Dänemark ein **Struensee** aufstehen könnte; indemdaselbst angeführet ist, wie schädlich es sey, wenn der Könige und Herren Milde und Güte so gemißbrauchet werde, daß ihnen ihre Macht und Ansehen fast unvermermerkt beschnitten werde; und wie wünschenswerth es sey, daß Könige und Herren über ihre Macht und

Ansehen halten wollten; wornächst es den Königen in Dänemark empfohlen, und eingepräget wird, mit einem eifersüchtigen Auge über die unverletzte Aufrechthaltung ihrer Souverainität und alleinige Gewalt zu wachen. Und endlich mit den Worten geschlossen: Daß, im Fall jemand sich unterstehen würde, etwas auszuwirken, oder an sich zu bringen, welches auf eine, oder andere Weise der absoluten Herrschaft und souverainen Macht des Königs zum Nachtheil und Schmälerung gereichen könnte, solches alles, als nicht geschehen, betrachtet, und diejenigen, die dergleichen erworben, oder erschlichen haben, als Beleidiger der Majestät, und als solche, welche die königliche monarchische Gewalt und Hoheit gröblich angetastet, gestraft werden sollen.

Der Graf Struensee könnte hier sein Urtheil lesen, wenn er sich nicht zugleich einer andern eben so groben Missethat und Verbrechen wider des Königs Hoheit schuldig gemacht hätte, ausser daß er nicht allein darum gewußt, und dazu gerathen, sondern es auch auf seinen Antrieb geschehen, daß sein vertrauter Freund, der Graf Brand, sich an Seiner Majestät Person vergriffen hat.

Die Art und Weise, wie der Graf Struensee die ihm, als geheimen Kabinets-

minister, anbetraute Macht und Gewalt ausgeübet, entschuldiget ihn nicht, sondern gereichet ihm im höchsten Grade zur Last, weil solche abermals zeiget, daß er der königlichen Unterthanen Wohlfahrt, Ehre, Leib und und Gut, als gänzlich seiner Willkühr überlassen, betrachtet habe.

Er hat durch die von ihm und unter seiner Hand ausgestellte Kabinetsordres, ältere und ihm bekannt gemachte königliche Resoluzionen an die Seite gesetzet.

Er hat in den wichtigsten Sachen dergleichen Ordres, ohne Vorwissen des Königs ausgefertiget; und den Extrakt der von ihm ausgestellten Kabinetsordres, den er dem 3ten der königlichen Resoluzion vom 15ten Julii zufolge, Sr. Majestät wöchentlich vorlegen sollen, hat er theils versäumet, theils so eingerichtet, daß daraus unmöglich abzunehmen war, worin die Ordre eigentlich bestanden, und was sie mit sich geführet.

Als ihm die Direkzion der Partikulierkasse anbetrauet worden, (denn er wollte die Aufsicht über alle Kassen haben) fand er hiebey gut, dem Kassirer eine neue Instrukzion unter seiner Hand zu ertheilen. Und als der Kassirer ihm hierauf vorstellete, daß er mit einer königlichen Instrukzion versehen wäre, die nicht anders, als durch eine königliche Resoluzion aufgehoben werden könnte, erhielt derselbe

selbe eine Antwort, die eine Art von Verweis in sich faßte, und wodurch ihm aufs neue befohlen wurde, sich nach seiner, Struensees Ordre und Instrukzion, zu verhalten.

Das schöne Korps der Garde zu Pferde, welches aus lauter gebornen Dänen und Norwegen bestand, (und eben deswegen dem Grafen Struensee nicht gefiel) und welches, da es nur 2 Eskadrons ausmachte, nicht sehr kostbar seyn konnte, war schon im Frühjahre 1771, nach des Grafen Struensee Vorschlag und Willen, und der Gegenvorstellung des Generalitätskollegii ungeachtet, abgegangen.

Die Garde zu Fuß war nur übrig. Diese bestand aus 5 Kompagnien, alles gesittete und zuverlässige Leute, denen die Wachen auf dem königlichen Schlosse, und vor den königlichen Gemächern ganz sicher anvertrauet werden konnten. Allein sie hatten eine Eigenschaft, weswegen der Graf Struensee kein Zutrauen zu ihnen fassen konnte: sie waren fast insgesamt geborne Dänen und Norwegen.

Die Abschaffung des Korps hatte er längst bey sich beschlossen, und davon mit verschiedenen gesprochen, unter welchen die mehresten ihm davon abgerathen hatten. Endlich griff er durch, und stellte ohne Vorwissen des Königs (wie Se. Majestät selbst sich erklä-

kläret haben) unterm 21ten Dezember 1771 an das Generalitäts= und Kommissariats=kollegium eine Kabinetsordre aus, nach welcher die 5 Kompagnien Fußgarde in 5 Kompagnien Grenadiers verwandelt, und eine Kompagnie davon einem jeden der 5 Regimenter, die in Kopenhagen zur Besatzung lagen, angehänget werden sollten, u. s. f.

Er ließ auch den 21sten, 22sten und 23sten Dezember verstreichen, ohne dem Könige etwas davon zu melden, (dessen Se. Majestät nach ihrer Erklärrng sich ganz wohl erinnern) obgleich er, Struensee, der Generalität den 23sten eine königliche Approbazion über die vorgedachte Kabinetsordre vom 21sten verschaffet hat, weil dieses Kollegium durchaus eine königliche Resoluzion verlangte, und ohne solche die Kabinetsordre nicht vollziehen wollte; indem es die Sache als sehr wichtig betrachtete, und vielleicht die Folgen, die daraus entstehen würden, vorhersahe.

Als aber die Gardes am 24sten Dezember darauf bestunden, daß ihre Kapitulazion ihnen gehalten werden müßte, und es derselben zuwider laufen würde, wenn sie verpflichtet seyn sollten, unter den andern Regimentern Dienste zu thun: so sahe Struensee sich genöthiget, dem Könige die ganze Sache vorzustellen, wobey er zugleich den Rath gab, wider die Leute Gewalt zu brauchen, und

sie

sie zu zwingen. Jedoch wurde an demselben Tage die Königliche Ordre vom 24sten Dezember ausgefertiget, daß diejenigen von der Fußgarde, die nicht als Grenadiers dienen wollten, ihren Abschied erhalten könnten. Die Folge von solcher Operazion des Grafen **Struensee** war also diese, daß der König aus seinen Kriegsdiensten etliche Hundert tüchtige, treue und zuverlässige Leute, sämmtlich geborne Landeskinder, verlor. Uibrigens fällt das arglistige und unredliche Betragen des Grafen **Struensee**, bey diesem Vorfalle, gleich in die Augen, wenn man sein über die Kabinetsordres geführtes Protokoll mit dem Sr. Majestät darüber vorgelegten wöchentlichen Extrakte zusammenhält.

Im Protokoll ist die bemeldte Ordre vom 21sten Dezember richtig genug unter ihrem rechten Dato, und unter der Nro 709 angeführet. Darauf folgen verschiedene Andere, den 22sten, 23sten und 24sten Dezember ausgefertigte Kabinetsordres bis 733 allein jene zuletzt erwähnte Kabinetsordre vom 24sten Dezember ist daselbst nicht befindlich, sondern nur beym Schlusse des 24sten ein Platz offen gelassen, damit sie daselbst eingetragen werden könnte; dagegen stehen im Extrakte der Kabinetsordres vom 18ten bis zum 25sten Dezember, welcher am 31sten Dezember gemacht, und dem König nachher

vor-

vorgelegt ist, diese beyde Kabinetsordres vom 21sten und 24sten Dezember am Schlusse gleich hinter einander unter Nro 22 und 23 als ob sie zu einer Zeit und unter demselben Dato ausgefertiget wären; alle Kabinetsordres aber, die in der Zwischenzeit am 22 und 23sten Dezember ausgefertiget waren, sind in diesem Extrakte ausgelassen. Woraus man überhaupt abnehmen kann, wie vollständig und zuverlässig diese Extrakte gewesen.

Dieses jetzt berührte Protokoll zeiget auch, daß der Graf **Struensee**, ob er gleich schon damals, und lange vorher, alle Vorkehrung gemacht, daß nimand Sr. Majestät mündlich oder schriftlich etwas nachtheiliges von ihm hinterbringen konnte, gleichwohl damals, als die Garde zu Fuß abgeschaffet worden, sich genöthiget gesehen habe, in dieser Absicht neue Maaßregeln zu ergreifen. Denn es sind unterm 23sten Dezember zwo Kabinetsordres von ihm ausgefertiget, die eine an den Etatsrath **Waiz**, in **Hamburg**, daß die Paquete, die mit der Post an den König kämen, an das Kabinet zu addressiren wären, die andere an den Hofintendanten **Wegner**, daß alle an Se. Majestät einlaufende Briefe und Paquette, wie auch die von **Kopenhagen** kommende Briefe und Portefeuilles, nicht in des Königs Vorgemach, sondern in

das Kabinetskomtoir geliefert werden sollten. Von welchen beyden Kabinetsordres, ungeachtet solche Se. Majestät selbst anzugehen schienen, die eine in dem ebengedachten, dem Könige vorgezeigten Extrakte ganz ausgelassen, und die andere ganz unvollständig darin angeführet worden, wie dann auch Sr. Majestät hievon nichts bewußt gewesen ist.

Gleichwie der Graf Struensee sein Mißtrauen gegen die Nazion allmälig mehr und mehr an den Tag legte, so nahm auch gegentheils der Haß der Nazion immer mehr und mehr gegen ihn zu, und äusserte sich bald auf die eine, bald auf die andere Art. So sahe man im Sommer 1771 verschiedene Schmähschriften herumlaufen, und ob zwar die Schreibart nebst dem Inhalte der mehresten genug zu erkennen gab, daß sie den gemeinen Mann zum Verfasser hätten; so gaben sie doch insgesamt die stärkste Ergebenheit für Sr. Majestät Person, und Bereitwilligkeit, Leib und Leben für sie aufzuopfern, zu erkennen: wogegen die Erbitterung keinen andern Gegenstand hatte, als den geheimen Kabinetsminister, und seine Anhänger.

Dieses nebst dem Umstande, daß etliche Matrosen und andere, denen ihres Ermessens zu nahe geschehen war, hinaus nach Hirschholm kamen, um ihre Klagen und Anliegen Sr. Majestät selbst vorzubringen, jagten

ten dem Grafen Struensee einen solchen Schrecken ein, daß er in Bereitschaft stand, und im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und davon zu gehen.

Weil er aber ohne Zweifel nach dem Rathe seiner Freunde, von diesem Vorsatze abgestanden war, so schien er sich hingegen gefaßt gemacht zu haben, auf alle mögliche Weise, und gegen alle und jede sich in seinen Posten zu behaupten. Dieses gab Anlaß zu unterschiedlichen vorhin unbekannten Anstalten.

Wenn der König hier zur Stadt hereinkam, wohin der Graf Struensee ihn allemal begleitete, folgte ihnen eine ungewöhnliche Eskorte, wo sie sich hier in der Stadt aufhielten, auf dem Schlosse, oder im Komödienhause, wurden die Wachen verdoppelt, u. s. w.

Hierdurch wurde die Erbitterung der Nazion, und insonderheit der Kopenhagener Einwohner, wider den Grafen Struensee in mehr als einer Hinsicht vergrössert. Sie hielten es für einen Beweis, daß er den König zu überreden suchte, es fänden sich unter den Einwohnern Uibelgesinnete gegen Seine Majestät und das königliche Haus, sie wurden auch dadurch in dem bereits gefaßten Argwohn gestärket, daß der Graf Struensee noch andere, weit aussehende und ehrgeizige, dabey

aber höchst verwegne und strafbare Absichten hege.

Man muß auch einräumen, daß verschiedenes von dem, was sich in diesem Sommer, und vornämlich im Herbste zutrug, sie darin bestärken, und eine starke Vermuthung dafür wirken konnte; wie er dann auch selbst gestanden hat, daß verschiedene seiner Unternehmungen darauf abgesehen gewesen, sich auf alle Weise in der Stellung, worin er sich befand, zu behaupten.

Die Garde zu Pferde war vorgedachtermassen abgeschaffet worden. Weil nun der Graf Struensee, der immer in Furcht stand, doch einige Reuterey nahe bey dem königlichen Hofe haben wollte, so wurde ein Exerziertroup formiret. Er erfuhr aber bald, daß derselbe vom Offizier bis zum Gemeinen fast aus lauter Landeskindern bestunde, und daß es gar keine Leute für ihn wären; worauf sein ganzes Vertrauen zu ihnen verschwand, sie auch im Herbste wieder auseinander giengen.

Er ließ darauf das seeländische Dragoner-Regiment nach dem Hofe und zur Stadt kommen. Und daß diese Leute, in Absicht auf ihn, nicht anders, oder besser als jene, gesinnet gewesen, davon haben sie eine unstreitige Probe abgelegt.

Er bewirkte, daß zwey von denen hier zur Besatzung liegenden Regimentern im Frühjahre in andere Städte verlegt werden sollten. Anstatt daß in solchen Fällen das Loos die jüngsten Regimenter zu treffen pflegt, wollte er, (aus Gründen, die ihm bekannt, und eben nicht schwer zu errathen sind) daß es die Regimenter des Königs, und Sr. Majestät Herrn Bruders, des Prinzen Friederichs, seyn sollten, und dieses dem Gutachten des Generalitätskollegii zuwider, ohne es Sr. königlichen Hoheit, als Chef des letzterwähnten Regiments, zu melden, und sich dazu Ihre Genehmigung zu erbitten.

Er bewirkte, daß ein anderer Kommandant zu Kopenhagen ernannt wurde, auf welchen er sich völlig verlassen zu können glaubte.

Dasjenige aber, was vornämlich den Argwohn vergrösserte, und die Kopenhagener Einwohner am meisten aufbrachte, war der Umstand, den sie zuletzt erfuhren, daß auf die von Struensee durch den Kommandanten getroffene Veranstaltung auf dem Zeughause Kanonen mit gehöriger Mannschaft und Kartetschen gesetzet waren, und dergestalt in Bereitschaft gehalten wurden, daß sie auf den ersten Wink gebraucht werden konnten. Welche Anstalt ebenfalls für Se. Majestät ganz geheim gehalten wurde.

Der

Der König, und das königliche Haus, so wie die ganze Nazion, mußten auch zuletzt die Geduld verlieren, als sie, über das alles, sahen, wie vermessen und verwegen er in Ansehung der harten und unerhörten Erziehung war, die er dem Kronprinzen zu geben wagte, und wodurch Se. königliche Hoheit oft in die äusserste Gefahr gesetzet waren, Gesundheit und Leben zu verlieren.

Die Erbitterung war also aufs höchste gestiegen, und hätte die gefährlichsten Folgen haben können: als den weit aussehenden Absichten, und dem despotischen Betragen dieses eitelen, unbedachtsamen, gewaltthätigen und ehrgeizigen Mannes ein glückliches Ende gemacht wurde.

Da es solchemnach klar ist, daß der Graf Struensee auf mehr als eine Art, und in mehr als einer Hinsicht das Verbrechen der beleidigten Majestät in einem überaus hohen Grade beydes selbst begangen, und an der, andere zu Schulden kommenden Begehung desselben Theil genommen habe; nicht zu gedenken, daß seine ganze Verwaltung eine Kette von Gewaltthätigkeiten, von Eigennutze (den er sogar auf eine schändliche und strafbare Weise zu sättigen getrachtet) Verachtung der Religion, Moral und guten Sitten, (die er nicht nur mit Worten und Wer-

ken, sondern auch durch öffentliche Anstalten zeigen wollen) gewesen sey.

So wird, des dänischen Gesetzes 6ten Buchs 4ten Kapitels 1sten Artikel zufolge für Recht erkannt:

Daß der Graf **Johann Friederich Struensee** sich selbst zur wohlverdienten Strafe, und andern Gleichgesinnten zum Beyspiele und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verbrochen haben; seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzt seyn, und sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter zerbrochen; sodann **Johann Friederich Struensees** rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen; der Körper geviertheilet, und aufs Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gestecket werden solle.

In der Kommission auf dem Schlosse Christiansburg den 25ten April 1772.

J. K. Juel Wind. G. A. Braem.
H. Stampe. Luxdorf.
G. A. Karstens. Kofod Ancher.
J. E. E. Schmidt. F. C. Sevel.
O Guldberg.

Die darauf erfolgte königliche Approbazion lautet also:

Wir

Wir haben das vorangeführte Urtheil, das die von Uns verordnete Inquisizions-kommission auf dem Schlosse Christiansburg abgesprochen hat, und welches Johann Friederich Struensee, wegen seines, in mehr als einer Hinsicht, in einem überaus hohen Grade begangenen Verbrechens der beleidigten Majestät, zuerkennet, daß er Ehre, Leib und Gut verloren haben; seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzet seyn; sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter zerbrochen; sodann seine rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen; sein Körper geviertheilet und aufs Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden solle: hiedurch solchergestalt in allem approbiret. Wornach die, so es angehet, sich allerunterthänigst zu richten haben. Gegeben auf unserm Schlosse Christiansburg den 27sten April 1772.

Christian.

O Thott.

Luxdorf. A. Schumacher.
Dons. Hoyer.

Man sagt, daß sowohl Struensee, als sein Mitschuldiger, Graf Brand, sehr geruhig dieses Urtheil angehöret haben, und daß

Struensee besonders damit zufrieden gewesen, indem er sich verlauten lassen, daß das Urtheil gelinder sey, als er sich dasselbe vermuthet hätte, weil er geglaubt, er würde lebendig sollen gerädert werden. Die Offiziers, welche bey ihm die Wache gehabt, konnten nicht genug seine Standhaftigkeit rühmen, die er von sich hat blicken lassen. — Zur Hinrichtung der beyden Malefikanten wurde vor dem Osterthore auf einer freyen und geräumigen Ebene ein eignes Schavot, 8 Ellen oben im Viereck, und 9 Ellen hoch aufgerichtet, daß es in einer weiten Entfernung gesehen werden konnte, mithin die Zuschauer, deren viel Tausende waren, ungehindert alles, was darauf vorgenommen, bemerken konnten.

Zweyhundert Mann von dem im Kastel liegenden Infanterieregimente des Kronprinzen, und 234 Mann von Dragonern machten die Bedeckung aus, unter welchen die Delinquenten aus dem Kastel nach dem Richtplatze gebracht wurden, und die Anzahl derer von der Garnison zu Formirung des Kreises Kommandirten, bestund aus 1000 Mann Infanterie, und 200 Dragonern, nebst einigen Kommandos Matrosen, die ebenfalls den Kreis formirten. — Gegen halb zehn Uhr langten die Delinquenten an, und der Graf Brand ward zuerst gerichtet. Inzwischen hatte man

den

den Wagen, worin Struensee saß, so gedrehet, daß er diese erstere Exekuzion mit ansehen konnte. Als die Reihe an ihn kam, stieg er mit dem Doktor **Münter** auf das Schavot, und, nachdem ihm sein Urtheil nochmals vorgelesen, und das Wappen vom Scharfrichter zerbrochen war, ward das Urtheil an ihm selbst vollzogen. — Sobald er auf das Schavot kam, nahm er den Huth ab, und setzte ihn nicht wieder auf. Er wollte dem Scharfrichter ein weisses Schnupftuch geben, um ihm die Augen zu verbinden; da derselbe aber sagte, daß solches nicht nöthig wäre, so war er zufrieden. Er legte seine Wildschuer von sich, zog sein blaues plüschenes Kleid und zwen Hemden aus, legte sich sodann ganz gelassen auf den Block nieder, der noch von dem Blute seines Freundes gefärbt war, und bemühete sich, den Hals und das Kinn recht einzupassen. Als die Hand abgehauen war, ward der ganze Körper von Konvulsionen ergriffen. In dem Augenblicke, da der Scharfrichter das Beil hob, die Hand abzuhauen, fieng der Doktor **Münter** an, ihm langsam zuzurufen: " **Halt im Gedächtniß Jesum Christum den gekreuzigten, der gestorben ist, der auch auferstanden ist!** „ und ehe er diese Worte ganz vollendet hatte, lag der Kopf, vom Körper getrennt, zu seinen Füssen. — Der

per wurde darauf in vier Theile zerhauen, und samt dem des Grafen **Brand** auf dem dazu gemachten Wagen nach den Galgenberge gebracht; die 4 Theile eines jeden Körpers auf 4 Räder gelegt, die beyden Köpfe auf 2 Stangen, und an denselben die beyden Hände genagelt; die Gefässe mit den Eingeweiden aber in die Erde eingegraben. — Dies war das traurige Ende eines Mannes, der, wenn er vorsichtiger und klüger gehandelt hätte, sein Leben in Ruhe und mit größter Ehre hätte hinbringen, und durch seine Talente der Welt nutzbar seyn können! — —

IX.

Markis d'Argens.

Der Markis d'Argens gehört unstreitig zu den größten Geistern unsers Zeitalters. Seine Schriften sind so angenehm und bekannt, als seine Meinungen in vielen Stüken sonderbar sind. Sie verdienen gelesen zu werden; aber sie erfordern auch die gegenaueste Prüfung, wenn sie keinen nachtheiligen Eindruck auf unsere moralische Grund-

sätze

säze haben sollen. — Hier sind einige Züge zu seinem Leben, woraus sich seine Denkungsart und sein Karakter am beßten beurtheilen läßt.

Der Markis **d'Argens** war zu Aix in Provenze im Jahr 1704 geboren, sein Vater, welcher Generalprokureur des Parlaments daselbst war, bestimmte ihn zu den Wissenschaften. Die vorzüglichen Talente, welche der junge Markis besaß, schienen diese Wahl zu rechtfertigen. Er hatte eine ungemeine Feinheit des Verstands, ein gutes Gedächtniß, eine lebhafte Einbildungskraft, und mit einem Worte, alle diejenigen Gaben, welche den grossen Geist bilden. Allein bey diesen flössete ihm sein grosser Hang zu den Ergötzlichkeiten einen solchen Widerwillen gegen die Rechtsgelehrsamkeit ein, (welcher er sich fürnämlich widmen sollte) daß sein Vater sich endlich entschliessen mußte, ihm eine Offizierstelle zu kaufen. Er gieng unter das toulousische Regiment, so damals in **Straßburg** in Garnison lag. Nach einigen Jahren kam er nach Aix zurück, um seine Aeltern zu besuchen. Es hielt sich eben eine Gesellschaft Schauspieler daselbst auf. Er verliebte sich in eine von diesen Komediantinen; der Markis war wohlgebildet, er hatte ein schmeichelndes und einnehmendes Wesen, und es war also kein Wunder, daß er das Herz

seiner Geliebten eroberte. Die Heftigkeit seiner Leidenschaft gieng so weit, daß er ihr die Ehe versprach. Er begab sich mit ihr nach Spanien, wo er nach einigen Schwierigkeiten glücklich ankam. Seine Verheyrathung verzog sich, weil der Obervikarius zu **Perpignan** erstlich ein Zeugniß verlangte, daß er noch nicht verehlicht sey. Unterdessen wurde er von einem seiner Landsleute, Namens **Baumale**, erkannt. Dieser gab seinem Vater von allem Nachricht, und er vermittelte es, daß der Junge Markis gefangen genommen wurde. Man machte seiner Geliebten, wider welche sein Vater eine weitläuftige Schrift überreicht hatte, den Prozeß, und dieses brachte dieselbe dahin, daß sie sich bewegen ließ, in ein Kloster zu gehen. Der Markis wollte sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, er machte Kugeln von zerstossenem Glas und spanischen Schnuptabak, und er hatte schon eine davon verschlungen, als zum Glück es seine Freunde gewahr wurden, wie er die zweite nehmen wollte. Man gab ihm sogleich Arzney, und er wurde wiederum hergestellt, ob er gleich lange Zeit die Wirkungen davon noch spürte. Man brachte ihn hierauf auf die Zitadelle von **Perpignan**, wo er 6 Monate verbleiben mußte, bis er Erlaubniß erhielt, den Herrn von Andresel, welcher als Gesandter nach **Konstantinopel**

gieng,

gieng, zu begleiten. Er sprach noch vor seiner Abreise mit dem französischen Gesandten seinen Vater zu **Toulon**, mit dem er wiederum ausgesöhnt wurde.

Auf der Reise nach **Konstantinopel** hatte er verschiedene Schicksale. Die Wollust, welche seine Hauptleidenschaft war, setzte ihn zu **Algier** und **Tunis** den größten Gefahren aus.

Eine von den Ebentheuern, die ihn auf dieser Reise begegneten, ist zu sonderbar, als daß man es übergehen könnte. Sie landeten an der ersten Insel des Archipelagus an, und der Markis stieg mit seinem Freunde, dem Herrn von **Clairac** aus. Verschiedene griechische Frauenzimmer giengen an dem Ufer spazieren. Eine von ihnen sahe ungemein traurig aus. Der Markis und sein Begleiter redeten sie an, und erkundigten sich nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Sie erzählte ihnen dieselbe. — Man hat auf dieser Insel die Gewohnheit, sich nur auf eine bestimmte Zeit, die in dem Willen der beyden Personen, die sich verehelichen wollten, besteht, zu verheyrathen. Verließ aber der Mann seine Frau, ehe diese Zeit vorbey war, so hatte dieselbe keine Hoffnung zu einer andern Heyrath. In diesem Falle befand sich die betrübte Schöne. Der Markis und sein Freund suchten sie zu trösten. Sie werden endlich

einig,

einig, daß der Markis die verlassene Wittwe, und der Herr **Clairac** ihre Begleiterin auf acht Tage, als so lange die Zeit ihres Aufenthalts dauerte, ehelichten. Eine Heyrath, die vermuthlich sehr nach dem Sinne mancher Wollüstlinge ist. Bey allen diesen Ausschweifungen vergaß aber der Markis nicht, allenthalben das Merkwürdigste zu besuchen, und insbesondere betrachtete er bey seinem Aufenthalt zu **Tunis** die Uiberbleibsel von **Karthago**.

Zu **Konstantinopel** machte er Bekandtschaft mit einem jüdischen Arzte, Namens **Fonseka**, und einem **Armenier**, welcher ein Mann von grossem Verstande, aber daben ein gefährlicher Spinozist war. Der Markis hatte geglaubt, daß man den klärsten Begriffen entsagen müsse, wenn man das Daseyn eines Gottes läugnen wolle. Der Armenier suchte dieses zu widerlegen. Er schenkte dem Markis ein französisches Manuskript, welches die Uiberschrift führte: **Zweifel über eine Religion**, in welcher man die Erleuchtung auf guten Glauben sucht. — Seine Rückreise von **Konstantinopel** war glücklich. Er mußte sich hierauf auf Anhalten seines Vaters entschliessen, ein Advokat zu werden. Er widmete sich nunmehr dem Studiren gänzlich, und verrichtete die ihm aufgetragene Geschäfte mit vielem

Bey-

Beyfall. Dieses bestärkte ihn in dem Entschluß, sich den Wissenschaften völlig zu übergeben. Er las den Loke, den Gassendi, den Rohault fleissig, und verbannte alle verliebte Geschichten und Romanen aus seiner Studierstube. In seinen Nebenstunden legte er sich auf die Tonkunst und Mahlerey, und er brachte es in beyden zu einer grossen Vollkommenheit. Allein diese gute Periode dauerte nicht lange. Seine Sängerinn wurde wiederum der Gegenstand seiner Liebe. Er verließ seine Studierstube und seine Akten, und folgte seiner Geliebten nach Marseille, die ihm aber bald eben so untreu wurde, als er den Wissenschaften war.

Auf einer Reise, die er mit seinem Vater nach Paris that, machte er mit dem berühmten Maler, Herrn Kase, Bekanntschaft. Diese setzte er nachher fort, da er nach verschiedenen verliebten Begebenheiten wiederum Provenze verließ, und seinen Aufenthalt in Paris nahm. Hier überließ er sich von neuem seinem Geschmack an den Künsten und Wissenschaften. Er spielte einsmals mit solchem Glück, daß er in einer Zeit von 1½ Stunde 6000 Livres gewann. Dieses Geld wendete er zu einer Reise nach Rom an, ohne von seiner Familie, ausser seinem Bruder, Abschied zu nehmen. Hier blieb er 3 Monat, und besah alles Merkwürdige. Allein

er

er verliebte sich auch hier von neuem, und da er seiner Geliebten untreu geworden war, so ließ ihm dieselbe des Abends durch einen Meuchelmörder nachstellen; es fehlte nicht viel, daß er nicht von demselben ums Leben wäre gebracht worden. Er verließ hierauf Rom sogleich des folgenden Tages, und kehrte in sein Vaterland zurück.

In Marseille überließ er sich abermals den Reizungen der Liebe. Er nahm seine Geliebte mit sich nach Aix, wo er von seinem Vater liebreich empfangen wurde.

Einige Zeit nachher brach der bekannte Rechtshandel mit dem Pater **Girard**, und der **Kadiere** aus. Der Vater des Markis spielte hierbey, vermöge seines Amts, eine ansehnliche Rolle. Allein der Verdruß, welchen derselbe dabey spüren ließ, gab dem jungen Markis eine gute Gelegenheit, ihn zu bewegen, daß er demselben die Erlaubniß ertheilte, in Kriegsdienste zu gehen. Sein Vater wirkte hierauf für ihn eine Lieutenantsstelle unter dem Regimente des Herzogs von **Bouflers** aus. Er nahm seine Geliebte mit sich nach Ryssel. Aber auch diese verließ ihn, da er sich nicht mehr im Stande befand, sie mit dem nöthigen Gelde zu versehen. Nachhero wohnte er den Belagerungen von Kehl und Philipsburg bey. In der ersten wurde er leicht verwundet, und in

der

der letztern fehlte es nicht viel, daß er nicht durch eine Kanonenkugel ums Leben gekommen wäre. Bey **Worms** hatte er das Unglück, auf einem glatten Wege mit dem Pferde zu stürzen. Dieses machte ihn zu fernern Kriegsdiensten untüchtig. Er gieng hierauf nach **Paris**, um sich kuriren zu lassen. Da aber die Aerzte seine völlige Wiederherstellung ohnmöglich fanden, so wurde er genöthigt, die Kriegsdienste zu verlassen. Hernach blieb er noch einige Zeit daselbst, vertrieb sich seine meiste Zeit mit der Maleren, und reisete sodann nach Holland und Teutschland, worauf er endlich an den preussischen Hof zu **Berlin** kam.

Der König von Preussen kannte die Vorzüge des Geistes zu gut, als daß ihn die Talente des Markis **d'Argens** nicht hätten einnehmen sollen. Derselbe erhielt die Stelle eines Kammerherrns am Berliner Hofe, nebst einem ansehnlichen Gehalte. Der König nahm bald hierauf einige Veränderung mit der Akademie der Wissenschaften vor, und bey dieser Gelegenheit wurde der Markis zum Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften ernannt. Er hat diese Stelle bis an seinen Tod mit allem Beyfall versehen. Auf der Reise, die er im Jahr 1747 nach Frankreich that, erwies man ihm in **Paris** und am königlichen Hofe viele Ehrenbezeugungen.

Nach seiner Zurückkunft überschickte ihm der zuletzt verstorbene König von Frankreich, Ludwig XV. sogar sein mit Brillianten besetztes Bildniß.

Das Hofleben war indessen nicht diejenige Lebensart, welche für einen Geist, der wie des Markis d'Argens seiner gebildet war, viele Annehmlichkeiten haben konnte. Er wurde es also bald überdrüssig, und in mehr als einer Stelle läßt er seinen Verdruß deutlich sprechen, er sehnte sich nach einem ruhigen Leben. Die philosophische Stille, wo der Geist sich selbst überlassen, sich mit angenehmen und geistreichen Vorstellungen unterhält, mußte für einen Mann, wie er, nothwendig weit mehr Reizungen haben, als die glänzenden Auftritte des Hofes, wo ein beschwerliches Zeremoniel, und das besondere Interesse eines jeden, wo Verstellung und Mißtrauen fast allezeit einer freyen und muntern Unterhaltung im Wege steht. Er war über dieses ein feiner Epikurer. Der Hang zu einer bequemen und wollüstigen Lebensart verließ ihn niemals. Es mußte also der Zwang des Hoflebens für ihn sehr unerträglich seyn. Sein Wunsch wurde ihm endlich gewähret, die Gnade seines Königs verschafte ihm die ruhige Lebensart, nach der er sich so lange gesehnet hatte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Potsdam zu,

ohne

ohne an dem Geräusche der Welt Antheil zu nehmen. Der Markis von d'Argens war einer von denen wenigen auserlesenen Genies, welche der König seiner Freundschaft, und seines besondern Umganges würdigte, und in dieser Gnade seines Monarchens erhielt er sich bis an sein Ende. Er ließ ihm sogar ein prächtiges Monument zu Toulon (wo er gestorben) mit der Aufschrift, errichten: Amico veritatis, inimico erroris. —

Indessen wird man das Sonderbare in seinen Meinungen, den fast in allen seinen Schriften herrschenden Geschmack zur Wollust, der oft übertrieben ist, die Ursachen seiner darinnen oft vorkommenden melancholischen Laune, und die versteckten widersinnigen Sätze gegen die Religion und Wahrheit leichtlich entziffern können, wenn man seine herrschenden Leidenschaften, und die verschiedenen Auftritte seines Lebens kennt. — Sein Hang zu zweifeln läßt sich ebenfalls hieraus und aus der Art, wie er sich mit den Wissenschaften bekannt gemacht, leichtlich erklären. Ich glaube nicht, daß man dem Markis d'Argens unrecht thue, wenn man sich ihn als einen Mann vorstellet, der bey ausgebreiteten Kenntnissen, und bey einem glänzenden Witze oft sehr unrichtige Urtheile zu fällen gewohnt war, und der weder in seinem

Leben, noch in seinen Schriften ein Muster der Moral ist.

Einer von jenen gelehrten Männern, so mit dem verstorbenen Markis einen genauen Umgang gepflogen, hat uns annoch folgende Nachrichten und Anekdoten von demselben hinterlassen:

" Sein litterarischer Karakter läßt sich aus seinen vielen Schriften nicht schwer bestimmen; der moralische aber am beßten aus dem ungezwungenen Umgang abnehmen, und festsetzen; und mit diesem letztern haben wir jetzo hauptsächlich zu thun. La Bruyere hat auch ganz recht gesagt: Plus on approche des grands hommes, plus on trouve, qu'ils sont hommes. Rarément ils sont grands vis-à vis de leur Valet de Chambre. — Wirklich, um das Innerste und die beyden Seiten eines Mannes von Ansehen zuverlässig beurtheilen zu können, muß man ihm in seinen häuslichen Umständen oft folgen; alsdann findet man, wie bey allen Menschen, des Marzials Ausspruch gegründet: Sunt bona mixta malis; doch muß man nach der Wahrheit bey unserm Markis d'Argens den folgenden Vers, der sich gewiß nicht auf alle mit gleichem Fug anwenden lässet, hinzufügen: At jucunda (bona) tamen fuere plura. Wer daran etwa noch zweifeln wollte, der erwäge nur diesen einzigen Umstand, daß

Kö-

König **Friederich**, der scharfsichtige Kenner solider Verdienste, ihn seiner Huld beständiger und länger, als irgend je einen andern Günstling gewürdiget, welche Affekzion nie, ja *nicht* ein einzigesmal unterbrochen gewesen, so daß der Markis d'Argens sich auch einen **naturalisirten Brandenburger** nennete, weil er 27 Jahre in preussischen Diensten gewesen, und scherzhaft hinzufügte, daß er eben deßhalb zuletzt zur beständigen Tracht einen blauen Rock erwählet. —

Noch im vorletzten Kriege schrieb dieser sein König ihm öfters, er möchte sich des Sans-Souci, als seines Eigenthums frey bedienen, und wann er da in den Zimmern, in den Sälen, in der Bibliothek, im Garten spazieren gehe, sich oft an seinen **lieben Friderich** erinnern. ꝛc. Hierauf antwortete er, daß er dies als eine Beleidigung aufnehme, gleich als ob er den Reiz dergleichen Gelegenheiten nöthig habe, sich seines größten Wohlthäters zu erinnern, der nie aus seinem Herzen kommen könne, noch werde. ꝛc. In der That bediente er auf wiederholte königliche Aufforderung sich nicht nur dieses Sans-Souci ganz ohne alle Ausnahme zur Wohnung, sondern auf königlichen Befehl mußten (doch ohne seiner vorangegangenen Veranlassung, noch viel weniger ohne seinen geäusserten Begehren) ihm auch täg-

lich die schönsten Früchte von dem königlichen Fruchtgärtner auf seinen Tisch geliefert werden. Bloß um dieses schon, und daß unter allen so vielen Franzosen er sich ganz allein in der beständigen, nie einen Augenblick gewankten königlichen Gnade bis an sein Ende erhalten, würde ein genugsamer Beweis von seinen reellen Verdiensten seyn, welche königliche Huld noch bis über sein Grab sich erstrecket.

Indessen konnte man wohl nicht mehrere Diskrezion, als er, in Ansehung der gleichwohl unbeschränkten königlichen Gnade bezeigen. In dem **neuen** prächtigen **Palais** bey **Potsdam** ließ der König auch nicht allein 8 Zimmer für ihn, und für seine Hausgenossen aptiren, anständig meubliren, ihm eine Bibliothek daselbst formiren, in deren untersten Fach alle Kirchenväter erschienen, (diese letztere waren aber eigentlich Foliokapseln in Franzband, hinten mit der gewöhnlichen Aufschrift, z. E. **Augustinus, Laktantius, Hieronymus,** rc.) sondern auch, da die königliche Bibliothek gegen sein Appartement über en plein pied war, so hatte der König für ihn einen besondern Schlüssel dazu ordiniret, damit er nicht nur solchergestalt nach Belieben in diese königliche prächtige Bibliothek, sondern auch von daselbst in die königlichen Wohnzimmer eintreten könne. Er hat aber

nie-

niemals diesen Schlüssel annehmē wollē, sondern beständig verbeten, und gab auf Befragen zur Ursach an, weil solches zuweilen sehr gefährlich werden, und zu unverdienten Argwohn Gelegenheit geben könnte, wie er dann, so oft er mit dem König sich im Zimmer allein befunden, und der König etwa zuweilen herausgegangen, er sogleich stehenden Fusses gefolget, und auf des Königes Verwunderung darüber sich mit der wahren Geschichte gedecket, daß einsmals der Kardinal Fleury ein derzeit noch sehr geheim gehaltenes Bündniß der Krone Frankreich mit einer auswärtigen Macht auf dem Tisch liegen gehabt, und dessen Intimer, obgleich nicht zu diesem Departement gehöriger Freund bey ihm im Zimmer allein zurückgelassen, obgleich dieser im geringsten nicht nach den Papieren sich umgesehen, dennoch gleich nachhero augenblicklich ganz unvermuthet aufgehoben, ohne Bekanntmachung irgend einer, auch nicht der allergeringsten Ursache, in die Bastille gesetzet, daselbst auf königliche Kosten einige Jahre hindurch aufs herrlichste und bequemste unterhalten, und erst bey der nachherigen Befreyung ihm obiger Umstand vom Kardinal eröffnet worden, wie er aus blosser Vorsicht und Beysorge, ob er etwa nicht dieses auf dem Tisch damals gelegene Bündniß mögte gelesen haben, zu diesem ihm selbst unange-

nehmen Mittel wider Willen habe schreiten müssen. ꝛc. Uiber welche Erzählung der König den Markis versichert, daß er nie dergleichen zu besorgen habe. Eine ähnliche Geschichte hatte sich einst an einem andern Hofe zugetragen, wo ein auswärtiger Negoziateur inkognito in schlechter Kleidung, als ein angeblich starker Schachspieler sich aufgehalten, und des Abends zum Premierminister eingelassen, als ob dieser nach seinen Geschäften sich mit ihm unterhalten wolle, bey dessen Retirirung aber nicht sogleich bemerkt, daß ein Lakay im Vorzimmer sey, folglich vom Minister mit den Worten: **Ich wünsche Ihro Exzellenz eine gute Nacht!** erlassen, auf nachherige Bemerkung dieses Lakayen, derselbe bald darauf verschwunden sey, welche Sakrifizia natürlicher, leicht begreiflicher Weise bey solchen politischen Vorfällen unvermeidlich, und zum Schicksal gehören.

Um auf unsern Markis zurück zu kommen, so hatte er unstreitig ein ganz unvergleichliches, gütiges, mitleidiges Herz. — So manches armes Kind, dessen Gesichtsbildung ihm gefiel, und dessen Aeltern es nicht ernähren konnten, hat er in seinem Hause verpflegen, und erziehen lassen, auch nachhero für dessen Etablissement gesorget, wovon verschiedene sichere Fakta angeführet werden könnten. Besonders hatte er ein

ganz

ganz junges Frauenzimmer von der zartesten Kindheit an bey sich, unter seinen Augen, und unter dem Namen **Mina** erzogen, auch sie vor seinem Tode durch ansehnliche Leibrenten in **Paris** sehr gut versorget hinterlassen. Auf deren Erziehung hat er den unglaublich mühsamsten Fleiß verwendet, die Mahlerey, lateinisch und griechisch, auch die Musik ihr lernen lassen, ihr die besten Maitres gehalten, so daß sie in der Mahlerey und in der Musik auf einer kleinen Viola di Gamba schon im zartesten Alter exzellirte, lateinische Oden aus dem **Horaz** in das Französische übersetzte, desgleichen Griechisch fertig lesen und expliziren konnte. Er hatte eine ganz ausnehmende Zärtlichkeit für selbige, und wenn ihr nur das allergeringste fehlete, äusserte er die ungeduldigste Unruhe, wovon das ganze Haus in Bewegung gesetzt wurde. Diese kleine Lose hatte oft die Verstellung darunter zu Hilfe gerufen, um von ihm auszuwirken, was unter andern Umständen sonst für ganz unpraktikabel gehalten wurde. — Das eigentliche Herkommen dieser Person ist unbekannt geblieben, und nur einem oder dem andern seiner vertrautesten Freunden offenbaret. So viel ist inzwischen grundfalsch, als ob etwa er selbst Vater dieser liebenswürdigen, mit den vortrefflichsten Talenten gezierten Person gewesen sey.

Er war in Gesellschaft mit seinen Freunden ganz ungemein munterer, lebhafter, unterhaltender, ja unerschöpflicher Konversazion, so daß es gar nicht zu verwundern, daß der König selbst nie deren müde geworden, obschon, ausser der Mittagstafel, er noch fast alle Tage des Abends von 6 bis gegen 10 Uhr denselben mehrentheils allein unterhielt, wenn er nicht krank war, oder eine Schulkrankheit hatte, welches oft geschah.

Zuweilen degenerirte Scherz in einen kleinen Muthwillen selbst gegen seine liebsten Freunde in der Chaleur de la Conversation, wie er es hernach entschuldigungsweise nannte. Einsmals behauptete er bey der Mahlzeit, mit heftiger vorgefaßten Meinung gegen einen sonst von ihm sehr geliebten Rechtsgelehrten, wie alle die so hochgepriesene Justizreformen eine unnöthige Sache, ja ein Blendwerk wären, daß man der Juristen gänzlich entbehren könnte, und viel glücklicher seyn würde, wenn die Justiz so geschwind wie bey den Türken durch die Baschen, verwaltet würde.

Es half nichts, daß man ihm vorstellte, wie dergleichen ohne der größten Ungerechtigkeit in unsern zivilisirten Staaten nicht abgehen könne, sonderlich in solchen Ländern, wo z. E. die Lehnsverfassung sey, und intrikate Lehnrechts Streitigkeiten zu entscheiden

vor-

vorkämen, deren eben damals ein solcher ungemein wichtiger, ihm sehr wohlbekannter, ja von ihm selbst äusserst empfohlener Prozeß in einer ansehnlichen Familie auf dem Tapet, und zur bevorstehenden Entscheidung instruiret war. Das war alles vergeblich. Den folgenden Tag darauf hatte er eben die Gesellschaft vom vorigen Tage bey sich zur Mahlzeit eingeladen, und, was sonst nur bey ausserordentlichen Gelegenheiten, z. E. eines Sieges geschehen war, füllte er grosse Gläser mit Wein an, nahm davon eines, sich vom Stuhl aufhebend, in die Hand, erklärte dabey öffentlich, er sey eine Reparation d'honneur dem Tages zuvor durch seinen Discours dans la Chaleur de la Conversation beleidigten (mit gegenwärtigen) Rechtsgelehrten schuldig, er deklarire es als eine Uibereilung, und fordere die Gesellschaft auf, dessen Gesundheit mitzutrinken, und fügte noch mehrere schmeichelhafte Entschuldigungen und Lobeserhebungen bey. Die Anekdote, so klein oder unbedeutend sie manchen vorkommen mögte, schildert doch wenigstens dessen gutes Herz, wovon häufigere Exempel angeführet werden könnten, daß oft seine Zuneigung in eine rechte Passion übergieng, für den, welchen er glaubte, etwa vorhero in der Hitze des Gesprächs beleidiget zu haben.

Bey diesen seinen menschenfreundlichen Gesinnungen melirte er sich dennoch äusserst ungern mit Empfehlungen bey dem Könige; ja, nach als geendigten letzten Kriege des wiederhergestellten bessern Geldes ohngeachtet, besonders die Bräuer und Bäcker von den vorigen hohen Preisen, an den sie einmal gewöhnet waren, nicht abgehen wollten, und dahero Festungsstrafe von zwey Monaten auf eine jede Uibertretung der festgesetzten Taxe öffentlich angekündiget war, auch selbst an dem Bäcker, der das Brod für des Markis Haushaltung seit langer Zeit geliefert hatte, vollstrecket werden sollte, derselbe sich hinter die Markisinn steckte, und diese ihren Gemahl auf das dringendste sollizitirte, noch denselben Abend bey seiner Unterredung mit dem König für diesen Bäcker zu interzediren, so antwortete er ihr bloß dieses: Laissés moi faire; that aber gerade das Gegentheil, und sagte zum König, daß, da der König auf seine Interzessionen, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, gewöhnet, er diesesmal in einem andern Fall sey, massen er seine königliche Majestät bitten müsse den übertretenden Bäcker zur Warnung und zum Exempel für seine Zunftgenossen, und zum Beßten des Publikums vielmehr noch einige Monate länger in der Festung Spandau sitzen zu lassen, worüber der König frappirt war, inzwischen, wie der

Mar-

Markis sich hernach ausdrückte: Il n'en a fait ni plus ni moins. Und das war auch wohl unstreitig die gerechteste und beßte Parthie.

Hingegen hatte er eine besondere Geschicklichkeit, des Königs Herz sogar unvermerkt zur Gnade vorzubereiten und zu lenken, wie er dann wohl niemals seinen grossen Kredit und Zutritt jemanden zum Schaden, als in dem erzählten, auf einen Scherz gerichteten Fall des eben erwähnten Bäckers, angewendet, dahero er in einer allgemeinen Hochachtung und Liebe sich beständig erhalten hat; z. E. als sein Medikus starb, und einige Schwestern in dürftigen Umständen verlassen, diese auch eine Zeitlang vergeblich um eine jährliche Pension sollizitiret, deshalb den Markis um gelegentliche Vorsprache gebeten hatten, so lenkete er in einer Konversazion mit dem Könige den Diskours unvermerkt auf einen ähnlichen Fall in der Geschichte, und da solches den König rührte, hielt er ihn beym Wort, und wirkte solcher Gestalt, in einem Zug, das so lange vorhin vergeblich Gesuchte und Gewünschte aus.

Der bekannte reiche Kaufmann Néal, welcher, als er sich in den preussischen Staaten niederließ, seinem Wunsche gemäß, in den Grafenstand erhoben wurde, kommandirte in seinen amerikanischen Pflanzungsörtern über viele tausend Mohrensklaven en Souverain,

verain, doch mit solcher übertriebenen Einbildung, daß er einsmals in Berlin einen seiner von daher mitgebrachten Mohren wegen eines Versehens ohne weitere Umstände in seinem Pallaste köpfen lassen wollte, und des Endes den Scharfrichter zu sich bestellet hatte, er auch anders nicht, als durch wiederholte mühsame Vorstellungen von der relativen Ungereimtheit und absoluten Unzulässigkeit dergleichen Privatdespotismi überzeuget werden konnte. Er hatte inzwischen nachhero ein anderes an sich ganz unschädliches, aber seiner Eitelkeit sehr schmeichelndes Anliegen, jedoch dessen Erfüllung vergeblich gesucht, ja aus Unmuth darüber sich anderswo niederzulassen geäussert, bis endlich einer seiner Freunde, der zugleich des Markis Freund war, diesen zum abermaligen unmittelbaren Versuch vermogt hatte. Der Markis ergriff die erste Gelegenheit, dem König zu sagen: Votre Majesté sait-Elle bien, qu' Elle court risque de perdre un Roi dans ses Etats? &c. und brachte solcher Gestalt durch diesen Scherz das Gewünschteste zu Stande. Er war in dergleichen Tours sehr sinnreich.

So verträglich er selbst war, so wenig dissimulirte er den Fehler seiner Landesleute, von welchen er bey jeder Gelegenheit sagte, daß zwey Franzosen, ausser ihrem Vaterlande, an einem dritten Orte sich nicht vertrügen,

gen, sondern so lange gegeneinander maschi-
nirten, bis einer den andern gestürzet, wel-
chen Erfahrungssatz viele dergleichen Exem-
pel bestätiget.

Eine Hauptbeschwerlichkeit war in dem Umgang mit ihm, daß er, als ein sehr eingebildeter Kranker, in der größten Hitze des Sommers, so wie andere im Winter, angezogen, immer unter verschlossenen Stubenfenstern und Thüren, wie eingesperret, mithin ein mit Dünsten angefüllter Luftkreis um ihn, dabey er beständig mit dem, oft nur eingebildeten travail de la digestion, beschäftiget, — im Gewitter äusserst furchtsam, überhaupt mit der Furcht vor dem Tode behaftet war, dabey er ein besonderes Regime im Getränk angenommen, nämlich, selbst im Sommer, warm gemachtes Wasser, worin er nur sehr wenig Wein goß, zu trinken. Im Sommer war es ungemein beschwerlich in seiner Gesellschaft zu reisen, massen auch in grosser Hitze die Kutschenfenster alle aufgezogen seyn mußten.

Sein alter Bedienter hatte solche Gewalt über ihn, daß er sowohl zu Hause, als noch mehr am dritten Ort, ohne weitere Umstände selbst mitten im beßten Appetit, ihm den noch mit Speisen gefüllten Teller wegnahm, ja, wenn etwa der Wirth dagegen protestirte, lobte er seinen Jean vielmehr öf-

fent-

fentlich darüber, weil er am beßten die rechte Maasse seiner Nahrung abgemerkt, und er dadurch manche Unpäßlichkeit von ihm abgewendet habe. Seine Einbildung war mit den Indigestions und deren Folgen so ernstlich beschäftiget, daß er öfters selbst nicht dissimulirte. " Es haben zuweilen von der " leichten, oder mühsamen Verdauung der " Ausgang dieser oder jener ihm empfohle- " nen Sache dependirt. „

So wenig Oekonomie er anfänglich gehabt, solch ein strenger Haushalter wurde er zuletzt, und hatte einen ungemeinen Abscheu gegen das Borgen, zumal er auf die letzte Zeit des festen Entschlusses war, vor seinem Ende sich in seinem Geburtsorte zur Ruhe zu begeben, wie er dann selbst im 12ten Theile seiner Histoire de l'Esprit humain, den er in Sans Souci schrieb, solches öffentlich deklarirte, wovon hiernächst unten ein Auszug folgen, allhier aber zu seinem Ruhm angeführet wird, daß er auch nur durch eine gute Oekonomie sich zuletzt salviren konnte, indem er gar zu viel Leute täglich bloß aus Mitleiden fütterte. Dahero er, um solches auszuhalten, der Sparsamkeit sich löblich befleissigte. Wer kann also übel auslegen, z. E. daß er in seiner Bibliothek eine grosse Tonne mit Hafer angefüllet hatte, woselbst der Kutscher jeden Abend die Porzion für den

fol-

folgenden Tag abholete, und er selbst ihm solche zumaß, weil, sagte er, solche Leute mich und meine Pferde betrügen. Er selbst hatte unter seinem Beschluß die Lichter, den Zucker rc. und mußte ihm selbst die vorkommende Bedürfniß in diesen Artikeln jedesmal abgefordert werden, immer seinen Freunden, so sich über diese Herablassung wunderten, zur Antwort gebend: Il faut se sauver par l'Oeconomie. Wie denn die Markisin beständig mit der Malerey, worinnen er exzellirte, sich beschäftigen mußte, und er sie im geringsten nicht durch die häusliche Beschwerden davon distrahirt, oder darinnen gestöhrt wissen wollte. Desto mehr hielt er auf alte ausgelernte, an seine Lebensart und Haushaltung einmal gewöhnte Domestiken, so daß sein Tisch nicht überflüssig, aber doch schmackhaft bedient war. Sein grosses Vergnügen war, oft seine Freunde, für die er eine Prädilekzion hatte, auf solche frugale Mahlzeiten bey sich zu sehen, die er aus **Berlin** zu sich nach **Potsdam**, oder **Sans Souci** in des Königs Abwesenheit invitirte, und äusserst ungehalten wurde, wenn diese nicht jedesmal seine Einladung befolgen konnten.

So schrieb er, zum Exempel, aus **Potsdam** den 8ten September 1766 an einen dieser Freunde: " J'avois compté, d'avoir le plaisir de Vous voir ici, mais Vous m'avés

trai-

traité avec autant de rigueur, que ces autres Messieurs, & Vous avés delaissé un pauvre Potsdamois &c. Diese andere Freunde qualifizirte er, aufgebracht über ihr Ausbleiben, in einem folgenden Briefe, von Sans Souci den 26ten September ejusd. folgender Gestalt: " Monsieur & tres cher Ami! Vous savés bien, que je ne suis pas un grand ecrivain; je Vous dirai donc en trois mots, que vous feries fort bien, de vous arranger avec *Beausobre* le paresseux, *Merian* le trompeur, *Sulzer* le menteur, & *Toussaint* le mechant, pour venir, ici me voir à Sans-Souci, ou je logerai, pendant que le Roi sera à *Charlottenbourg*; je Tacherai de Vous amuser. Vous m'avés deja trompé deux fois, je ne dis rien de notre pauve ami *Marckgraf*, parceque sa santé l'excuse. Mais Vous autres tous, qui vivés & buvés comme des Templiers, c'est une chose étonnante, que Vous ne veniés point voir un pauvre Potsdamois, qui Vous aime de tout son cœur. Communiqués cette Lettre à tous ces paresseux, je me mets aux pieds de Madame Votre Epouse, la plus aimable des femmes & je fais mes Compliments à toute votre charmante Famille, je suis avec une respectueuse consideration &c. In dergleichen ohne Vorbereitung geschriebenen Briefen findet man den

Ver-

Verfasser gleichsam im Deshabilé desto kenntlicher, und obiger kann zum Echantillon beydes seiner Franchise und seiner Politesse dienen.

Was nun sein Studiren anbetrifft, so ist er in denen letzten Jahren arbeitsamer, als je vorhero gewesen. Die in 14 Oktavbänden von ihm herausgegebene Histoire de l'Esprit humain lag ihm sehr am Herzen, und er arbeitete daran unermüdet fort. Man muß aber nicht denken, daß alles, was darin von den teutschen Gelehrten und deren Werken angeführet, er aus diesen selbst geschöpfet, sondern er befragte darüber teutsche Gelehrte, und dann brachte er es zu Papier.

Auch bey dieser Gelegenheit muß ich einen Zug seines guten Herzens rühmen. Er hatte im Manuskript von einem gewissen Journalisten Garnier ganz ungemein verächtlich, ja anzüglich, auch bloß aufs Hörensagen geschrieben: z. E. daß er ein lüderliches und asotisches Leben führe, in den Tavernes sich herumtriebe, und daselbst seine Nouvelles schöpfe, die er nachhero drucken lasse, 2c. Als diese bereits gedruckte Passage gelegentlich vorkam, wurde ihm von verschiedenen eben zugegen seyenden französischen Gelehrten, gerade das Gegentheil versichert. — Nichts kann der Unruhe gleichen, in wel-

che er darüber gerieth, daß er solchergestalt wider die Wahrheit, oder wenigstens ohne Uiberzeugung, dergleichen drucken lassen, so einen ehrlichen Mann kränken könnte, ohnerachtet er gewiß dessen Rache nicht zu befürchten hatte. Augenblicklich forderte er Feder, Dinte und Papier, strich diese ganze Passage aus, und substituirte ihr in Kontinenti die im Tomo X. p, 105 in der Note befindliche generale Deklamazion vor und gegen die Journalisten, ließ vom Buchdrucker sogenannte Charten drücken, und ruhete nicht ehender, bis er sich von dieser Aenderung des Drucks überzeugte.

Obgleich eben erwähnet worden, daß in der auf dem neuen Schloß bey Sans-Souci für ihn auf königlichen Befehl zu Stande gebrachten Bibliothek die Patres Ecclesiæ nur auf dem Rücken des Bandes im Titel in ledigen Kapseln figurirten; so kann ich doch versichern, daß zu der Zeit, als er an der Histoire de l'Esprit humain, und vorher an dem Ocellus, und Timée de Locres arbeitete, er wirklich fast alle Kirchenväter um sich liegen, und sie geborget hatte, nicht um sich aus selbigen zu erbauen, sondern um sie zu widerlegen, oder um einen gegen den andern in gedachten seinen Werken fechtend aufzuführen, oder um paradoxe Sätze durch selbige zu bestärken. Besonders war

er

er auf die letzte Zeit entetirt, noch Hebräisch zu lernen, um im X. Tome der gedachten Historie pag. 134. die Dissertation sur les Auteurs hebreux mit vielen hebräischen Stellen auszuschmücken. Er bediente sich dazu eines alten schmutzigen Juden, der ihm Lekziones darinnen gab, und dem er aus Komplaisanze erlaubte, Taback bey ihm zu rauchen, obgleich er sonst die Tabackschmurgelegen nicht ausstehen konnte. So viel Gleichgültigkeit er auch gegen die Urtheile der teutschen Journalisten von seinen Werken äusserlich affektirte, so ausnehmend neugierig war er gleichwohl, zu vernehmen, was sie davon geurtheilet, so daß seine unablässige Frage an diejenigen Freunde, von denen er die Lesung teutscher Journale vermuthete, war: Eh bien, que disent les Journalistes de mon ouvrage? J'apprens sur tout, que ceux de *Gœttingue* m'ont fort maltraité. rc. so daß man alle Mühe hatte, ihn davon abzulenken, weil er sonst eine Uibersetzung dieser teutschen Kritiken verlangt haben würde, indem er gar kein Teutsch verstand. Er erzählte nicht ohne Rührung, daß, da ihn sein Vater verlassen, und er sich nach Holland retirirt, die acht ersten Lettres Juives ihn aus der größten Noth, oder Verlegenheit zu subsistiren gezogen, und ihn nachhero wegen der rapiden vogue derselben zum Schrift-

steller geschaffen, doch rühmte er beständig mit vieler Dankbarkeit die in der Jugend von denen Jesuiten genossene Unterweisung in denen Humanioribus.

Was er oft vorher mündlich sagte, daß er durchaus einige Jahre vor seinem Tode sich gänzlich von allem Zwang losmachen, und sich zur Ruhe begeben wolle, hat er auch nachhero in einigen Stellen der Histoire de l'Esprit humain öffentlich drucken lassen, und ist pünktlich eingetroffen Er hat kurze Zeit darauf präzise Wort gehalten, und wohl nicht geglaubet, daß auch ihm selbst dasjenige so bald wiederfahren würde, was er von dem verstorbenen Grafen **Algarotti** zum Ruhm anführet: " Un grand Prince, au Service du quel il étoit, (le Roy de Prusse) lui a fait bâtir un tombeau dans une Eglise de Bologne, qui sera une marque éternelle que les veritables héros recompensent les Talents même aprés la mort de ceux qui en ont eté doués. „

So wie **Algarotti** nicht in seiner Vaterstadt **Venedig**, sondern in **Pisa**, (nicht **Bologne**) wohin er sich zufälliger Weise begeben hatte, gestorben, eben so ist auch der **Markis d'Argens** nicht in **Aix** in **Provenze**, wo er geboren, sondern in **Toulon**, wohin er sich gleichfalls nur auf einige Tage begeben, gestorben, und beyden von dem Könige

nige an ihrem Sterbeort ein Monument errichtet.

Der Markis d' Argens hat troz allem Vorurtheil seiner Nazion, in seiner Histoire de l' Esprit humain, und überhaupt bey einer jeden Gelegenheit die teutsche Nazion, besonders die teutschen Gelehrten, sehr gelobet, auch in andern Schriften, z. B. im Ocellus, p. 246. 247. wo er den Herrn Präsidenten von Haller gegen die Ausfälle des unverschämten la Mettrie mit rechter Hitze vertheidiget; desgleichen die Herren Gellert, Rabner, Tralles, Euler, Bernouilli, Merian, Sulzer, Meckel, Markgraf, Heinius, Pot, Pfaf, Sack, Cothenius, Ermann (so folgen sie daselbst) mit grossen Lobsprüchen aufführet.

Doch, da wir einen so genauen freundschaftlichen und zärtlichen Umgang mit ihm gepflogen, so lassen wir uns unvermerkt von der Lust hinreissen, die wir aus diesem Umgang genossen, denn man kann wirklich von ihm behaupten, daß er mit eben der Leichtigkeit kontabulirte, als er schrieb (oder vielmehr umgekehrt) wie man denn in seinen Schriften nichts gezwungenes antreffen noch bemerken kann. Wir eilen also zum Schluß mit denselbigen Worten seiner im Tom. XII. der Histoire de l'Esprit humain, p. 385. gelieferten kurzen Lebensbeschreibung. Nach-

dem er die bekannte horazianische obenangeführte Ode sich zugeeignet: Beatus ille, qui procul negotiis — forumque vitat, & superba civium potentiorum limina, &c. fährt er fort: Voila la vie que j'espere mener des que je le pourrai, sans manquer à mon devoir. — Und hiemit beschliessen wir die Biographie unsers Markis.

X.

Hyder-Ali.

Ein biographisches Fragment.

Hyder-Ali-Cawn, Beherrscher des Königreichs Mysore, war ursprünglich ein gemeiner Soldat. Als er in des Königs von Mysore Dienste trat, hieß er Korporal Hyder, oder was so auf Asiaten Sprache heissen mag. Durch Stuffen kam er immer weiter, und er schwang sich endlich bis zum Oberbefehlshaber der Armee des Rajah, und als dieser Fürst mit Tode abgieng, säumte

er

er nicht, dessen Sohn, welcher zum Thronerben bestimmt war, nach dem Gebrauche der wilden Nazion von Asien gefangen zu setzen, und warf sich zum unerbetenen Vormunde des Gefangenen auf, durch welche List er sich der Regentschaft bemeisterte.

Das weiß nun das ganze Königreich, und dennoch wandelt er sicher seine Wege dahin, daß er keiner Leibwache bedarf. — Einst fragte er einen englischen Offizier, den er zum Kriegsgefangenen gemacht hatte: " **Ob es denn wahr wäre, daß der König von Großbrittanien einen Theil seines Kronvolks brauche, um von demselben bewacht zu werden?** „ und als es dieser bejahete, so fragte er: " **Und wer bewachet ihn denn vor seiner Wache?** „ Als er dieses sagte, warf er seine Blicke stolz übers ganze Lager, welches die Szene dieser Unterredung war, umher, und sprach: Diese **auf einer meilenlangen Strecke vor dir liegende Truppen sind meine Leibwache.**

Hyder besitzt grosse Gemüths- sowohl als Leibesstärke: seine Sitten sind wild und grausam, die er vielfältig durch übermässigen Trunk noch mehr erhitzet. Er kann weder lesen, noch schreiben, so daß er Dollmetscher und Schreiber bedarf, deren Treue er aber auf folgende Weise in Kontribuzion nimmt: Er hat immer 3 verschiedene Doll-

metscher in verschiedenen Zimmern. Wenn alle 3 in ihren Erklärungen der eingelaufenen Berichte einstimmig sind, so ist es gut; im widrigen Falle werden sie alle 3 mit dem Tode bestrafet. Da diese armen Schlucker ihr Schicksal vorher wissen, so fehlen sie nun kein Jota. Seine Schreiber werden eben so gut zu Orakeln gezogen. Er hält immer 5 in verschiedenen Zimmern. Jedem diktirt er seine Befehle. Das Geschriebene läßt er nun jeden, der um ihn ist, und lesen kann, lesen, um zu sehen, ob die Schreiber seine Gedanken wohl ausgedrückt haben. Fehlt es, so ist es sehr oft für den ganzen Schreiberkopf gefehlt. — Wenn Hyder ein Todesurtheil fället, so ist er gemeiniglich auch Vollstrecker desselben: er herrschet also mehr durch Furcht, als Liebe.

Weiberey sieht man bey seinem Hofe keine: auch asiatische Pracht ist sehr selten, obschon Hyder unermeßliche Schätze besitzet. Pferde, Jagd, Pokale, und Kriegführen, sind seine abwechselnde Beschäfftigungen, unter denen er grau geworden ist. —

Er war stets ein Allirter der Franzosen in Ostindien, und that den Engländern viel Schaden. Im Jahre 1767 überfiel er zuerst Carnatic; die Kompagnie schickte den Obersten Wood gegen ihn; er fand aber den Hyder an der Spitze einer Armee von 30000

Mann

Mann zu Fuß, und 20000 Mann zu Pferde, und mit einem ansehnlichen Zug Artillerie. Dies nöthigte den Obersten, den Krieg mit List zu führen, weil Hyder ein feiner und erfinderischer Kopf ist. — Er fand Mittel, seine Feinde in ihrem Lager zu überfallen, ihre Lebensmittel und Bagage wegzunehmen, und sich ihrer vortheilhaften Posten zu bemächtigen, und ihre Truppen vor sich her zu treiben, Zuletzt erschreckte er die Kompagnie mit der Furcht, daß er ihre Hauptstadt belagern und plündern wolle. Der Schrecken ward allgemein; allein zu rechter Zeit kam noch Sukkurs, der den Obristen Wood in Stand setzte, den Boden wieder zu erobern. Den 4ten Oktober 1768 brachte er die Indianer in ein Treffen, welches Hyder-Ali mit aller Klugheit vermeidete. Diese Schlacht war die hartnäckigste und blutigste, so jemals in diesem Welttheile vorgefallen war. Die Engländer erhielten das Feld, und Hyder flüchtete sich in aller Eil in sein Gebiet, und verließ Mysore, welches er erobert hatte.

Im Jahre 1781 trieb er mit einer Armee von 100,000 Mann die Engländer so in die Enge, daß sich der englische Befehlshaber mit seinen Truppen bis nach Madras, welches Hyder-Ali ebenfalls, nachdem er alle englische Forts bereits weggenommen,

mit einer Belagerung bedrohete, retiriren mußte. — Aber auf einmal bekam die Sache eine andere Wendung, und Sir Eyre Coote überfiel seine Armee am 1sten Julius mit solchem Ungestüm, daß er sich in aller Eil retiriren, alle eroberte Forts verlassen, und nach einem Verluste von 20,000 Mann aus Carnatik in die Gegend von Tanjour ziehen mußte. Hier ersuchte er den dortigen Souverän zu vermögen, ihm mit Truppen und Lebensmitteln beyzustehen. Da jener aber sahe, daß Hyder von den Engländern verfolgt wurde, schlug er ihm alles ab, worauf die Armee des Hyder einige Plätze des Königreichs plünderte, der König aber 20000 Mañ seiner Truppen zusamen zog, um fernere Räubereyen abzuhalten. Diese Truppen waren im Begriff, sich mit den Engländern zu verbinden, um den Hyder-Ali ganz aus jenen Gegenden zu verdrängen, der darauf seinen Sohn mit der ganzen Infanterie nach einem seiner vorzüglichsten Forts schickte, für seine Person aber mit der Kavallerie im Felde blieb, und alles verwüstete, wohin er kam. Einen Monat darauf ließ er sich mit seiner ganzen Armee wieder im Felde sehen. Am 27sten August rückte Sir Eyre Coote wieder gegen ihn an, um ihm ein Treffen zu liefern; er nahm es auch an, und vertheidigte sich hartnäckig, so daß die Schlacht erst

bey

bey Sonnenuntergang entschieden, und Hyder-Ali geschlagen wurde. Wegen der Hartnäckigkeit des Hyder-Ali kostete diese Schlacht den Engländern mehr Leute, als die am 1sten Julius. Er war aber nicht so stark diesmal geschlagen, um nicht noch hie und da auf ihren Märschen die Engländer zu beunruhigen. Er wagte am 27sten Sept. noch ein Treffen, daß er aber doch wieder verlor. Doch belagerte er im November die Festung Vellore, da aber die Engländer dem Platze zu Hilfe kamen, zog er davon ab, kanonirte aber dem Nachtrab der Engländer gegen 4 Stunden lang. Am 13ten November schlugen ihn die Engländer abermals aus dem Felde, und verfolgten ihn bis in die Nacht. Wie es noch ferner mit ihm werden wird, muß die Zeit lehren.

XI.

Richard Savage.

Man hat bemerkt, daß die Helden in der gelehrten sowohl, als in der bürgerlichen Geschichte, sehr oft eben so merkwürdig durch

das-

dasjenige geworden sind, was sie gelitten, als durch das, was sie gethan haben; und man hat ganze Bände bloß in der Absicht geschrieben, die leidenden Gelehrten, ihr unglückliches Leben, und ihren frühzeitigen Tod zu erzählen.

Zu diesen traurigen Erzählungen kann man auch das Leben Richards Savage hinzuthun, eines Mannes, den seine Schriften zu einem vorzüglichsten Range in der gelehrten Welt berechtigen, und dessen traurige Schicksale einen Grad von Mitleiden fordern, den man dem Unglücklichen nicht immer schuldig ist; indem jene Schicksale oft mehr Folgen fremder Vergehungen, als seiner eigenen waren.

Die Gräfinn Anna von Macclesfield hatte eine Zeitlang, bis ins Jahr 1697, mit ihrem Gemahl sehr uneinig gelebt, und hielt nun ein öffentliches Geständniß des Ehebruchs für das leichteste und bequemste Mittel, ihre Freyheit zu erhalten. Sie erklärte daher das Kind, mit welchem sie damals schwanger war, sey von dem Grafen Rivers. Man kann leicht denken, daß ihr Mann dadurch so weit gebracht wurde, daß er in eine Ehescheidung willigte, die auch bald darnach, nicht erst durch die förmliche Veranstaltung eines geistlichen Gerichts, sondern auf einmal durch eine Parlamentsakte erhalten wurde. Hiedurch

ward

ward nicht nur der Ehekontrakt vernichtet, sondern die Kinder wurden auch zugleich für unrechtmässig erkläret.

Unter der Zeit, daß dies alles zu Stande gebracht wurde, kam die Gräfinn den 10 Januar 1697 mit einem Sohne nieder, der hernach Richard Savage getauft wurde, und zu dem der Graf von Rivers, sein leiblicher Vater, Gevatter stand. Allein zum Unglück für Savage, überließ ihn der Graf gänzlich der Fürsorge seiner Mutter, von der er vermuthen mochte, daß sie ihm mit vieler Zärtlichkeit begegnen würde, da er die Ursache gewesen war, die zu einem für sie so erfreulichen Vorfall beygetragen hatte. Allein diese Mutter ward, getrieben von einer Grausamkeit, wovon sich in der Reihe unnatürlicher Verbrechen nicht leicht ein Grund angeben läßt, seine bitterste Feindinn. Denn sie überließ ihn der Fürsorge einer armen Frau, die ihn als ihren eigenen Sohn erziehen mußte, und der sie es aufs schärfste befahl, dem Kinde die Umstände seiner Geburt niemals zu entdecken.

Dies war der Anfang, den das Leben Richards Savage hatte. Geboren mit einem rechtmässigen Anspruch auf Ehre und Reichthum, ward er innerhalb zwey Monaten vom Parlament erblos, und von seiner Mutter für ein fremdes Kind erklärt, zur

Armuth und Dunkelheit verurtheilet, und auf das weite Meer des Lebens in der Absicht hingeworfen, um von dem Triebsande desselben verschlungen zu werden, oder an seinen Klippen zu scheitern.

Indeß war er nicht gänzlich verlassen. Lady **Mason**, die seine Pathinn gewesen war, sorgte dafür, daß er bey heranwachsenden Jahren in eine kleine lateinische Schule nicht weit von **St. Alban's** gegeben wurde, wo man ihn bey dem Namen seiner Wärterinn nannte, ohne ihm im geringsten zu verstehen zu geben, daß ihm eigentlich ein anderer Name gehörte. Hier lernte er die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, und gieng verschiedene von den dortigen Klassen durch; wie schnell, oder mit welchem Beyfall, läßt sich nicht sagen. Da er allemal mit Ehrerbietung von seinem Lehrer sprach, so ist zu vermuthen, daß man schon damals sein Genie, ungeachtet seines niedrigen Standes, vorzüglich unterschied; und wenn er in einem so geringen Stande Ehre und Belohnungen erhielt, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er anders, als durch Fleiß und Genie dazu gelangt sey.

Während dieser Zeit, daß er in dieser Schule war, starb sein Vater, der Graf **Rivers**. Auf seinem Todbette war er willens, für diesen seinen Sohn auf eine an-

stän-

ständige Art zu sorgen; da ihn aber seine Mutter versicherte, daß er schon längst gestorben sey, so änderte er auf ihr Bitten sein Vermächtniß zum Vortheile seiner Verwandten. Vielleicht ist dies das erste Beyspiel von einer Lüge, die eine Mutter erfand, um ihren Sohn um eine Erbschaft zu bringen, die ihm von einem andern zugedacht war, und die sie selbst nicht erwarten konnte, wenn er sie verlor. Indeß blieb ihre teuflische Bosheit hieben noch nicht stehen, da sie sich in der Folge Mühe gab, sich der Gefahr, einmal von ihm erkannt zu werden, dadurch zu überheben, daß sie ihn heimlich nach amerikanischen Pflanzungen zu senden suchte.

Savage erfuhr jedoch gar bald durch einen Zufall seine wahre Herkunft. Denn als er eben aus der Schule genommen, und einem Schuster in Hallbare in die Lehre gegeben war — alles auf Veranstaltung seiner Mutter, um ihn in Armuth und Dunkelheit zu begraben — starb seine Wärterinn, die er für seine Mutter hielt; und da er ihren kleinen Nachlaß in Ordnung brachte, und ihre Papiere durchsah, entdeckte er die Geschichte seiner Geburt. Gleich nach dieser Entdeckung verließ er sein Handwerk, in der Hoffnung, an dem Reichthum seiner Mutter Theil zu nehmen; aber weder seine Briefe, sein Verdienst, seine Armuth, noch die Für-

spra-

sprache seiner Freunde konnten bey ihr etwas ausrichten; sie war entschlossen, sich seiner gar nicht anzunehmen, ob sie ihn gleich jetzt für ihren Sohn erkennen mußte.

Die Menschlichkeit des Lesers würde nicht wenig dabey leiden, wenn ich um die Hälfte der Grausamkeiten erzählen wollte, welche diese unnatürliche Mutter gegen diesen ihren unglücklichen Sohn verübte. Sie verfolgte ihn bis an seinen Tod. Denn da er in einen mitternächtlichen Zank mit hineingezogen wurde, wobey er das Unglück hatte, einen ums Leben zu bringen, und dieser That überführt wurde; so wandte sie alles an, um den König zu verhindern, daß er ihn leicht begnadigen möchte; ein Umstand, der ihm vielleicht grade das Leben rettete, weil die grosse Unmenschlichkeit einer Mutter, die so ihrem Sohne zuwider handelte, die Königinn bewog, persönlich für ihn zu bitten, und ihm seine Begnadigung auszuwirken.

So lange die Schauspielerinn Oldfield lebte, gab sie ihm jährlich funfzig Pfund; nach ihrem Tode aber hatte er nichts Gewisses mehr, sondern mußte von seinen Schriften leben, und von der Unterstützung seiner Freunde, worunter der Schauspieler Wilks und Sir Richard Steele die beyden vertrautesten waren. Lord Tyrkonell nahm ihn einmal in sein Haus, und gab ihm freyen

Tisch;

Tisch; allein Savage, durch sein Unglück verwildert, mißbrauchte sein Vertrauen und seine Freundschaft dergestalt, daß ein eingewurzelter Zwist unter ihnen darauf erfolgte.

So lebte Savage die meiste Zeit ohne andere Hilfe, als die er durch zufällige Freundschafts- und Gunstbezeugungen erhielt; Quellen, die ihm zuweilen sehr freygebig eröffnet, und zur andern Zeit plötzlich verstopft wurden; so daß man von ihm sagen kann, er habe sein Leben zwischen Mangel und Uiberfluß, oder — welches noch ärger war — zwischen Betteley und Ausschweifung zugebracht. Denn, da er alles, was ihm zufloß, für eine Gabe des Zufalls ansah, der ihm zu einer Zeit so gut, wie zur andern, günstig seyn konnte; so war er immer in Versuchung, das zu vergeuden, was er hatte, weil er immer hoffte, sogleich wieder was neues zu erhalten.

Seine Freunde baten ihn zuletzt, sich nach Swansea in Südwallis zu begeben, wo sie ihm ein jährliches Gehalt von funfzig Pfund zu geben versprachen. Dies nahm er an; da er aber dieses Gehalt gezogen hatte, und mit der ihm wiederfahrnen Begegnung nicht zufrieden war, so gieng er, nachdem er sich dort ein Jahr lang aufgehalten hatte, nach Bristol in der Absicht, nach London zurück zu gehen. Weil er aber

dort einige Schulden gemacht hatte, so wurde er in Verhaft genommen, und ins Gefängniß gesetzt. Hier bekam er ein Fieber, dessen Veranlassung man einem Briefe vom Herrn **Pope** zuschreibt, worin er ihm Undankbarkeit vorwarf, und starb den 31 Juli 1743. Er wurde auf dem Peters Kirchhofe zu **Bristol**, auf Kosten des Gefangenwärters, begraben.

So verhielt es sich mit dem Leben und Tode **Richards Savage**, eines Mannes, der sich eben so sehr durch seine guten als schlimmen Eigenschaften auszeichnete, und eben so merkwürdig durch seine Schwachheiten, als durch seine Fähigkeiten geworden ist. Als Schriftstellet ist er zwar vor dem Tadel des Kunstrichters nicht völlig gesichert; indeß muß man doch seine Werke für Früchte eines wahren poetischen Genies gelten lassen, und ihnen einen Werth zugestehen, den manche Werke mehr bewunderter Schriftsteller nicht haben. Seine Gedichte haben eine gewisse Originalität, die keine Aehnlichkeit mit irgend einem vorhergehenden Schriftsteller hat. Die Versifikazion und Gedanken haben eine ganz eigentliche Wendung, die sich von niemand glücklich nachahmen läßt, weil das bey andern gesucht seyn würde, was bey Savage Natur war. Der allgemeinste Fehler seiner Schreibart ist Rauhigkeit, und

ihre allgemeinste Schönheit ist eine gewisse Würde; die herrschende Schönheit seiner Gedanken ist Erhabenheit, und Einförmigkeit ihr herrschender Fehler.

XII.

Demoiselle Gaussem,

eine berühmte französische Schauspielerin.

Johanna Katharina Gaussem (nicht aber Gaussin, wie man ihren Namen gemeiniglich zu schreiben pflegte) ward zu Paris 1711 geboren. Sehr früh zeigte sie ihre Neigung und ihr Talente fürs Theater, und sowohl durch ihr Spiel, als durch ihre Schönheit war sie das Vergnügen der Gesellschaften, welche bey dem Herzoge von Gesvers zusammenkamen, und den Schauspielen zusahen, die er zu St. Quen gab. Sie blieb daselbst bis in ihr achtzehentes Jahr, da sie nach Lille gieng, wo sie etwa zwei Jahre lang mit vielem Beyfalle spielte.

Der Ruhm, den sie sich in dieser Stadt erwarb, machte, daß man sie nach Paris berief, wo man so gern alles Schöne aus den Provinzen an sich zu ziehen sucht. Hier betrat sie zuerst im April des 1731sten Jahres die öffentliche Schaubühne, in den Rollen der Junie, im Britannikus, der Arizie, in der Phädra, und der Iphignie. Die komischen Rollen, welche sie damals spielte, sind uns unbekannt; allein in beyden Arten zeigte sie eine so ausserordentlich glückliche Anlage, daß die Schauspieler sie im Julius eben desselben Jahres mit allgemeinem Beyfall in ihre Gesellschaft aufnahmen.

Mit der Rolle der Zaire, welche sie im Jahre 1732 vorstellte, fängt sich die Epoche ihres grossen Ruhmes an. Nie wird man die niedlichen Verse vergessen, welche Voltäre ihr bey dieser Gelegenheit zuschrieb:

Jeune Gaussin, reçois mon tendre hommage
Reçois mes vers au théâtre applaudis
Protege - les Zaïre est ton ouvrage,
Il est à toi, puisque tu l'embellis.
Ce sont tes yeux, ces yeux si pleins de charmes,
Qui du critique ont fait tomber les armes.

Ta

Ta ſeule vuë adoucit les Cenſeurs;
L'illuſion, cette reine des Cœurs,
Marche à ta ſuite, inſpire les allarmes,
Le Sentiment, les regrets, les douleurs,
Et *le plaiſir* de répandre des larmes.

Le Dieu des vers, qu'on allait dédaigner,
Eſt par ta voix aujourdhui ſûr de plaire,
Le Dieu d'amour, à qui tu fus plus chere
Eſt par tes yeux bien plus ſûr de régner.
Entre ces Dieux déſormais tu vas vivre:
Helas! Long-temps je les ſervis tous deux,
Il en eſt un que je n'oſe plus ſuivre
Heureux cent fois le mortel amoureux,
Qui tous les jours peut te voir & t'entendre,
Que tu reçois avec un Souris tendre,
Qui voit ſon ſort écrit dans tés beaux yeux;
Qui penétré de leurs feux qu'il adore,
A tes genoux oubliant l'univers,
Parle d'Amour, & t'en reporte encore!
Et malheureux qui n'en parle qu'en vers!

Dieſes Lob, ſo rühmlich es war, enthielt dennoch nichts, als die lauterſte Wahrheit. Mademoiſelle Gauſſem hatte wirklich zu der guten Aufnahme der Zaire ungemein viel beygetragen, ſo ſchön auch das Stück an ſich

selbst war. Voltäre gesteht es selbst noch in seinem Sendschreiben an den nachmaligen englischen Gesandten in Konstantinopel, Herrn Falkener:

Car le Prophete de la Mecque.
Dans son Serail n'a jamais eu
Si Gentille Arabesque ou Grecque.
Son oeil noir, tendre & bien fendu
Sa voix & sa grace extrinseque,
Ont mon ouvrage defendu
Contre l'auditeur qui rebeque;
Mais quand le lecteur morfondu
L'aura dans sa Bibliotheque
Tout mon honneur Sera perdu.

Wirklich, man kann nicht ohne Rührung sich des reizenden Antlitzes, des bezaubernden Tons ihrer Stimme, des rührenden Pathetischen, und der schönen Thränen erinnern, womit sie die Rollen der Zaire, der Berenice, der Alzire, der Ines, u. a. m. belebte.

Es ist bekannt, daß sie mehr als dreyßig Jahre durch ihre Reize und durch ihre Talente die beßeen Stüke, welche aufs französische Theater gebracht wurden, beleben mußte, und auch die schlechtern hatten oft das Glück, wenn sie nur darin spielte, Beyfall zu erhalten.

Ihr

Ihr hat die Komödie die Gattung der **verliebten Unschuld**, des amoureuses ingenues, wie die Franzosen sie nennen, zu danken, und man wird es nie vergessen, mit welchem allgemeinen Ruhme sie ohngefähr in ihrem fünfzigsten Jahre noch die Rolle der **Luzinde**, in Saintfoix Orakel spielte. Die Rolle der **Mariane** in dem Lustspiele **Dupois**, und des **Ronais** war die letzte von dieser Art, welche sie vorstellte. Sie verließ bald darauf, ohngefähr in der Mitte des Jahres 1764, die Bühne gänzlich.

Dem Trauerspiele hatte sie vorher schon entsagt. Ihre letzte tragische Rolle, die sie sehr glücklich vorstellte, war die Brisais, in einem 1759 aufgeführten Trauerspiele dieses Namens.

Was vielleicht sehr sonderbar scheinen mögte, ist dieses, daß Demoiselle Gaussem die widersprechendsten Talente zu vereinigen wußte. Auch denn, wenn sie der edlern Manier und den Grazien, für welche sie allein geboren zu seyn schien, entsagen wollte, sahe man sie mit Vergnügen: sie spielte zuweilen in Privatgesellschaften groteske Rollen, zum Exempel: die **Kassandra**, in verschiedenen Paraden, mit ausserordentlichem Glücke. Allein aller ihrer Kunst ungeachtet konnte man sie doch nicht verkennen, und wie die Venus beym Virgil

Vera incessu patuit Dea.

Als die Préjugé vaincu bey Hofe gespielt ward, war der König mit ihrer und der berühmten Demoiselle Dangevillen Akzion so zufrieden, daß er das Gnadengehalt von tausend Pfund, welches beyde bisher als eine Belohnung ihrer seltnen Talente genossen hatten, mit fünfhundert Pfund vermehrte. Niemand hat sich seit der Zeit eines solchen Vorzugs rühmen können

Der Ruhm der Demoiselle Gaussem war nicht allein auf die Hauptstadt eingeschränkt; sondern sie reiste oftmals in die vornehmsten Städte des Reichs, Lyon, Bourdeaux, Rouen, u. a. m. wo man so eifrig sie zu sehen wünschte, und spielte daselbst mit nicht geringem Beyfalle.

Da ihre Talente, ihre Schönheit, und die edle gefällige Bildung, welche sie auch in ihren spätern Jahren in vollkommenem Glanze zu erhalten wußte, ihr so allgemeinen Ruhm erwarben; so war es natürlich, daß die Eifersucht sich bemühte, ihr Feinde zu erregen. Allein sie kannte jene Eitelkeit, die sich durch Lobeserhebungen so leicht zum Stolze verleiten läßt, eben so wenig, als die Empfindlichkeit, welche uns in der Rache Vergnügen finden lehrt. Eben die sanfte Gefälligkeit, eben die naive Unschuld, welche man an ihr

auf

auf dem Theater bewunderte, waren ihr so natürlich, daß sie auch im Umgange aller Herzen gewannen. Sie besaß wahren Witz, und gern ergab sie sich seinen lachenden Scherzen, die nie beleidigend waren. Diese Eigenschaften, mit der Güte des Herzens verbunden, und ein Karakter, der sich immer gleich blieb, machten sie bey allen denen beliebt, welche sie gekannt haben. Sie war dazu geschaffen, in der grossen Welt ihr Glück zu machen, sie ward oft dahin gerufen, aber allemal entsagte sie wider ihren Willen den Freuden des Privatlebens, welches weit mehr Reizungen für sie hatte.

Ihr Herz war bestimmt zu lieben, daher sie sich auch im Jahre 1759 mit **Maria Franz Tavlaigo** vermählte, welcher im Jahre 1765 auf seinem Landgute **Laszenai** in Berry, wovon er den Namen angenommen hatte, verstorben ist. Diese Verbindung war unglücklich, und trug nicht wenig zu der Traurigkeit bey, welche sich über die letzten Zeiten der Demoiselle **Gaussem** verbreitete.

Diese letzten Jahre ihres Lebens hatte sie sich meistentheils der Welt entzogen, und lebte in mittelmässigen Glücksumständen. Sie hätte sich demselben leicht entreissen können, allein ihre edle und großmüthige Denkungsart erlaubten ihr nicht, ein Vergnügen darin zu finden, sich Schätze zu sammeln. Ausser-

dem hatte sie verschiedene Unglücksfälle zu überwinden. Im Anfange, als das Préjugé à la Mode auf die Bühne gebracht ward, brach in demselben Hause, wo Demoiselle Gaussem wohnte, Feuer aus, und sie verlor dadurch beynahe alle ihre Sachen; allein sie sahe auch, welche Liebe sie dem Publikum eingeflößt hatte, welches sich mit dem größten Eifer hinzudrängte, als eben dieses Stück ihr zum Beßten gespielt ward, um ihr den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen.

Ihre letzte Krankheit war langwierig und schmerzhaft. Sie sahe den herannahenden Tod mit einer Standhaftigkeit, die man kaum von einem Frauenzimmer hätte erwarten sollen, da sie bey dem männlichen Geschlechte so selten ist. Sie starb am Abend vor Pfingsten im Jahre 1767, in einem Alter von 55 Jahren, 5 Monaten, und 11 Tagen, und ward des Tages darauf in ihrem Kirchspiel de la Villette, unweit Paris, begraben.

Ihr Tod würde ein unersetzlicher Verlust für die französische Bühne gewesen seyn, wenn sie nicht gewissermassen Sorge getragen hätte, der Welt einen Theil ihrer Talente zu hinterlassen, indem sie der Demoiselle Doligny, ihrer Pathe, welche itzt ihre Rollen hat, den ersten Unterricht in ihrer Kunst gegeben hat. Sie hatte nie den geheimen

Neid

Neid empfunden, der zuweilen Leute von grossem Genie entehrt, gewöhnlich aber der unverschämten Mittelmässigkeit zu Theil wird. Daher hatte auch Demoiselle Gaussem selbst unter den Schauspielern den Ruhm einer vortrefflichen Kamerade, wie sies in Frankreich unter sich nennen.

Einer von ihren alten Freunden, dem sie die Besorgung ihres letzten Willens aufgetragen, hat ihr Gesicht in Gips abdrucken lassen. Nach diesem Modelle, und nach einem Gemälde vom seligen Drouais, welches sie ihm vermacht hat, hat Herr Vasse, ein Bildhauer von bekannten Talenten, daß Bildniß dieser unvergeßlichen Schauspielerinn verfertigen, und der Nachwelt zu erhalten gesucht. Herr Pipelet, ein Mitglied der Akademie der Wundärzte zu Paris, einer der beßten Freunde der Demoiselle Gaussem, welcher sie in ihrer letzten Krankheit nie verlassen hat, hat ebenfalls ein Bildniß seiner Freundinn in Kupfer stechen lassen, und eben dieser ist es, dem man gegenwärtige Nachricht zu verdanken hat.

XIII.

XIII.
Ignaz Holzbauer. *)

Dieser berühmte Tonkünstler ist im Jahr 1718 zu Wien geboren worden. Er lernte daselbst die Anfangsgründe der Tonsetzkunst von dem gründlichen Musikprofessor Fuchs. Auf seinen hernach zweimal unternommenen Reisen nach Italien (erst nach Venedig, und dann etliche Jahre darauf nach Mayland, wo er sich gegen zwei Jahre aufgehalten) machte er sich mit den damals berühmtesten Tonmeistern bekannt; und ob er gleich nicht zu ihnen in die Schule gieng, lernte er doch viel von ihnen durch freundschaftlichen Umgang mit ihnen, durch Einsehung und Anhörung ihrer Werke, die sowohl in Kirchen, als auf Theatern von ihnen durch Hilfe solcher Sänger und Sängerinnen, die noch nach der wahren Methode unterrichtet waren, und den dramatischen Ausdruck in ihrer Gewalt hatten, aufgeführt wurden. Nach seiner Rückkunft zu Wien wurde er daselbst Musikdirektor bey dem Hoftheater, fand folglich Gelegenheit, seine bisher gemachten Bemer-

*) Nach H. Meusel.

merkungen anzuwenden, und zu benutzen, und sie, besonders in Ansehnng des Theaterstyls, bey der Ausübung zu prüfen. Ausser einigen Kirchenstücken komponirte er Opern und Operetten. Damals fieng man auch in **Wien** an, pantomimische Ballete aufzuführen. Unser **Holzbauer** setzte viele, wie auch ganze pantomimische Schauspiele, und erhielt in dieser Gattung von Musik ausnehmenden, allgemeinen Beyfall.

Im Jahr 1751 wurde er von dem Herzog von **Würtemberg** nach **Stuttgard** berufen, und als Oberkapellmeister angestellt. Auf besondern Befehl desselben komponirte er einige Kirchenstücke, wie auch viele Sinfonien und Arien zur Kammermusik. Auch setzte er einige Serenaten. Nach Verlauf zweyer Jahre komponirte er auf Verlangen des jetzigen Kurfürsten von der Pfalz eine Opera pastorale: Il Figlio delle Selve, die auf dem in **Schwetzingen** neu erbauten Hoftheater 1753 mit höchstem Beyfall der kurfürstlichen Herrschaft und des Publikums aufgeführt wurde. Er trat hierauf noch in demselbigen Jahre als wirklicher Kapellmeister in Kurpfälzische Dienste. Bald nach dem Antritt dieser Stelle komponirte er für das grosse mannheimische Hoftheater die italiänische Oper **Issipile**; und dann mehrere pastorale und Singstücke für das Theater zu

Schwet-

Schwetzingen, unter denen L'Isola disabitata, und Donchisciotte, eine halb komische Oper, vorzüglichen Beyfall erhielten.

Im Jahr 1756 that er abermals mit kurfürstlicher Erlaubniß eine Reise nach Rom, um die berühmte päbstliche Kapelle, und die dortigen prächtigen Schaubühnen und Opern zu sehen. Auf seiner Rückreise über Wien besuchte er Florenz, Bologna und Venedig, wo er überall offene Operbühnen antraf, aber auch die Bemerkung machte, daß die wahre Musik und Singkunst damals schon wirklich in Verfall zu gerathen anfieng. In Wien hörte er noch die beßten Singspiele. Nach Verlauf eines Jahrs wurde er von Mannheim nach Turin berufen, um die Opera Nitteti zu komponiren. Dies geschah mit so glänzendem Erfolg, daß er noch daselbst von Mayland den Ruf erhielt, dort für das nächste Jahr die Oper zu komponiren. Er reiste alsdann durch Frankreich über Paris, um auch dort sowohl die königliche Kapelle, als auch die Opern und geistlichen Konzerte, die zu gewissen Jahrszeiten gehalten werden, zu hören, nach Mannheim zurück. Die Opera Nitteti, die er in Turin komponirt hatte, wurde nun auch in Mannheim, nach einigen von ihm gemachten Veränderungen für das Karls- und Elisabethsfest, mit eben dem Beyfall, wie zu Turin,

ge-

gegeben. Bald hierauf reiste er nach Mayland, und setzte die Oper Alessandro nell' Indie, in Musik. Sie ward unter allgemeinem Beyfall und stetem Zulauf über dreyssigmal vorgestellt. Von dieser Zeit an schlug Herr Holzbauer alle Einladungen nach Italien aus, theils weil ihm das Reisen beschwerlich wurde, theils weil er die Sänger nicht mehr nach seinem Geschmack fand. Uibrigens komponirte er für seinen Hof viele Kirchenstücke, als Messen, Psalmen und Motetten, auch italiänische Oratorien, unter denen La Morte die Giesu, la Giuditta, und il Giudizio di Salomone, am beßten gefallen. Er setzte auch noch zwo italiänische Opern: Ippolito ed Arriccia, und Adriano in Siria; und zwar letztere bey Gelegenheit der Vermählung der jetzigen Kurfürstinn von Sachsen.

Im Jahr 1776 setzte er die teutsche Oper, Günther von Schwarzburg, in Musik. Sie ward auf der grossen Mannheimer Singbühne mit aller gewöhnlichen Pracht und allgemeinem Wohlgefallen das Karneval hindurch aufgeführt, und darauf für das Karls- und Elisabethfest wiederholt. Diese Oper ist vollkommen in der Spart gestochen, und, dem Kurfürsten zugeeignet, herausgegeben worden. Sein neuestes theatralisches Werk ist ein italiänisches Melodrama:

Tod der Dido, aus der Oper: die verlassene Dido, von Metastasio ausgezogen. Es wurde im Jahr 1779 zum erstenmal bey der Zurückkunft des Kurfürsten von München nach Mannheim vorgestellt, und noch bey Ankunft der Kurfürstinn, mit beyderseitigem höchsten Beyfall, wiederholt.

Sein allerneuestes Werk ist eine teutsche musikalische Messe, oder Lobamt, zu einem von dem kurfürstlichen Hofkammerrath, Herrn Johann Franz von Kohlenbrenner, verfertigten Text. Er hat dieses Werk mit unermüdetem Fleiß bearbeitet, um zu zeigen, oder einen Versuch zu machen, wie man nach der jetzt mehr aufgeklärten Tonwissenschaft in dem Kirchenstyl bey Vereinigung der Instrumentalmusik mit den Chören und Singstimmen, verfahren müsse, um dabey nicht in den Schlendrian der Alten, oder auf der andern Seite in das Theatralische, oder gar Komische der heutigen Italiäner zu verfallen. Er hat die Musik zu diesem Lobamt nach Davids Rath: **Lobet den Herrn mit Chören, mit Saitenspiel, mit wohlklingenden Zimbeln, verfertiget** Er wünscht, daß andere Meister ihn beurtheilen möchten, und will zu dem Ende das Manuskript gemein machen. Für sechs Dukaten sind Abschriften sowohl in Mannheim, als auch in München im Intelligenzkomtoir zu haben,

und

und zwar unter folgenden Bedingungen: 1) Müssen diese 6 Dukaten in Mannheimer Geld, oder nach dem 24 Gulden Fuß, 30 Gulden betragen. Nach erlegter Gebühr folgt 2) in Zeit von 12 oder 14 Tagen eine vollkommene korrekte Spart von gedachtem Lobamt, oder aber, auf Verlangen, eine einfache Abschrift aller Stimmen an den Wechsler, oder Käufer selbst. Auch muß 3) gleich Anfangs durch den nämlichen Freund, oder Wechsler berichtet werden, wie das Geld übermacht werden soll, Briefe und Gelder frey einzusenden sind. Sollte 4) ein Liebhaber ein Soart, und eine einfache Abschrift zugleich von dieser Messe verlangeu; so werden über die 6 Dukaten noch 7 Gulden 30 Kreuzer Schreibgeld darauf bezahlt.

XIV.

Johann Holzer. *)

Johann Holzer war nicht nur der Stolz Augsburgs, sondern auch unsers Jahrhunderts, er war einer der größten Künstler

O un-

*) Nach H. Meusel.

unter den Teutschen neuerer Zeiten, einer der größten Historienmaler. Burgrieß, unweit dem Benediktinerkloster Marienberg, war sein Geburtsort, wo er im Jahr 1709 den Schauplatz dieser Welt betrat, auf dem er noch in jungen Jahren eine so grosse Rolle spielte, und auf dem er so oft bewundert und angestaunt wurde. Würde aber von einer hohen Geburt allein Ehre, Ansehen, Hoheit, Kunst und Wissenschaft abhängen, so hätte Holzer Ursache gehabt, sich über dieselbe zu beklagen, denn sein Vater war in dem Kloster Marienberg der Klostermüller. Diese niedrige Geburt, die mit ihm viele tausend andere grosse Männer und Künstler hatten und noch haben, hinderte ihn nicht, sich durch seine grosse Fähigkeiten über alle andere in den Studien, denen er gewidmet worden, hinaufzuschwingen, und vielleicht auch Jünglinge von hoher Geburt weit zu übertreffen. In eben diesem Kloster fieng er seine Studien an, wo er die Inferiora (wie man sie an diesen Orten zu nennen pflegt) und die Logik studirte. Allein sein Trieb zur Kunst übertraf alle Studien, und Zeichnen und Malen war das einzige, womit er sich beschäftigte. Dies war die Nahrung seines Geistes, die man ihm entziehen wollte, und alle Gelegenheiten, die ihn darauf führen konnten, benahm. Holzer, von Geld entblößt, aber nicht seines denkenden,

den, seines erfinderischen Kopfs beraubt, konnte zwar keine Farben mehr kaufen, und mußte auf ein Mittel denken, um seine Wißbegierde zu befriedigen, die ihm Ehre machte. Er preßte von Blumen und Kräutern den Saft aus, sammelte Blut, Kalch, Polus, Rothstein, Ofenruß, und andere dergleichen Materialien, die leicht zu bekommen waren. Diese mischte er, brauchte sie zu Farben, und malte zu jedermanns Verwunderung auf Leinwand, Papier und Mauern. Wer sollte einem solchen Genie noch mehrere Schranken gesetzt haben, um solches in seinem Fortgang zu hemmen! Seine Begierde, seine Liebe, und sein allzugrosser Hang zur Kunst war zu stark, zu mächtig, als daß sie nicht einen solchen Damm gleich bey seiner ersten Anlage niedergerissen hätten. Es ist gefährlich, starke, selbst entstandene Triebe, Triebe des Geistes nach dem Willen anderer zu lenken, und von dem Zweck abzuwenden, wo sie einmal Wurzel gefaßt haben. Dies sahen zum Glück einige Personen ein, und riethen seinem Vater, ihn der Kunst zu widmen. Dieser ließ sich endlich bereden, und gab seinen nachher so groß gewordenen Sohn einem Maler, Nikolaus Auer *), welcher nicht weit von

*) Dieser war der erste Schüler Johann Georg Bergmillers.

Meran in Tyrol wohnte, in Unterricht. In gar kurzer Zeit hatte er so starke Schritte in seiner Kunst gemacht, daß er eigene Invenzionen aufweisen konnte, die schon damals Aufmerksamkeit verdienten. Die Jahre seiner Lehrzeit waren kaum verflossen, als er von dem Maler Merz nach Straubingen in Baiern verschrieben wurde, um die Kirche in Oberaltach zu malen, wo er die Erstlinge seines Fleisses, so wie seine Kunst, zur Bewunderung und zu seinem Ruhm zeigte.

Holzern war der Bezirk Baierns für seinen Geist viel zu klein, und daher gieng er von da nach Augsburg zu dem Maler Roblez in die Kost, wo er verschiedenes für sich und zu seinem Vergnügen malte. Er blieb nicht lange unbekannt, sondern sein Ruhm verbreitete sich bald. Bergmiller suchte ihn, und Holzern war diese Gelegenheit ausserordentlich angenehm, denn Bergmiller war damals der einzige berühmte Historien- und Freskomaler in Augsburg, und hatte überhäufte grosse Arbeiten vor sich. Holzer setzte sich in seiner Kunst noch fester, und beide vereinigten sich gleich mit einander. Holzer hielte sich 6 Jahre bey demselben auf, aber nicht als Schüler, sondern eigentlich als Kompagnon. In dieser Zeit verfertigten sie in Gesellschaft verschiedene Kirchen, Gebäude,

oder

oder Altarblätter, und jede Arbeit, jedes Gemählde zeigte die deutlichsten Merkmaale von dem grossen Geiste dieser beiden Künstler. Holzer radirte auch sogar 14 herrliche Stücke nach eigener sowohl, als auch nach Bergmillerscher Invenzion auf Rembrandsche Art, in dem Verlag Bergmillers. Holzer bediente sich auch des Beßten und Vorzüglichsten von Rembrand in der Malerey, und machte sich zugleich auch die Manieren eines Rubens und van Dyks zu Nutze. Bergmiller wünschte Holzern zum Eydam zu bekommen, und er würde es gewiß worden seyn. Allein der künftigen Schwiegermutter kamen Holzers Klugheit und tiefe Einsichten in alles, was schön und vortrefflich war, zu hoch für, und waren ihr anstössig. Dies war nun freilich weibliche Schwachheit, und Mangel hinlänglicher Begriffe von den vortrefflichen Gaben und dem Kunstgenie Holzers. Möchte hievon nicht die so sehr vernachlässigte wissenschaftliche Erziehung bey den meisten des schönen Geschlets Schuld seyn? Der schwäbischen Nazion scheint überhaupt dieser Fehler als Nazionalfehler eigen zu seyn, worüber sich aber mehr denken, als schreiben läßt.

Doch dieser Umstand, da aus der Heyrath dieser Bergmillerischen Tochter nichts wurde, verschaffte dem Holzer die edle Frei-

heit, wo er vielleicht in einem andern Stande mit tausend Widerwärtigkeiten, noch mehr aber mit einer an gesunden Begriffen und Einsichten und widerwärtigen Frau zu kämpfen gehabt hätte, und wodurch sein Geist niedergeschlagen, und seine Kunst wenigstens die Stärke und das Feuer derselben gehemmt worden wäre. Nichts hindert die Arbeiten der Gelehrten und der Künstler mehr, als der Anblick eines Gegenstandes, von dem man sich weder Einsicht, noch Vernunft und Belehrung versprechen kann. Holzers aufgewecktes Genie war also für ein düsteres und mürrisches Gemüth nicht geschaffen. Seine Freyheit, in die er versetzt wurde, misbrauchte er deswegen nie, denn seine grosse Kunstarbeiten, seine Belesenheit, noch mehr aber sein von Natur tugendsames und sanftes Gemüth, schränkten sich von selbst ein, machten seine Zeit kostbar, und er schuf sich dadurch gleichsam selbst ein Paradies auf Erden. Der lateinischen und französischen Sprache war er sowohl im Reden als auch im Schreiben gewachsen: die schönen Wissenschaften waren sein Vergnügen und sein schönster Zeitvertreib in müssigen Stunden. Herrliche Erholungen eines denkenden Geistes! Selbst als Schriftsteller wollte sich Holzer bekannt machen, und die Malerkunst nach Regeln der Mathematik einzuleiten suchen. Gelehrte und

Künstler waren der Umgang, den er sich eigen zu machen suchte, ein Umgang, der ihm zur Erweiterung seiner Kenntnisse vorzüglich zu statten kam, und ihm Vortheil verschaffte. Vier Jahr lang wohnte er in den vornehmsten und angesehensten Häusern in Augsburg, allenthalben geehrt, geliebt, gelitten. Diese Zeit gab ihm gar keine Gelegenheit zur Verschwendung und zum Misbrauche der ihm so häufig erzeigten Ehrenbezeugungen, sondern sie war ihm vielmehr ein Sporn, all seinen Fleiß, der vielleicht nur zu groß war, auf die schönsten und herrlichsten Malereyen zu verwenden. Augsburg, die immer eine Mutter der Künste bleibt, und die jetzt wieder anfängt eine Mutter zu werden, besitzt einen Schatz von denselben, die theils an öffentlichen Gebäuden, theils in Oelgemälden = Stücken, theils in Zeichnungen — nicht gesehen — sondern von geschmackvollen Reisenden bewundert und angestaunt werden. Man lese Bianconi Briefe. Mit welcher Einsicht und mit welchem Enthusiasmus spricht nicht dieser Minister von Holzern und seinen Kunstarbeiten!

Unter den Gemälden an öffentlichen Gebäuden verdient der Bauerntanz an einem braunen Bierwirthshause dieses Namens vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Enge des Platzes, worauf er malte, und sich auf den

selben einschränken mußte, benahm dem Ausdruck, der Kraft und Stärke dieser Malerey nichts. Meisterhaft und zur Bewunderung setzt er Figuren über Lebensgrösse von einer Bauernhochzeit, Tanz, Spielleute und Kuchen auf diesen kleinen Raum. Dieses Haus ist ein Eckhaus, und gab ihm Gelegenheit, auch seine Wissenschaft in der Optik und Perspektiv anzubringen. Von vielen Jahren her steht an der Eckspitze dieses Hauses ein Hirschkopf mit natürlichen Geweihen, und Holzer malte drey Hirschen zu einem Kopf, und richtete das Aug gegen das Eck, und gleichwohl ist auf jeder Seiten nur ein Hirsch im Schuß und Sprung zu sehen. Bianconi sagt von dieser trefflichen Malerei:
" Ich glaube nicht, daß die menschliche Ein-
" bildungskraft, die schöne Natur getreuli-
" cher schildern könne. Hier sind einige tan-
" zende Bäuerinnen schwäbisch gekleidet, und
" Sie sehen sie, mit den Füssen in der Luft,
" deutsche Kapriolen machen; so daß sie le-
" bendig und von der Mauer abgesondert zu
" seyn scheinen. Es tanzen mit ihnen einige
" Jünglinge, die in ihren Gesichtern die Freu-
" de ihres Gemüths über ihr Wirhshaus, und
" die schönen Gedanken unvergleichlich aus-
" drücken, welche an dergleichen Orten zu
" entstehen pflegen. Sie werden bemerket
" haben, daß der größte Theil der deutschen

" Bäurinnen die Röcke sehr kurz tragen, wie
" sie nach Euripides Vorgeben die sparta-
" nischen Mädchen zu tragen pflegten: die
" deswegen von den Griechen die Schenkelz i-
" gerinnen genennt wurden. Bilden Sie sich
" also ein, was für Lust und was für Stel-
" lungen in ihren Tänzen regieren, und das
" alles ist in Holzers Bilde sehr lebhaft vor-
" gestellet. Der Graf Franz Algarotti,
" welcher gewiß die schönen Künste zu schät-
" zen wußte, konnte sich eines Tages nicht
" satt daran sehen, als wir es mit einander
" betrachteten. „ Dies ist die treffende Schilderung einer Malerey, die nun, wie Herr von Stetten sagt *), leider! der Vergänglichkeit nahe ist. O möchte doch diese Mauer, worauf Holzer seine Kunst gleichsam verschwendet hat; unverletzt abgenommen, und zum ewigen Denkmal dieses grossen Künstlers aufbehalten werden können, und sollten es auch nur Fragmente seyn!

Ausser dieser berühmten Malerey prangt Augsburg mit noch mehreren. Das Opfer Abrahams an dem Probstischen Haus, auf dem Weinmarkt, die Gränz- oder Weggötter an dem Gasthof zur goldenen Trauben,

*) In seiner Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg. S. 320.

zwey biblische Historien an dem Ruprechtschen Haus auf dem Brodmarkt, die vier Evangelisten an dem Luzischen Haus gegen den Dom, und an dem Gasthofe zu den dreyen Kronen vor dem Frauenthore, das über Lebensgrösse vortreffliche Ecce Homo au dem Klenkerthor-Thurn *), verdienen alle die Aufmerksamkeit des Kenners. Allein, die bewunderns würdige Malerey an des Herrn Banquiers Karli Haus übertrifft an Schönheit alle andern. Er stellte daselbst die Geschichte des Kastor und Pollux vor. Klarheit des Lichts, Kraft des Schattens, korrekte Zeichnung und vortreffliche Invenzion fallen beym ersten Anblick sogleich in das Gesicht. Der ehemalige Kunstverleger und Besitzer dieses Hauses, Pfeffel, ließ es von ihm malen. Kenner werden diesem Stück vor allen seinen übrigen Gemälden, die er in Augsburg gemacht, den Preis zugestehen. Auch das Deckenstück in dem Gartensaal dieses Hauses ist nicht weniger merkwürdig, und vortrefflich. Das Deckenstück in der Kapelle des vormals Rembold, jetzt von Obwexerschen Hauses, in dem ehemals

*) Phil. Andreas Kilian, der für die Kunst viel zu früh gestorben ist, hat dieses schöne Stück in sein bekanntes vortreffliches Bibelwerk gebracht.

mals Sger, jetzt gleichfalls von Obwexerschem Gewölbe, die zwey Altarblätter in der Don inikanerkirche, sind lauter schöne Oelmalereyen des verewigten **Holzers**. Bey Privatpersonen selbst, und sonderlich bey Künstlern, sind sehr viele seiner Invenzionen gemalt, grau in grau, und auch Zeichnungen anzutreffen. Herr **Kilian** z. B. besitzt in seiner schönen Kunstsammlung verschiedene Gattungen von allen diesen angeführten Kunststücken, er hat auch fast alles, was er selbst radirt hat, und was nach ihm in Kupfer herausgekommen ist. Herr **Johann Esaias Nilson** hat die meisten seiner an und in Häusern und Kapellen befindlichen Gemälde in Kupfer gestochen herausgegeben. Dieser verdienten Ehre konnte sich nur ein **Holzer** rühmen.

Holzer schätzte auch seine Freunde, Empfindung und Wärme beseelten ihn. **Hieronymus Sperling** und dessen Frau, eine geborne **Hecklin**, und berühmte Migniaturmalerinn, waren besonders seine Vertrauten, und diesen zu Ehren, um ihnen einen Beweis von der Wärme seiner Freundschaft zu geben, malte er zwey schöne Kabinetsstücke, die den alten und neuen Menschen vorstellten. Er mahlte sie aber nicht so schlecht hin: denn um ihnen ein bleibendes Denkmaal seiner Freundschaft und der Güte seines Herzens,

so

so wie seiner redlichen Gesinnungen zu hinterlassen, malte er sie von ganz besonderer Schönheit. So stark aber Holzer in historischen Stücken war, so ungemein stark war er auch in Portraits. Gaben, die selten mit einander vereinigt sind. Die Portraits des Konsulent von Möchern, von Köpf, Bonz und Bergmillers sind überzeugende Proben davon. Das von Köpfische und zwey Bonzische hat Johann Jakob Haid in Kupfer gestochen. Alles, was Holzer machte, war von besonderm Ausdruck, von ungemeiner Kunst, von Schönheit, in die Augen fallend und reizend.

Holzers Ruhm war aber nicht einzig und allein auf Augsburg eingeschränkt, er verbreitete sich auch auswärts, und er wurde mit Eifer gesucht. Jeder Hof wollte sich der Kunststücke Holzers gerne rühmen, und wenn er nicht so früh gestorben wäre, so hätte Teutschland an ihm nicht nur den größten Künstler gehabt, sondern auch mehrere Denkmale von seiner Kunst aufweisen können. Zu Barthenkirch in Baiern malte er mit einer besondern Schönheit die St. Antonskirche, in Eichstedt den fürstlichen Gartensaal, wodurch er sich den Karakter als Bischöflich-Eichstedtischer Hofmaler erwarb, ein gar herrliches Altarblatt in die Jesuiterkirche nach Eichstedt, über die Worte:

Tuum

Tuum est Regnum, & Potentia, & Gloria &c.

Wer Holzers Geist, Grösse, und seine bewundernswürdigen Künstlerseigenschaften genau kennen lernen, und nicht bloß kennen lernen, sondern studiren will, der gehe in die Abtey Schwarzach, wo man Holzern erst recht und in seiner ganzen Grösse beurtheilen kann. Wie es frühzeitige Gelehrte gibt; so gibt es auch frühzeitige Künstlergenies, worunter Holzer mit Recht gezählt zu werden verdient. Damals war er ein Mann von 29 Jahren, als er diese Meisterstücke seiner Kunst andern Meisterstücken entgegen setzte. Er bot gleichsam alle seine Kräfte hiezu auf, und die vielen der schönsten und vortrefflichsten Altarblätter, die er schon von den berühmtesten Meistern antraf, und anstaunte, waren ihm noch mehr Aufmunterung, auch seinen Kunstgeist in seiner völligen Grösse zu zeigen. Man verlangte von ihm seine Skitze, er übergab sie, und hatte das Glück, andern vorgezogen zu werden. Ihm, dem grossen Holzer, war es also vorbehalten, diese herrliche Kirche in Fresko zu malen, und zwar in sieben Füllungen. Nämlich: 1) die Kuppel, 2) das Gloria des heiligen Benedikts, 3) die heilige Felizitas mit ihren sieben Söhnen, 4) die Verklärung Christi auf dem Berge Thabor, 5) die Marter des heiligen Seba-

bastians, 6) die zwey Fundazionen, 7) die päbstliche Bekräftigung darüber. Das sind die sieben Füllungen, die Holzer mit aller Geistes Gegenwart, mit einer Imaginazion ausführte, die fast unbegreiflich ist. In der Reise eines Künstlers durch Franken, wird die Vorstellung der Marter des heiligen Sebastians beschrieben, und Holzers Meisterstück nach seiner Würde geschildert. Die berühmtesten Künstler Teutschlands wurden damals gleichsam aufgefordert, ihre Kunst diesem herrlichen Tempel zu widmen, und die größten Denkmaale der Kunst sind die Zierden desselben. Die prächtigen Altarblätter sind nicht bloß von teutschen Künstlern, sondern es sind auch 2 vom van Dyk, 1 vom Piazetta, und 1 vom Tiebolo, als besondere merkwürdige Kunststücke darunter. Aber Holzer, der grosse Holzer, hat die Erhabenheit und ausnehmende Schönheit seines Genie's in einer so grossen Stärke gezeigt und ausgedrückt, daß Kenner der Künste, Künstler und Maler selbst, die Holzers Fresko gesehen, die demselben zur Liebe hinreisten, den entscheidenden Ausspruch thaten und versicherten, daß die Force, womit Holzer sein Fresko gleichsam hinwarf, allen andern sonst ausserordentlich schönen Malereyen, nur die zwey vom van Dyk ausgenommen, weh thue, und sie fast hinter sich lasse. Welch

ein

ein Ruhm für einen 29jährigen Mann, Männern, die Virtuosen in der Kunst waren, einen Abtrag zu thun, ihnen zu zeigen, daß er mehr, oder wenigstens so groß, als Piazetta und Tiebolo sey! Dieses kostbare Werk wird jederzeit unter den Merkwürdigkeiten der Künste der Teutschen seinen Platz behaupten, und Holzers Namen der Vergessenheit entreissen. Es wird ein Denkmaal zur Ehre der Teutschen und zur Ehre Augsburgs bleiben, so lange die Welt steht, und wenn auch ein wüthendes Feuer diese Denkmäler vernichten sollte, so ist es Holzers Ruhm in Schriften verewigt, und niemand wird denselben verkennen.

Der Neid heimlicher Feinde — möchte ich doch dieses nicht aus eigener Erfahrung, in Beziehung auf mich selbst, schreiben dürfen! — Das falsche Glück, das zugleich mitwirkt, stürmt auch auf Männer von Verdienst. Holzer, ein so grosser Künstler, der zu Schwarzach Meisterstücke hinterließ, die ewig angestaunt werden, war — und wer sollte dieses glauben — diesem Sturm auch ausgesetzt. An einem gewissen bischöflichen teutschen Hofe hatte er Hoffnung, ein prächtiges Palais zu malen, und verfertigte deswegen seine Skize, die seinen Ruhm noch mehr erhöhte. Doch die Skize wurde dem regierenden Herrn selbst vorenthalten, und Holzern soll dagegen

gen der Antrag gemacht worden seyn, vorher Italien zu besuchen, und dann erst wollte man ihm den Saal und die Stiegen aufbehalten. Holzer Italien zu besuchen, und doch so groß und so stark als Piazetta und Tiebolo seyn! ist dieses kein Kontrast! aber der Rechtschaffene muß jederzeit dem Schmeichler weichen, und Schmeichler sind aus besondern Ursachen mehr bey den Grossen gelitten, als der Mann, bey dem sein Herz ohne Menschenfurcht, so, wie es denkt, spricht.

So sehr dieser Streich Holzern schmerzen, so stark er auf empfindsame Gemüther wirken mußte, so günstig war ihm der Churköllnsche Hof. Ein Englischer Gesandter an demselben Hofe lernte Holzers Kunst kennen, wußte sie zu schätzen, und erhob dieselbe ungemein. Auf dieses ihm ertheilte Lob wurde er 1740 nach Bonn berufen, und wollte alsogleich seine Stärke nach seiner Phantasie zeigen. Er malte das Portrait des Churfürsten aus blosser, aber sehr starken Einbildungskraft in völliger Lebensgrösse auf ein Bret, und ließ es nach dem Kontour ausschneiden. Dieses Portrait wurde in ein Zimmer gestellt, und alle Personen von Adel, die hineinkamen, täuschten sich so sehr, daß sie glaubten, der Churfürst stehe in eigner Person am Fenster. Sollte dieses Beyspiel nicht hinreichend seyn, zu sagen, ja zu behaup-

haupten, Holzer sey der Parhas, Zeuxis, und Apelles der Teutschen?

Der Churfürst Klemens ließ an den Holländischen Gränzen ein Lustschloß für sich, und ein Hospizium für die Kapuziner bauen, welches Klemenswart genannt wurde. Holzer war ausersehen, dieses Lustschloß indessen zu malen, und der Kuhrfürst hatte so viel Gnade für ihn, daß er ihm den Schlane, einen Rechtsgelehrten, mit dahin gab, welchem er den Künstler sehr empfohlen hatte. Als sie beyde nach Münster kamen, so befand sich Holzer schon nicht wohl, glaubte aber, diese Unpäßlichkeit rühre von der Reise und von einer Verstopfung im Unterleibe her, und brauchte dagegen einige Mittel. Dies war der Anfang seiner Krankheit, und ehe sie ausgebrochen, reiseten sie nach Klemenswart ab, wo sie hernach gänzlich ausbrach. Sein mitgegebener Reisegefährde Schlane ließ sogleich aus der Nachbarschaft, welche aber gleichwohl einige Meilen entfernt war, einen Arzt holen, der alles anwandte, Holzers gefährliche Krankheit zu vermindern, und ihm seine Gesundheit zu verschaffen. Allein seine Krankheit, die der Arzt für ein hitziges Fleckenfieber hielt, wollte sich zu keiner Besserung anlassen, und Holzern selbst ahndete, an diesem Ort sterben zu müssen, welches er auch einem in Klemenswart befind-

lichen Augsburgischen Architekt, **Kurigher**, klagte. Er ließ sich also nach dem Gebrauch der katholischen Kirche mit den Sakramenten versehen, und wollte noch ein Testament machen, um darin seiner Schwester, die willens war, ihre Tage in einem Kloster durchzuleben, und seiner Jungfer Braut, **Marien Annen Bauhöfin**, zu gedenken. Aber Hitz und Phantasien, die zu stark überhand nahmen, vereitelten seinen Entschluß, und **Holzer** starb am neunten Tage seiner Krankheit. Er zählte erst 31 Jahre, die zwar wenig, aber desto rühmlicher sind. Bey den Kapuzinern lebte er seine kranken Tage durch, und beschloß bey ihnen auch sein Leben. Nicht nur diese, sondern auch **Schlana**, wandten alle Sorgfalt einer guten Verpflegung für ihn an, und sein Leichenkondukt war um so ansehnlicher und kostbarer, als er auf Kosten des Kuhrfürsten selbst veranstaltet wurde. Ein **teutscher Apelles** war dieser Ehre würdig.

Holzer war zwar nicht von Augsburg gebürtig, aber Bürger daselbst, und also kann sich diese Stadt der Ehre dieses meisterhaften und unnachahmlichen Künstlers mit Recht rühmen. Auch wirkliche Ehre für Augsburg, da sie seit **Holzern** keinen so grossen Künstler mehr aufzuweisen hatte. — Ist ein **Raphael** und **van Dyck** bedaurt wor-

worden, als sie in ihren beßten Jahren starben; so ist **Holzer** um so mehr zu bedauern, da seine Jahre den Jahren jener noch nicht gleich kamen. Er hinterließ noch das Hochaltarblatt, das nach Schwarzach gehörte, und die heilige Felizitas mit ihren sieben Söhnen in der Marter vorstellet, untermalt. Sein Freund und Gönner, **Bergmiller**, mußte es ausmalen, aber von der **Holzerschen** Skizze in etwas abweichen. **Bergmiller** reiste selbst damit nach Schwarzach, um es daselbst aufzurichten. Aber wie erstaunte er nicht, da er **Holzers** Geist an dem Kirchenhimmel sahe (Seine Hochachtung gegen den grossen **Holzer**, die durch diesen entzückenden Anblick noch mehr verstärkt und befestigt wurde, behielt er bis an sein Ende.

Matthäus Günther, Direktor der Augsburgischen Malerakademie, auch Historien= und Freskomaler, hatte das seltene Glück, alle von **Holzern** hinterlassene Zeichnungen, Skizzen, Malereyen und andere Kunstsachen für sein eigenes Studium zu erkaufen. Ein Schatz, der dem Besitzer zur Ehre gereicht, und der allerdings würdig wäre, in Augsburg aufbehalten zu werden; wenn es aber so geht, wie mit **Rugendes** Bataillen=Stücken, so sind sie so gut, wie verloren. Dies möchte ein Vorwurf für Augsburg seyn, den es schwerlich wird rechtfertigen können.

Holzer hatte feste Zeichnung, wundersame und reiche Invenzion, eigenen Ausdruck in den Affekten, angenehmes und reizendes Kolorit, grosses und fremdes Licht und Schatten, einnehmende Reflexe, schöne Architektur u. dgl. und dieses alles sieht man in seinen Kunststücken vereinigt. Eigenheit wirkte also auf sein Studium, und durch das idealische geistige Wesen suchte er die Natur in ihrer Schönheit zu verherrlichen. Holzer ist auch ein wahrer überzeugender Beweis von dem Vorurtheil, als wenn nur die grossen Künstler wären, die in Italien gewesen, und Italien allein grosse Männer und Künstler schaffen könnte. Der grosse Künstler Wille in Paris schreibt von den teutschen Malern: " Ich bewundere sie mehr, da sie " Italien nicht gesehen haben, und so groß " geworden sind, als ich sie bewundern würde, wenn sie es gesehen hätten, und grösser geworden wären. Die Schwierigkeiten, welche sie in ihrem Vaterlande antreffen, überwiegen die Schwierigkeiten des römischen Malers unendlich. „

Es hat sich auch sowohl in Augsburg, als anderer Orten das Gerücht verbreitet, als wäre Holzers kostbares Leben aus Neid meuchelmörderscherweise durch Giftmischung abgekürzt worden; allein es hat dieses niemals erwiesen werden können, sondern die

zwey

zwey Originalbriefe des Schlane, die derselbe an den Syndikus in Marienberg den 29sten Julius 1740 und an Holzers Bruder Joseph Luzius Holzer, damals Pfarrern zu Silz in Tyrol, den 17 September 1740 abgeschickt, worinnen er seine Krankheit und seinen Tod genau beschrieben, wie ich schon oben dieselbe angeführt, sind vielmehr ein Beweis wider dieses Vorgeben.

Holzer, dessen Rechtschaffenheit, Tugend und ordentlicher Lebenswandel unpartheyischen Männern seines Zeitalters bekannt war, mußte doch auch Verleumdung und Verfolgung erdulden. Dies scheint die Belohnung der Rechtschaffenheit zu seyn, wohingegen der Schmeichler seine Rolle zum Schaden eines andern so lange fortspielt, bis ihm die Larve vom Gesicht genommen wird, und der Schwelger Unterstützung und Beförderung findet. Man beschuldigte den tugendhaften Holzer eines unordentlichen Lebens und einer Schwelgerey, wodurch er seine Tage verkürzt hätte. Ja man führte sogar die vortreffliche Malerey des Bauerntanzes zu einem Beweis an, und sagte, daß er solche statt der Bezahlung für Verzehrtes gemalt habe. Aber dies ist eine der abscheulichsten Lästerungen, die jemals über einen Mann gemacht werden konnten. Nicht Verschwendung und Schwelgerey können Holzern Last gelegt,

sondern vielmehr eine fast übertriebene Sparsamkeit zur menschlichen Schwachheit angerechnet werden. Der Lästerer und Verleumder findet seine Anbeter, die Tugend aber ihre Beschützer und Vertheidiger, und Holzers Asche fand sie auch, sie stehet in unvergeßlichem Andenken, und in Rom selbst wurde sein Ruhm und sein Name unsterblich gemacht. Die Worte des Biankoni sind die schönste und lebhafteste Vertheidigung, sie sind Ehre für Holzern, und würdig ganz hieher gesetzt zu werden. " Man gibt, schreibt " er, insgemein zu Augsburg vor, daß Holzer " durch üppige Wollust und Schwelgerey sein " Leben verkürzt habe, und daß dies Gemäl" de (nämlich der Bauerntanz) von ihm zur " Bezahlung für so viel Wein, als er in " diesem getrunken hatte, gefertiget worden " sey. Allein dieses ist eine Ungerechtigkeit, wel" che man an einem so grossen Manne ausübet. " Sein vieles Studiren und eifriges Arbei" ten, ohne welches er es nimmermehr in " seiner Wissenschaft so weit hätte bringen " können, war vielmehr die Ursache seines " Todes. Es scheinet, daß einige Schrift" steller der Malergeschichte muthwillig sol" che pöbelhafte Sagen gesammlet haben, " vielleicht dem Ruhme der größten Meister " etwas besonders anzudichten. Was für " Ausschweifungen lieset man nicht von Pe-

" ter

" ter Perugino, vom grossen Raphael,
" vom Titian, vom Agostino, vom Guido,
" vom Rembrand: und Gott weiß, wie
" weit sie von der Wahrheit entfernt sind!
" Es scheint, daß mancher sich einbildet, es
" sey unmöglich, schön und vortrefflich zu
" malen, ohne einen Grad von Thorheit
" und besondern Lastern an sich zu haben."

XV.

Bernard der Dichter.

Aus dem Französischen.

Dieser angenehme Dichter, der während seines Lebens einen so grossen Ruhm genosse, während seinen letzten Lebensjahren aber in einen kläglichen, von dem Tod wenig unterschiedenen Zustand versetzt wurde, hat seinen Lauf am Ende des 1775ten Jahrs vollendet. Ein ihn getroffener Schlag machte ihn noch bey Lebzeiten der Welt vergessend, weil er von dem Augenblick an nicht mehr für selbige lebte.

Er war mit einem sehr gefälligen, vielleicht etwas zu kaltem Karakter geboren. Er schien sich auf das wirkliche Daseyn eines lie-

benswürdigen Mannes eingeschränkt zu haben. Die Gesellschaft machte seine Glückseligkeit aus, und er that nichts für selbige. Er war ausserordentlich behutsam, und die Behutsamkeit, die ihm durch die Gewohnheit zur andern Natur wurde, benahm seiner Unterhaltung oft das Glänzende und Anziehende, welches sie bey einem Manne, dessen Einbildungskraft so lebhaft und angenehm war, hervorgebracht haben würde. Er machte sich keine Feinde, und wenn er auch keine Herzensfreunde hatte, so wurde er doch von jedermann hochgeschätzt.

Wenig Mannspersonen können sich rühmen, beym Frauenzimmer sowohl gelitten gewesen zu seyn, und keiner wußte von ihrer Gunst mit so wenig Unruhe und Verdruß zu geniessen; wir kennen keinen Gelehrten, der so, wie er, das, was der litterarische Ruhm Schmeichelhaftes an sich hat, mit Annehmlichkeit zu verbinden wußte, die daraus entspringt, wenn man keine Zänkerey empfindet, die der Neid und die Eifersucht über erhaltenden Beyfall sonsten zu erregen pfleget. Er hatte es vielleicht dem Vorsatz zu danken, seine Werke niemals durch den Druck bekannt zu machen; er begnügte sich mit dem Vergnügen, solche in einer gewählten Gesellschaft vorzulesen. Erst seit seiner letzten Krankheit sind einige Manuskripta in ungetreue Hände

ge=

gekommen, und ohne sein Wissen und Bewilligung öffentlich erschienen. Er hinterließ noch viele andere, welche vermuthlich niemalen werden bekannt gemacht werden. Man hat sogar Ursache zu vermuthen, daß die Person, in deren Hände sie gefallen sind, einem Eifer Gehör gab, welchen sie zwar durch Beweggründe, die ohne Zweifel alle Ehrfurcht verdienen, zu rechtfertigen glaubt, der aber dennoch zu schmerzlich fällt, und selbe gänzlich vernichtete.

Man sagt, sie habe die einzigen Korrekten von den Werken, die theils schon gedruckt, theils noch ungedruckt waren, in das Feuer geworfen, die gedruckt wurden, sind sehr verunstaltet. Unter der grossen Anzahl kleiner Schriften, deren Verlust wir so eben bedauerten, war ein sehr reizendes Gespräch zwischen der Liebe und der Freundschaft für Mad. de Pompadour; — ein Hochzeitgedicht auf die Vermählung des Herrn Herzogs von Coigni. Diese Stücke haben alle Leichtigkeit, Anmuth und Zierde eines Ovids, und rechtfertigen die Lobsprüche, womit die größten Männer Frankreichs, sonderheitlich Herr v. Voltaire, den Herrn Bernard beehret haben. Jedermann kennt folgende Verse:

Dans ce pais trois Bernards ſont connus
L'un eſt ce ſaint, ambitieux reclus,
Precheur adroit, fabricateur d'oracles.
L'autre Bernard eſt l'enfant de Plutus,
Bien plus grand ſaint, faiſant, plus de miracles;
Et le troiſieme eſt l'enfant de Phœbus,
Gentil Bernard dont la muſe feconde
Doit faire encore les delices du monde
Quand des premiers on ne parlera plus.

Herr **Bernard** war von ſeiner früheſten Jugend an dem verſtorbenen Herrn Mareſchall von **Coigni** ergeben; er folgte ihm nach Italien, wo ihm von dieſem General das Tagbuch der damaligen Feldzüge zu ſchreiben übertragen war. Er hatte nachhero das Andenken der Schlachten von **Parma** und **Guaſtalla** in ſchönen Verſen gewidmet. Der verſtorbene König **Ludwig** XV. gab ihm bey verſchiedenen Gelegenheiten Zeichen einer beſonderen Wohlgewogenheit. Er ernannte ihn zu ſeinen Bibliothekaire zu Choiſy, und begnadigte ihn mit der Stelle eines Schatzmeiſters der Dragoner. Wann Seine Majeſtät ſich zu Choiſy befanden, ſo thaten Sie ihm öfters die Gnade an, ſich mit ihm zu unterhalten, und lange Zeit mit ihm zu ſprechen. Sie ſchenkten ihm nahe bey dem Schloß einen Platz, auf welchem er ein kleines Luſtſchloß

bauen, und woraus er eine reizende Einsamkeit machen ließ, woran man überall den zarten Geschmack und diese liebenswürdige Philosophie erkennet, die in seinen Gedichten anzutreffen ist. Er ließ über die Thür seines Studirzimmers, über seinen Brunnen, und über sein Bildniß, das über den Eingang seines Kellers aufgestellt war, folgende Verse setzen:

Uiber das Studirzimmer:

Content de ce petit eſpace
Puis-je former d'autres ſouhaits?
Le bonheur tient ſi peu de place
Le bonheur n'en change jamais.

Uiber den Brunnen, der dem Keller gegenüber ist:

L'un propice à la volupté
Refraichis les vins que j'eprouve!
Buvons! c'eſt ici que l'on trouve
Au fon du puits la verite.

Uiber den Keller, beym Eingange desselben, wo des Poeten Brustbild stunde:

Redoutable Tyran des morts
A tes loix puis qu'il faut ſe rendre
J'habiterai ces Lieux voiſins des Lombre bords
Libre, ſans crainte & ſans remords
C'eſt par la que j'y veux deſcendre.

Der Zustand, worin er einige Jahre vor seinem Tod verfiel, und welcher erst selbigem ein Ende machte, war eine Art beständiger Betrunkenheit.

Alles schiene dem Herrn Bernard das glücklichste Alter zu versprechen, als er auf einmal von einer besonderen Krankheit ergriffen wurde, die man als eine Folge der Vergnügen erkannte, deren er sich stets obschon mit Mässiguug überließ, welche er aber noch lange Zeit fortzusetzen vermeinte. Seine Krankheit ergriff ihn einstmals Abends nach einem Abendessen, wobey er mit vielem Appetit speisete, eben da er von diesem Hause in ein anderes gehen wollte. Sie hatte im Anfange alle Anzeige einer lähmenden Gicht. Da er von diesem Zustand frey wurde, fiel er in diese Art Trunkenheit, die ihn nicht mehr verließ, und die die Aerzte einigen verdorbenen Säften zuschrieben, die sich auf einmal über alle Fiebern des Gehirns verbreitet hatten.

Die Geschichte dieser Krankheit ist ein seltenes Phänomen, und der Aufmerksamkeit eines beobachtenden Philosophen würdig. Seine Ideen behielten ihre Wendung, und ihren gewöhnlichen Karakter; allein sie hatten ihre Verbindungen, dies mit einander, was das mich, und die Persönlichkeit bestätiget, verloren. Er erkannte alle Personen, die

die er zu sehen gewohnt war, wann er ihnen begegnete; er dachte, daran, das zu thun, was er sonst zu thun pflegte; das, was er sagte, sagte er noch mit der nämlichen Zierlichkeit, mit der nämlichen Wahl der Ausdrücke, wie in seinen sonstigen beßten Stunden; allein von einem Augenblick zum andern vergaß er sowohl das, was er gemacht hatte, als das, was er sagen wollte. Sein Gedächtniß handelte nur anfallsweise; man hätte sagen können, der Faden seiner Ideen seye in tausend und tausend Stücken zerschnitten worden. Nur sein Kopf war schwach, sein Körper litte nichts; er schiene wieder alle seine Kräfte erlanget zu haben. Er aß und trank wie gewöhnlich; er war oft auf Spaziergängen, bey Schauspielen, und sonderlich in der Opera; zuweilen versuchte er auch noch seine Gedichte zu korrigiren. Auf diese Art lebte er noch fünf Jahre; sein Todt ist eben so schnell und geschwind, als der Zufall mit der Zerrüttung seiner Organen gewesen.

XVI.

Alexis Piron.

Alexis Piron ward zu Dijon den 19ten Julius 1689 geboren, und starb im 83sten Jahre seines Lebens. In seiner Jugend war er sehr verschwenderisch Er liebte nur Lieder, Vergnügen, gute Tafel, und Freyheit. Dies ist der Geschmack der ganzen Welt; allein ein dergleichen zwar angenehmes, doch müssiges Leben war seinen geringen Vermögensumständen nicht angemessen; bald fand er sich in der Nothwendigkeit, Hand anzulegen; allein, was war seine Beschäftigung? und wer sollte es glauben? Lange Zeit diente er als Bogenschreiber. Er hatte eine sehr schöne Hand, so schön, als ob seine Schrift gestochen wäre, dies war aber auch alles nützliche, was man von ihm wußte. Bald schrieb er bey einem Kavalier, bald bey einem Financier. Einer wie der andere begegnete ihm mit Kaltsinn, und hatten keine Acht auf ihn. Die Originalität seines Karakters wurde nicht einmal bemerkt; an seinen Schreibtisch hingelehnt, vermengte man ihn mit seinen

Mit-

Mitarbeitern, und dachte, er wäre sonst zu nichts andern gut, als Tag oder Stundenweis einen Kopisten abzugeben. Verdrüßlich mit dieser Beschäfftigung und Art von Knechtschaft, schrieb er nun Noten ab. Dies war zwar etwas aufmunternder, wurde aber noch schlechter, wie jenes bezahlt. Endlich verließ er auch dieses Geschäft, und verfertigte mit **Sage** und **Dorneval** komische Opern für das italiänische Theater.

Es ist zu bemerken, daß dergleichen Vereinigungen, die anjetzo so schwer zu finden seyn, damalen ganz leicht getroffen wurden; dann der Wein, die Freyheit in Ausdrücken vereinigte die Autores, und überwog alle Rivalite. **Piron** fieng mit dem **Arlequin Devkalion** 1721 an, denen noch 20 andere dergleichen Stücke folgten, wovon aber nur wenige gedruckt wurden. Man kennt diese, die damals zum Titel **die Jungferschaft**, oder **die Rose** hatte, nachhero aber verändert, und unter dem Titel: **Der Garten Hymens**, gedruckt wurde. Sie ward 1726 verfertiget, man wollte aber anfänglich solche aufzuführen nicht gestatten. Dies bewog den Verfasser, dem Ministerium eine scherzhafte Bittschrift einzureichen, die sehr wohl aufgenommen wurde. Man spielte das Stück, und es erhielte Beyfall, und da man sie 1753 mit Verbesserung wieder vorstellte,

war

war sie die Epoque der Verbesserung der alten komischen Opern, und der Stiftung der neuern durch Herrn **Monet**. Da er nun sowohl durch Tadel als Beyfall aus der Dunkelheit sich herausgerissen hatte, stieg sein Ehrgeiz so weit, daß er auch versuchen wollte, sich auf dem französischen Theater zu zeigen. Er übergab solchem seine **undankbaren Söhne**, oder **die Schule der Väter**, — **den Kalistenus**, — **Gustav**, und endlich die **Metromanie**. Er hatte damalen 49 Jahr, als man dieses letzte Stück aufführte. Dies hieß wohl das Gute auf die letzt geben, und beweiset, wie das Publikum Geduld haben müsse, einen Gelehrten zu prüfen, und lehret es auch, nicht zu übereilt über einen Autor sein Urtheil zu fällen; dann man weiß niemal, was zuletzt noch erscheinen kann. Hierauf erschien **Ferdinand Korreth**.

Dieser Poet verfertigte seine Stücke ohne sie aufzuschreiben. Seine Komödie, die **undankbaren Söhne**, lase er nicht, sondern sagte sie den Komödianten bey ihrer Zusamkunft vor, die auch auf solche Art angenommen wurde, ehe der Autor nur einen einzigen Vers aufgesetzt hatte.

Piron, der nun berühmt geworden war, erhielte Jahrgelder, und that nichts mehr, als Epigrammen, und andere kleine flüchtige Stücke verfertigen, die man meistentheils in

de-

denen Musenalmanachen eingerücket stehet, und unter welchen man den angenehmen Brief an Herrn Chere besonders hochschätzt.

Er starb an einem Fall, den er über seine Stiege that, da er 8 bis 10 Jahr vorhero blind geworden war. Er war von einer hohen und breiten Statur, und wie ein Herkules gebildet. Er sprach gerne, und redete mit einer ungemeinen Geschwindigkeit. Er war satyrisch, ohne boshaft zu seyn, und da er den Ruhm hatte, viel Scherzworte hervorzubringen, so wollte er es auch bey einem jeden Worte thun. Er hatte den Fehler alter Leute und Poeten an sich: er schätzte nur die vergangene Zeit, und seine eigene Art. Seine Kenntnisse erstreckten sich nicht weiter, als auf den gewöhnlichen Lauf der Wissenschaften, und auf Anekdoten der vorigen Generazion. **Piron** hatte den Entwurf gemacht, einen Spaßmacher auf das Theater zu bringen, und man hätte ihn selbst hierzu zum Muster nehmen können. Er hatte sehr vornehme Gönner, und sie verbargen ihm die Hand, die ihre Freygebigkeit über ihn verbreitete. Da **Piron** ihre Wohlthätigkeit kund machte, so zeigte er sich auch derselben würdig: er zeigte seine lebhafteste Erkenntlichkeit ohne Rückhaltung, unverweilt, mit Edelmuth und Freyheit. Ob er schon Verfasser von sehr muntern Epigrammen war, so hat-

hatte er doch ein rechtschaffenes und vortreffliches Herz. Er war ein Satyrikus ohne Galle, ein übler Nachredner ohne Haß, und mässigte die Kritik mit Fröhlichkeit. Er verleumdete, so lang er lebte, die ganze Welt, und er verlohr dennoch nicht daben den Titel eines rechtschaffenen Mannes, den er auch in seiner ganzen Bedeutung verdiente. Seine Scherzworte waren freymüthig, so wie seine Person und sein Stolz. Er hatte eine lachende und muntere Stirne, so daß man ihm solchen vergab.

Er ward von der französischen Akademie nicht aufgenommen, la Chaussée war es, der ihm daran hinderlich war. Er übergab in die Hände Herrn Boyers, alten Bischof van Mirepoix, jene freye Ode, die der Feder unsers Poeten in seiner Jugend entwischt war. Dies fast schon vergessene Stück war die einzige Ursache, die den Verfasser der Metromanie der Annahme beraubte.

Herr Rigoley de Juvigny, Verwahrer seiner nachgelassenen Schriften, der mit Witz und einem zarten Geschmack sehr viel Gelehrsamkeit verbindet, hat mit Ende 1775 Pirons sämmtliche Werke durch den Druck erscheinen lassen.

Wir schliessen diesen Artikel mit Pirons Epitaphium, das er selbst verfertigte, und 1773 in den Musenalmanach eingerücket worden.

J'achevè ici bas ma route:
C'étoit un vrai casse cou;
J'y vis clair, je n'y vis goute;
J'y fus sage, j'y fus fou
A la fin, j'arrive autrou
Que n'echappent fou ni sage,
Pour aller je ne sais ou :
Adieu Piron, bon voyage!

XVII.

Goldsmith.

Olivier Goldsmith wurde 1731 zu Roskommon in Irrland gebohren, und erhielt seine Erziehung auf der Universität zu Dublin, von da er sich auf jene nach Edimburg begab, um daselbst der Arzneykunde obzuliegen; die Güte und vielleicht die Sorglosigkeit seines Karakters brachten ihn aber gar

bald in eine Verlegenheit, die alle seine Entwürfe über den Haufen warfen, und ihn aus Schottland zu fliehen, zwangen, wo er für einen seiner guten Freunde vor eine ansehnliche Summe gut sagte. Er schiffte sich nach Rotterdam ein, von da gieng er nach Flandern, welches er fast ganz durchliefe. Er hielte sich einige Zeit zu Louvain auf, wo er den Grad eines Bakalaureus der Arzneykunst annahm.

So viel ist gewiß, daß dieser seitdem in England so berühmt gewordene Mann so weit gebracht war, daß er den größten Theil einer Reise zu Fuß verrichten mußte. Er war mit sehr wenig Geld aus seinem Vaterlande abgereiset; allein da er seine philosophische Seele, ein Herz, das allen Gefahren trotzete, und ein Temperament besasse, das den größten Beschwerlichkeiten widerstehen konnte, so überließ er sich mit Enthusiasmus dem schon einmal gefaßten Entschlusse, die verschiedenen Sitten und Gebräuche der Einwohner des festen Landes kennen zu lernen. " Es liegt nichts daran, sagte er oft, ohne Vermögen geboren zu seyn, ich mag mich in der Welt befinden, wo ich will, so gehört immer ein Theil der Geschenke der Erde mein, und wie wenig hat nicht ein Mensch zu seinem Unterhalt nöthig. „ Er hatte einige Kenntnisse von

der

der französischen Sprache, und spielte die Flöte noch so ziemlich. Letztere erlernte er nur zu seiner eigenen Unterhaltung, und doch hatte er ihr mehr wie einmal die Mittel seines Lebensunterhalts zu verdanken. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm in den meisten Klöstern eine Gastfreyheitliche Aufnahm, so wie seine Musik bey den teutschen und flanderischen Bauern. " Abends, sagte er, wann ich mich der Hütte eines Landmannes näherte, so spielte ich die lustigsten Stüke, die ich wußte, und dies vergalt mir fast immer ein Nachtlager, und ein Stück Brod für den andern Tag. Ich bekenne jedoch, fügte er bey, bey Personen von einem höhern Range hatte mein musikalisches Talent nicht eine gleiche Wirkung, und obschon ich alles anwandte, um ihnen zu gefallen, so fanden sie mich doch immer, als einen unausstehlichen Spieler, auch konnte ich nicht die mindeste Belohnung von ihnen erhalten. „

Als Goldsmith zu Genev anlangte, machte er mit einem jungen Engländer Bekanntschaft, der ihn mit Einwilligung seiner Familie unter der Bedingniß zu einem Hofmeister annahm, daß der Zögling Herr von seinen Handlungen bleiben dörfte. Dieses Band dauerte nicht lange; sie trennten sich zu Marseille, und Goldsmith kam im Anfang

fang des Winters 1758 zu Dovers an. Seine ganze Baarschaft bestund aus einigen Sols, mit welchen er mit genauer Noth London erreichen konnte. Er kannte daselbst keine Menschen, und nur nach vielen vergeblichen Bemühungen wurde er endlich als Gesell in einer Apotheke angenommen. Diese Stelle verließ er, um Unterlehrer in einer Kostschule zu werden. Ein Stand, der sehr mühselig war, jedoch ihm so viel übrige Zeit gönnete, daß er zu den Journalen und anderen öffentlichen Schriften Beyträge liefern konnte. Seine Feder machte ihn bald bekannt. Ein reicher Buchhändler munterte die niedergeschlagenen Talente unsers Autors auf, bewog ihn alle andere Geschäffte auf die Seite zu setzen, und sich bloß allein der Litteratur zu widmen. Von diesem Augenblick an bekam das Schicksal Goldsmiths eine andere Gestalt. Die Gedichte des Reisenden, des Dorfprediger zu Wakefield, die Briefe über die Geschichte Englands, und die Komödie des guten Mannes setzen ihn in den Rang der ersten Dichter seines Jahrhunderts.

Sein Ruhm war mit einer grossen Unbequemlichkeit vergesellschaftet; er zog ihm den Besuch aller armen Landesleute zu, und setzte ihn oft in die Nothwendigkeit, von dem einen Geld zu lehnen, und es den andern zu

ge-

gebē. Unter andern finden wir in seinem Karakter einen Zug, der angemerkt zu werden verdient. Einige Zeit, bevor sein ödes Dorf bekannt gemacht wurde, erzehlte er einem guten Freunde, daß ihm der Buchhändler für das Manuskript 100 Guinees bezahlt habe. Dieser bemerkte, daß dies für ein so kleines Werk eine sehr beträchtliche Summe wäre. "Ich bin ihrer Meinung, sagte Goldsmith, und ich bin darüber seitdeme auch sehr beunrichtigt gewesen, dann ich befürchte, der arme Mann habe mir mehr dafür gegeben, als das Werk werth ist, oder er selbst nicht dafür wieder bekommen wird; ich werde ihm also sein Geld wieder zurückstellen.„ Er that es, und verlangte von dem Buchhändler, daß er ihm nur nach der Proporzion bezahlte, als er dafür lösen würde. Die großmüthige Handlung wurde bald in ganz London bekannt, ein jeder wollte dieses Gedicht kaufen, und der Buchhändler zwang sodann gegenseitig den Autor, mit ihm den Nutzen von dem verkauften Werk zu theilen.

Ohngeachtet seine Werke so gut bezahlt wurden, daß er, wie man versicherte, sogar in einem Jahr bey 1800 Pf. Sterlig dafür erhobe, so war er doch immer in Verlegenheit; woran sowohl die Güte seines Herzens, als eine Unglückliche Neigung zum Spiel die Ur-

sache war; letzteres verstand er nicht, und war doch oft mit Personen verwickelt, die es nur allzu gut verstunden. Die Schwierigkeiten, worein er allzu oft verwickelt war, nebst einer alten Krankheit, womit er seit vielen Jahren belastet war, beschleunigten seinen Tod, und beraubten England eines Mannes, den es für den beßten Dichter dieses Jahrhunderts halten konnte. Er starb an einem Nervenfieber den 4ten April 1774, in einem Alter von 42 Jahren. Seine Freunde, worunter man Personen von angesehenstem Range zählen konnte, waren Willens, ihn in der Westmünster Abtey beysetzen zu lassen, und ihm ein Mausoleum zu errichten. Die Lords Shelbourne und Louth, der Chevalier Reynolds, die Herren Beauclerc, Edmond Burke, und Garrick sollten den Leichenzug begleiten, allein aus Ursachen, die man bis jetzo nicht weiß, kam dieser Entwurf nicht zu Stande, und er wurde ohne die geringsten Zeremonien auf den öffentlichen Kirchhof begraben.

Den Karakter, den Pope dem Englischen Fabelerzehler Gay beyleget, und den die Franzosen mit allem Recht auch dem la Fontaine beylegen könnten, den hat auch unser Goldsmith verdient.

Er war ein Mann dem Geist nach, und ein Kind nach der Unschuld.

Die

Die Verlegenheit, worin er durch diese Unschuld und Aufrichtigkeit sehr oft gebracht wurde, verursachte ihm manche unangenehme Augenblicke. Er kam oft darüber in einen so heftigen Zorn, daß er nach einigen Augenblicken Uiberlegung oft darüber sehr schamroth wurde. Wann seine Bedienten sahen, daß seine Seele recht in Bewegung war, so suchten sie alle Gelegenheit zum fehlen auf, um ihn durch diesen Anfall von Uibereilung durch ihre Unbesonnenheit nur noch mehr zum Zorne aufzureizen, wohl wissend, daß, wann er wieder zur Uiberlegung käme, er ihnen seine üble Begegnung durch ansehnliche Belohnungen reichlich vergelten würde.

XVIII.

Raymund Jordan,

Vicomte de Saint-Antoni-Troubadour, oder Minnesänger.

Der Geschichtschreiber der Provenze verbindet in dem Gemälde dieses Minnesängers die Eigenschaften, woraus damals ih-

re Vollkommenheit bestand, mit wenig Worten: "Es war ein wohlgebildeter Mann, großmüthig, tapfer, und der so schöne Verse zu machen, als zu lieben wußte.

Raymund Jordan hatte zur Geliebten die Gemahlinn des Vicomte de Pena, eines der vornehmsten Barons von Albin. Sie genossen das Glück der zärtlichsten Vereinigung. Ein grausamer Zufall trennete sie. Raymund war mit verschiedenen seiner Nachbarn in Streit: dann die damaligen Herren bekriegten sich unter einander öfterer, als heut zu Tage unsere Potenzen nicht thun. In einem dieser Gefechte wurde er gefährlich verwundet, und fast ohne Leben nach Haus gebracht, so daß sich gar das Gerücht verbreitete, als ob er schon todt wäre. Die über diese Nachricht in Verzweiflung gestürzte Vicomtesse de Pena gieng auf das eiligste in ein Kloster. Der Kranke genasse von seinen Wunden, um einen Schmerz zu empfinden, den er für das Uibermaaß aller seiner Uibel hielte. Sein Kummer brach in eine tiefe Melankolie aus, in einen allgemeinen Abscheu für alle Uibungen und Belustignngen, die ihm sein Stand gewährte. Man sahe ihn mehr als ein Jahr untröstlich, und alle Ergötzungen und Gesellschaften fliehen, deren einziges Vergnügen er vorhero gewesen war. Er dachte nur an den Gegenstand seiner Liebe,

um

um ihn zu bedauern. Nur die Zeit konnte einen so lebhaften Schmerz lindern. Sie gebrauchet hierzu heftige Leidenschaften, und wenn sie neue hervorbringt, so stürzt sie dadurch die vorigen in eine gänzliche Vergessenheit. Eine Dame zog Raimunden aus dieser niederschlagenden Traurigkeit, die allen Sorgen und Bemühungen der Freundschaft widerstanden hatte. Die Frauen zeigten in den damaligen Zeiten eine Art Galanterie, die sich mit dem Wohlstande gar nicht zu vereinigen schiene. Hier ist davon ein Beyspiel, das in unsern Tagen gewiß nicht gebilliget werden würde.

Elise von Montfort, Tochter des Vicomte von Turenne, und Frau des Wilhelm von Gordon, gerührt sowohl von seiner traurigen Standhaftigkeit, als von seinem libenswürdigen Betragen, hingerissen, durch eine starke Neigung, konnte sie ihrem Hang nicht widerstehen, und ließ ihn bitten, aus Liebe zu ihr seine vorige lustige Gemüthsart wieder anzunehmen. Der Bethe überreichte ihm einen Brief, worinnen sie sagte: " Ich biete Ihnen meine Liebe und meine Person an, um Sie wegen ihren erlittenen Kummer zu entschädigen. Ich beschwöre Sie, mich zu besuchen. Erfüllen Sie meine Bitte nicht, so komme ich selbst zu Ihnen.

Die-

Diese zärtliche Einladung munterte den Vicomte gänzlich auf. Er schien auf einmal ein ganz anderer Mensch zu seyn. Er fieng, nach dem Ausdruck der damaligen Geschichtschreiber, an, sich zu erfreuen, zu ergötzen, sich unter edlen Leuten einzufinden, sich und die Seinigen mit neuer Kleidung zu zieren. Er putzte sich auf das prächtigste, da er die Frau von **Gordon** besuchte, und sie bezeugte ihm allmögliche Zufriedenheit und Vergnügen, und ließ ihm bey seinem Besuch grosse Ehre wiederfahren.

Man kann sich leicht das Uibermaaß seiner Erkenntlichkeit und Freude vorstellen. Die Dame fand an ihm Witz, Vernunft, Höflichkeit, angenehmes Wesen, und wurde dadurch gänzlich bezaubert. Er war nicht weniger von den Eigenschaften der Dame gerührt, und ersuchte sie, ihm Zeichen ihrer Aufrichtigkeit zu geben, versichernd, daß er sie würde ewig in sein Herz eingegraben seyn lassen. Sie bedachte sich nicht lange, nahm ihn für ihren Ritter auf, litte seine Huldigung, überließ sich ihm, umarmte seine Person, zog einen Ring von ihrem Finger, und gab ihm solchen, als ein Pfand ewiger Liebe und Beständigkeit.

Es war also bey der Annahm eines Liebhabers eine gewisse Art Zeremonie. Die Verbindungen in der Liebe als in der Ritter-

ter-

terschaft schienen in den Augen der Enthusiasten wenigstens heilig zu seyn. Daher entsprang der Gebrauch, sich durch einen Priester von seinem Bündniß lossprechen zu lassen, wann die Leidenschaft nicht mehr bestande. Die Nachsicht der Männer gründete sich auf die Keuschheit der Liebhaber. Allein wie wenig läßt sich auf die Sitten damaliger Zeiten rechnen.

Da unser Minnesänger in die Traurigkeit versenkt war, schien er alle seine Talente verloren zu haben. Die Freude schenkte sie ihm bald wieder, und Verse flossen aus seiner Feder. Von seinen Gesängen sind uns vierzehn übrig geblieben, in denen man Geschmack und Anmuth findet. Eins davon verdient hier wiederholt zu werden. Er beklagt sich darin über die Härte seiner Geliebten.

" Was für ein Verbrechen, o Liebe,
" habe ich dann gegen dich begangen! Warum
" um bestrafest du mich dann mit der Unempfindlichkeit
" empfindlichkeit jener Schönheit, die ich liebe?
" be? Du läßt mir deine Macht zu stark
" empfinden. Einen schon ohnehin überwundenen
" denen Menschen gar zu unterdrücken, ist
" kein Verdienst. Es würde dir mehr Ehre
" re machen, wenn du die bezähmtest, die
" dir zu trotzen keinen Anstand nehmen.

" Ich

" Ich war fest entschlossen, Madame,
" nicht eher wieder ihr Lob zu besingen, oder
" mich wieder an Sie zu wenden, bevor Sie
" mir nicht mit weniger Härte begegneten.
" Allein, was mich verwirret, und fast von
" Sinnen bringt, ist, daß jedermann Sie
" für die beßte aller Frauen hält, und mir
" Unrecht geben würde, wenn ich von Sie
" übel redete. Sie wissen es, daß ich nur
" für Sie die Freuden und Schmerzen der
" Liebe empfinde. Können Sie denn dar=
" innen eine Ehre suchen, wann Sie mich
" unter so grausamen Martern erliegen se-
" hen? Es stehet gar nicht wohl, seinen
" Sklaven zu vernichten. Ich bin der Ih-
" rige ohne Verstellung, also alles, was ich
" verliere, sind Sie selbst, die es verlieret.

" Ich liebe Sie mit so viel Nachtheil,
" daß die Schmerzen und Sorgen der Liebe
" solche um noch so viel mehr anfachen.
" Fürchten Sie dann nicht, den Him̃el zu belei-
" digen, wenn Sie mir so übel begegnen?
" Niemand empfande jemals, was ich er=
" dulde. Ich habe ihre harte Reden, ihr
" stolzes und trotziges Wesen erduldet, und
" ich bin doch nicht davon gestorben.

" Diese Schönheit, der nichts gleichet,
" diese frische und natürliche Gesichtsfarbe,
" dieses artige Gespräch, diese schönen ver-
" liebten Augen stürzen mich in Verzweif-

lung.

" sung. Ungewiß, ob Sie mich zu ihren
" Diensten beybehalten werden, ist nichts,
" was ich nicht thäte, um sie hierzu aufzu-
" muntern. Ja, ich bin Ihnen gänzlich er-
" geben. Mit der größten Leidenschaft wün-
" sche ich, daß Sie meine Huldigung anneh-
" men, und zittere, Sie mögten mich ver-
" schmähen.

" Nur die Einbildung, daß mir eine
" solche Ehre zuwachsen könnte, macht mich
" schon vor Freuden verwirrt, und zum Tho-
" ren, wie würde erst der Ausbruch meines
" Vergnügens seyn, wann sich dieses Glück
" in Wirklichkeit bestättigte? Die einzige
" Hoffnung macht mir mehr Ergötzen, als
" jemal **Tristan** der **Isaulten** einflössete. „
(Dies ist eine Anspielung auf einen Roman.)

Nostradamus sagt: Der Vicomte von **St. Antoni** ward an den Hof des Grafen von **Provence** (**Raymund Berengar**, einen Sohn **Alphons II.** König von **Arragon**) gekommen, und hätte sich daselbst in **Mabilie von Riez**, eine Frau vom Stande, verliebt. Er hätte ihr zu Ehren viele Gedichte verfertiget, ohngeachtet sie sich stellte, als gienge sie diese Liebe nichts an, aus Furcht, ihren Gemahl nicht eifersüchtig zu machen. Er hätte in einem Krieg gegen den Grafen von **Toulouse** gedienet. Da sich das Gerücht verbreitete, als sey er getödtet worden, so

wä-

wäre die Dame aus Schmerz gestorben. Der über den Tod seiner Geliebten untröstlich gewesite **Vicomte** hätte bey seiner Zurückkunft ihr eine Statue von Marmor verfertigen lassen, und selbe nahe bey einem Kloster, worein er als Mönch trat, aufgerichtet.

Der Geschichtschreiber fügt bey (nach Angabe des Mönchs der Goldinseln) diese Statue wäre unter dem Namen einer Heiligen in der Kirche des Klosters aufgestellet worden.

Die Autorität des **Nostradamus** ist allzuschwach, um das Zeugniß unseres Manuskripts zu bestreiten. Er vermengt alles, und füget den Fabeln, die er aus verdächtigen Quellen schöpfet, noch andere bey, die er vermuthlich selbst erdacht hat.

Raimund Jordan lebte mit dem Mönch von **Montauban** zu einer Zeit, der ihn als eine Person bezeichnet, die zu den Zeiten der Satyre, der Minnesänger lebend vorgiebt. Diese Satyre bestättiget diese Aussage, da sie ihm als eine Schande vorwirft, daß er sich aus seinem ersten Liebeshandel so übel gezogen hätte. Er lebte also zu Ende des 12ten, oder Anfang des 13ten Jahrhunderts.

Er scheinet der nämliche gewesen zu seyn, den man **Raimond de Cofolen** benennet, ob ihn schon die Manuskripte durch

zwey

zwei abgesonderte Artikel entscheiden. Von diesen letztern finden sich nur vier Gesänge, die mit jenen des erstern von grosser Aehnlichkeit sind. Uibrigens wird auch **Kosolen** zuweilen **Raimond Jordan** benennt, so die Muthmassung noch mehreres bestärket.

XIX.

Peter Vidal,

Troubadour, oder Minnesänger.

Aus dem Französischen.

Eine wunderbare Vermischung von Vernunft und abgeschmackten Wesen, von Weisheit und Narrheit, karakterisirē den **Peter Vidal** dergestalten, daß man ihn den **Don Quichot** der Minnesänger nennen könnte.— Er war der Sohn eines Kirschners aus **Toulouse**, geboren mit einem zur Dichtkunst erforderlichen Talent, und einer lebhaften Einbildungskraft, der überdieß eine schöne Stimme beygesellet war, überließ er sich einer Laufbahn, worauf damals die schönen Geister das

Anmuthige des Glücks fanden. Seine Leidenschaft für das schöne Geschlecht trug vielleicht bey, daß er sich diesen Stand wählete: dann ein Dichter hatte auch in Ansehung dessen grosse Vortheile, da er seine Seufzer an Schönheiten der ersten Klasse wenden konnte. Alle schöne Damen machten **Vidal** verliebt. Das, was das Verwunderns würdigste war, ist, daß er aus Hochmuth auch alle in sich verliebt hielte. Er rühmte sich dessen auch. Eine dergleichen Thorheit verursachte, daß sich viele Grosse um ihn bewarben. Man sahe ihn als einen angenehmen Thoren an, der dazu gemacht seye, um Höfe zu belustigen.

Inzwischen zeigten seine Werke doch, daß er ein grosses Genie gewesen. **Bartholomäus Giorgi**, der sich unter den Minnesängern ausgezeichnet hat, sagt in einer Piece: es wäre eine Narrheit, **Peter Vidal** für einen Narren anzusehen, weil seine Werke nicht ohne viel Witz hätten verfertiget werden können. Allein wie viel Beyspiele hat man nicht von Männern, die viel Witz besassen, und doch durch ihre Thorheiten sich berüchtigt genug gemacht haben. Die, so unser Poet begienge, waren so ausserordentlich, wenn anderst den Erzählungen der Geschichtschreiber aus der **Provenze** zu glauben ist, daß es unmöglich scheinet, wie ein

Mann

Mann mit gesunden Kopf solche habe begehen können, die Buffons an Höfen, die man in den letztern Jahrhunderten Narren nannte, verdienen niemalen so sehr diesen Namen.

Vidal erlitte eine schröckliche Lehre, die ihn hätte lernen sollen, gegen Damen weniger unartig zu seyn. Ein Chevalier **Saint Gilles**, von dessen Gattinn er versicherte, sie habe ihm nichts abzuschlagen vermogt, rächte sich dadurch, daß er ihm die Zunge spalten, oder durchstechen liesse. **Hugo de Beaux** hatte Mitleiden mit ihm, nahm sich seines Unglücks an, und verschafte dem unglücklichen Dichter seine Wiedergenesung. Die Erkenntlichkeit bande ihn nun an die Herren von **Beaux** und **Barral Vicomte von Marseille**, einer der vornehmsten dieses erlauchten Hauses, beehrte ihn sonderheitlich mit seinen Gnaden, weil er an ihm eine stete Quelle von Unterhaltung hatte.

Adelheit de Roquemartine, Gemalinn des Vikomte, verblendete bald die Augen **Vidals**, und wurde der Gegenstand seiner Liebe. **Barral**, weit entfernt, darüber eifersüchtig zu seyn, bewilligte ihm den freyesten Umgang, gab ihm Kleidungen und Waffen, die den seinigen gleich waren, und vergnügte sich mit einem Wort über die Thorheiten, die ihm diese Leidenschaft einflössete, ausserordentlich. Die Vikomtesse, die er unter

unter dem Namen d'Audierna besange, unterhielte sich selbst damit. Sie gab ihm Anlaß zu glauben, als ob er von ihr, so wie von den andern Damen, denen er seine Aufwartung machte, geliebet würde. Durch so schöne Aussichten betrogen seufzte er, beklagte sich, und kam gar zu Vorwürfen. Die Vorwürfe und Uiberlästigungen brachten zuweilen Händel hervor; allein der Vikomte stiftete Frieden, da er seine Gemahlinn selbst dahin vermochte, daß sie alles verspräche.

Einstmals, da sie in ihrer Kammer alleine schlief, schlieche Vidal hinein, kniete vor ihr nieder, und küssete sie. Sie erwachte lachender, und dachte, es wäre ihr Gatte. Bey Erblickung des verwegenen Sängers erhub sie ein grosses Geschrey. Er entfloh geschwinde. Ihre Dienerinnen liefen herbey. Die Vikomtesse ließ Barral ruffen, und bat ihn, sie an einem unbescheidenen zu rächen. Anfänglich lachte er über den Vorfall, und zankte mit seiner Gattinn, daß sie über eine dergleichen Thorheit einen solchen Lärmen machte, allein er konnte sie nicht besänftigen. Vidal, der alles von ihrem Zorn zu fürchten hatte, schiffte sich ein, und begab sich nach Genua. Daselbst machte er verschiedene Gesänge, die seine Verzweiflung ausdrückten.

" Ich

" Ich finde die Luft, die aus der Provenze wehet, entzückend, so sehr liebe ich dies Land. Wann ich nur davon reden höre, so werde ich vor Freuden ohnmächtig; und wenn man nur ein Wort davon spricht, so verlange ich hundert davon zu vernehmen. Ich habe mein Herz bey dieser liebenswürdigen Nazion gelassen. Ich bin ihr alles schuldig, was ich an Witz, Kenntniß und der Freude besitze, die mir mein Talent zur Dichtkunst verschaffet. „

Er seufzete, so weit von seiner Dame entfernt zu seyn: er vergleicht die Entzückung, worin er sich befindet, wann er sie sieht, jener eines Wahnsinnigen, der unbeweglich verbleibt, wann ihn der Glanz einer schönen Glasscheibe trifft. Er würde der glücklichste der Menschen seyn, wenn der Kuß, den er ihr geraubt hatte, ihm von selbst bewilliget worden wäre. Warum war er nicht gegen eine Schöne auf der Hut, die auch dem Weisesten würde die Vernunft verlierend machen?

Seine Dame, sagt er anderwärts, läßt ihn sterben, als wenn er ihr das größte Uibel zugefüget hätte. Er beschäfftiget sich nur, sie zu erheben; sie hingegen denkt nur stets, ihm Uibel zuzufügen. Und warum will sie mir, fügt er bey, übel? wo nicht aus der Ursache, daß ich ihr

mehr Gutes, als mir selber wünsche? Ich trat eines Morgens in ihre Kammer, und raubte ihr einen Kuß, dieß war alles, oder ich will des Todes seyn.„

Wenn ich an ihre schöne Augen denke, und an ihr reizendes Gesicht, so gerath ich ganz in Flammen. Allein sie hat gegen mich das Herz einer **Löwinn**. — Dies ist, was mich bewegt, eine Wanderschaft übers Meer anzutreten.

Es sey nun, um sich seines Kummers zu entschlagen, oder war es Schröcken, den ihm die Rache der Vikomtesse einflössete, er gieng wirklich mit **Richard**, König von England, nach **Palestina**. Da scheint es, daß er seine Vernunft verlohren hat. Sein Kopf wurde mit Phantaseyen der Ritterschaft angefüllt. Er hielte sich für einen Helden, oder wollte wenigstens von andern dafür gehalten seyn, und dies war keine geringere Thorheit. Die Aufschneidereyen, die er in seine Werke mischte, setzten das Lächerliche in ihr volles Maaß. Hier ist das Muster davon:

“ Meine Freunde zittern, wenn sie mich nennen hören, so wie die Wachtel vor dem Sperber; dann sie wissen, daß ich tapfer und furchtbar bin. Ich besitze alles, was die Ritterschaft erfordert; ich weiß alle Schliche in der Liebe. Es ist kein Höfling in

dem

dem Vorzimmer, noch ein tapferer Ritter im Felde, der mich nicht bloß dem Rufe nach fürchtet. Wann ich meine Rüstung angeleget, und meinen Degen umgürtet habe, so zittert die Erde unter meinen Füssen. Bin ich bewaffnet, und auf meinem Pferde, so zertrümmere, und verheere ich alles, was sich mir widersetzet. Ich bloß allein habe hundert Ritter zu Gefangenen gemacht, und hundert andere entwaffnet. „ —

Der für sein Gehirn so schädliche Schlag war die Verehelígung, wozu man ihn in **Zypern** beredete. Er heurathete daselbst eine Griechinn, in der Vermuthung, daß sie eine Verwandtinn des Orientalischen Kaisers seye, und daß er durch sie auf dieses Reich einige Prätensionen erreichte. Diejenigen, die seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen wollten, erreichten ihren Entzweck gänzlich. Er nahm den Titel eines Kaisers an, gab seiner Frauen jenen, einer Kaiserinn, bekleidete sich mit dem Zeichen dieser Würde, ließ einen Thron für sich hertragen, und ersparte so viel, was er konnte, um dieses Reich erobern zu können, welches er als seine eigene Erbschaft ansahe.

Inzwischen vergaß er auf seine Liebe nicht, denn die Ehre einer solchen Ritterschaft war ohne Zweifel damit verbunden. Wenn er bey der Vikomtesse von Marseille

nicht Gnade fände, so wurde der Glanz seines Ruhms stets dadurch verdunkelt seyn. Er flehete um die Vermittelung **Hugues** und **Barral de Beaux**, seiner alten Gönner. Sie erhielten durch ihr dringendes Bitten von der Gräfinn, daß sie ihm verziehe, und den ihr geraubten Kuß zum Geschenk gab. Dies war ein grosser Triumph. **Barral** meldete es dem Sänger, der sein gutes Glück mit folgenden Worten feyerte: Alle meine Gedanken zielen nur dahin, sie zu lieben, und zu besingen. Mein Gesang soll das süsse Vergnügen beweisen, das mir die Liebe schenkt, dann meine Dame überhäuft mich durch ihr Versprechen mit reizenden Hoffnungen.

Das erstemal, da ich sie sahe, war ich nicht mehr Meister von meinem Herzen. Sie war dessen unumschränkte Beherrscherinn. Ich fande in ihr allen Reiz der Gestalt der Lebensart und des Umgangs vereinbaret. Sie schenkt mir ihre Liebe wieder. Was für eine Freude? Allein auch was für ein Schmerz macht mir das Bewußtseyn der Entfernung, die uns scheidet! — Wann zwey Liebende, die mit einander entzweyet und unglücklich waren, sich wieder vereinigen, und versöhnen, so gleichet nichts der Freude, die sie empfinden. Ich habe

alle

alle Übel dergleichen Zwists erduldet, ich werde mich solchen nicht mehr aussetzen.

Da er nach der Provenz abreisete, besang er noch das Geschenk, das ihm die Vikomtesse mit jenem Kusse machte, der ihm seine Ungnade zugezogen hatte. Dies Stück ist fliessend, und voll guter Gedanken, ohngeachtet der Zwang, den ihm die Reime verursachten, auffallend war.

Ich bin für Freuden ausser mir, wenn ich Blumen und Laub sich erneuern, wahre Amanten die Süssigkeiten der Liebe empfinden sehe, und die Vögel singen höre. Unterthan dem Reich der Liebe, waren die Schmerzen, die sie mir so lange fühlen ließ, so brennend, daß meine Vernunft darüber ein wenig erschüttert wurde. Inzwischen überlaß ich mich ihr aufs neue mit dem beßten Herzen. Es verspricht ein dauerhaftes Vergnügen. Ich fühle mich neu belebt, so wie das Grüne die Vögel zum Gesang aufmuntert. Die Blätter und Blüten der Liebe wachsen in meinem Herzen wieder auf, und werden mich Jahre lang vergnügt machen. Ich habe nichts widriges zu befürchten.

Die Schönste, die geistreichste, die unter dem Himmel anzutreffen ist, nimmt mich heut zu ihrem Diener auf, sie, die

so weit entfernt davon zu seyn schiene, sie erkennet endlich die Stärke meiner Flamme. Ja, sie weiß, daß, so lang ich jung seyn werde, und auch noch viel länger hinaus, ich ihre artige, wohlgebaute Person als ein redlicher Liebhaber, dessen Herz ganz Liebe ist, bedienen werde.

Hatte ich auch jemalen Leiden, so werde ich endlich von der Liebe alles erhalten, was man nur erwarten kann: Blätter, Blüte und Frucht; dann sie erkennet mich für den wahren Liebhaber, der ich auch wirklich bin, wenn sie nur, ums Himmels Willen, bedenkt, wie stark meine Liebe gewesen, da ich ihr, ungeachtet aller Widerwärtigkeiten, dennoch immer getreu blieb. Dann sie allein hat mir die Freude eingeflösset, die ich empfand, indem ich das Laub sich erneuern sahe, und zärtliche Vögel singen hörte.

Ich werde noch vergnügter als der Vergnügteste Vogel seyn, wenn es ihr gefällt, meine Liebe mit einem neuen Kusse zu belohnen. — Ich setze Herz und Vernunft auf das Spiel, um alles das zu thun, was sie nur immer wollte. Ohne sie liebe ich nichts, und alles, was ich liebe, ist nur wegen ihr — lässet sie mich mit vergeblichen Wünschen ver-

schmach-

schmachten, dann ach! wird die Freude, die der Gesang der Vögel giebt, bald verschwunden seyn — Giebt sie durch ihre Güte ihrem Diener Gastfreyheit, so wird sie mich lange tapfer, jung, munter, höflich und frisch, so wie die schöne Blüte am Baum erhalten können. Schöne Audierna! mein Herz ist mir lange Zeit ergeben gewesen; allein gegenwärtig erneuert es sich, wie die schöne Blüte am Zweig

Bey seiner Rückkunft wurde Vidal von Hugo de Beaux und dem Grafen von Marseille vollkommen wohl aufgenommen. Sie bestättigte das Geschenk ihres Kusses, allein sie wollte sich nur mit seinen Thorheiten belustigen. Endlich ungeachtet seiner Versicherungen ewiger Liebe, wurde er doch einer Rolle überdrüssig, wobey er zu keinem Vortheile gelangte.

Eine fast unglaubliche Geschichte, die man von ihm erzählet, würde eine unwidersprechliche Probe des gänzlichen Verlusts seiner Vernunft seyn. Verliebt in eine Dame, de Karkassonne, Namens Louve (Loba) de Penautier, ließ er sich ihr zu Ehren Loup (Wolf) benennen, und verband sich, so wie der Verfasser des Breviair der Liebe versichert, in der Haut eines Wolfs, die gefährlichste Probe auszu-

halten.

halten. Die Schäfer mit Wind- und Schafhunden jagten ihn in den Gebirgen, verfolgten ihn, nnd begegneten ihm so übel, daß man ihn für Tod zu seiner Geliebten trug: dann er wollte nicht eher von den Hunden los seyn, bevor er nicht brav zerbissen worden wäre Der Mann und die Frau sorgten für seine Heilung, nicht ohne sich über diese schröckliche Narrheit satt gelacht zu haben.

Raimond VII. Graf von Toulouse, Gutsherr von Peter Vidal, mußte ohne Zweifel auf dessen Dankbarkeit sehr viel Recht haben, weil unser Dichter nach dem Tod dieses Prinzen Proben einer unerhörten Traurigkeit ablegte. Er kleidete sich ganz schwarz, ließ seinen Pferden Ohren und Schweif abschneiden, sich selbst Bart und Nägel wachsen, und verlangte endlich, daß seine Bediente ein Gleiches thun sollten. Der Schmerz scheint ihm seine Vernunft verwirret zu haben.

Alphons, König van Aragonien, kam mit einem ansehnlichen Gefolge in der Zeit nach der Provenze, da Vidal noch in diesem Zustande lebte. Alphons und seine Barons, die ihn liebten, und seine Gedichte schätzten, baten ihn, seine vorige Munterkeit wieder anzunehmen, und seinen Schmerz durch Singen zu zerstreuen. Sie verlangten

von

von ihm einen Gesang, den sie mit sich nach Spanien nehmen könnten, und auf vielfältiges Ersuchen gab er hierzu sein Versprechen. Der König, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeugen, gab ihm solche Kleider, wie er sie selbsten trug. Dies so lang gewünschte Gedicht erschien endlich. Der Sänger sagt darinnen: daß der Schmerz, worin er durch den Tod des Grafen **Raimund** gestürzt worden wäre, seine Gesänge unterbrochen hätte, doch wollte er, um dem Könige, seinem Herrn zu Willen zu leben, einen Gesang machen, den er mit sich in sein Königreich nehmen könnte. Er beklagt sich über eine Dame, durch welche er so übel begegnet worden wäre; allein seitdem er einen Ordon (Cordon) von **Madame Rombaude**, Frau des **Wilhelm**, **Herrn von Bevil**, nahe bey **Nize**, erhalten, seye er der Meinung, daß die ganze Welt ihm zugehöre, und daß selbst der König ihm nicht an Ehr und Macht gleiche. Er ist mit diesem Geschenke glorreicher, als Graf **Richard** mit seinem **Poitou**, **Tourraine** und **Anjou**. Er wünscht sich Glück von den Schäfern gejaget, und halb getödtet worden zu seyn, und füget deme noch bey, daß er seiner lieben **Louve de Penautier** eigner, als jemals, ja als sich selbst, wäre. Dies bestättiget die Begebenheit mit der Jagd. Allein warum verehrte er dann so sehr die **Madame Rambaude**?

So wie Nostradamus meldet, so setzte Vidal in seinen alten Tagen, nachdem er den Gefahren der Unbescheidenheit überdacht hatte, ein Werk auf, wie man seine Zunge in Zaum halten solle. Mehr wie jemals mit dem Entwurfe beschäfftigt, das Orientalische Reich zu erobern, machte er eine zweyte Reise übers Meer, und starb 1229, zwey Jahre nach seiner Zurückkunft.

Die Sammlung seiner Werke enthält mehr als 60 Stück, unter welchen 3 in Versen, oder Gedichte sind.

* *
*

Zum Beschluß wollen wir eine Nachricht über die Schwäbischen Dichter, die unter dem Namen der Minnesingers bekannt sind, allhier mittheilen.

Man verwundert sich, daß M. de Sainte Pelaye, und Herr Abbt Millot, nachdem sie die Geschichte der Troubadours so genau untersuchet, so wenig Kenntniß von den Minnesängern gehabt haben, die doch mit ihm in gleicher Zeit lebten, und ihre Nacheiferer waren. Es wäre, so wie mir scheint, interessant gewesen, wenn man bewiesen hätte, daß in dieser so sonderbaren Epoche der Geschmack der Litteratur und der Dichtkunst in Teutschland nicht weniger als in Italien und Frankreich ausgebreitet gewesen wäre.

Die

Die Minnesänger waren Teutschlands **Troubadours**. Sie folgten der nämlichen Lebensart, sie hatten beynahe in ihrem Geist den nämlichen Karakter, und ihre Produkten zeigten die nämlichen Absichten, und hatten gleichen Stempel der Empfindung und Meinung. Es würde dem Herrn von **St. Pelaye**, oder dem Abbt **Millot** gar nicht schwer gewesen seyn, sich davon zu unterrichten, da man eine starke Sammlung ihrer Schriften zu Paris in der königl. Bibliothek Nro 7266 vorfindet. Dieses Manuskript ist aus den 1sten Jahren des 14ten Jahrhunderts. Der schweizerische **Homer** und **Boileau**, der berühmte **Bodmer** hat vor 20 Jahren einen Theil davon bekannt gemacht, und seine Memoiren haben uns nachstehende Nachrichten und Noten zu geben verstattet.

Unter den **Minnesängern**, oder **Sängern der Liebe** waren, so wie unter denen **Troubadours**, Leute der ersten Klasse. In der Sammlung, die wir so eben anzeigen, lieset man Gesänge eines Kaisers, **Heinrich des** VII. dieses Namens, aus dem Hause **Lützelburg**, oder **Heinrich** von **Thüringen**. Man findet deren von **Konrad dem Jungen**, der allem Ansehen nach der Prinz **Konradin** aus Schwaben war, welcher auf einem Schaffot zu **Neapel** sein Leben endigen mußte. **Wenzeslaus**, König von Böh-

men,

men, der Herzog Heinrich von Breßlau, der Markgraf Otto von Brandenburg, der Markgraf Heinrich von Meissen, der Herzog von Anhalt, der Herzog Johann von Braband, verschiedene Grafen, Barons, edle Ritter, und Herren haben uns in dieser von mehr als hundert Autoren verfaßten Sammlung Proben ihres Geschmacks für die Dichtkunst hinterlassen. Die berühmtesten unter ihnen, die bloß litterarische Titel hatten, sind **Wolfram** von Eschlibach, — **Hartmann d'Ouwe**, — Heinrich von **Weldek**, — **Steinmar der Vater**, — **Walter von der Vogelweide**, — **Steinmar der Sohn**, ꝛc. Alle diese Dichter haben unter Kaisern aus dem Hause Schwaben gelebt, und der größte Theil davon hat den Kreutzzügen beygewohnet: deswegen auch ihre Gesänge eine tiefe Ehrfurcht für alles das ausdrückten, was sie als heilig angesehen haben. Die Päbste sind dieserwegen darinnen doch nicht besser geschildert, als sie es damals verdienten. Das, was die Werke der Minnesänger am beßten karakterisirt, ist eine ausserordentliche Verehrung des Frauenzimmers, viel Menschlichkeit, Wohlwollen, und Großmuth, selbst gegen die Nebenbuhler. Es ist ganz sicher, daß sie Schüler und Nachahmer der **Troubadours** waren. Man findet in den Gesängen des **Voltärs** ganze Strophen, die aus dem

Fol-

Folquet von Marseille übersetzt waren, und unter den italiänischen Poeten zitirt man einige, die in tudeskischer Sprache komponirten. Einer nannte sich le Pullien (Puler), weil er aus Ponille, ein anderer gab sich den Namen Fremder (Ovelche), das ist, der Pelegrino; er war aus Friaul gebürtig, und sein wahrer Name war Thomassin de Verrera.

Die Sprache der Minnesänger hat mehr Vokalen, und folglich mehr Anmuth, als das Teutsche unserer Zeiten, so wie auch Elipsen und Transposizionen, die nicht mehr im Gebrauche sind, verschiedene Idiotismen, die nur noch in der englischen Sprache beybehalten worden sind, und einen grossen Reichthum an Worten und Ausdrücken, die heut zu Tag ganz ausser unser Denken gebracht worden sind, oder welche nebenseitige Ideen, die man seitdeme hinzugefüget hat, nicht mehr zu gebrauchen erlauben. Die teutsche Sprache hat sich von der Zeit Kaiser Heinrichs IV. bis zu jenen Friedrichs des II. merkbar verbessert. Man kann davon durch die Verse urtheilen, die im eilften Jahrhunderte zu Ehren des Anno, oder Hanno von Kölln, der während der Minorennität Heinrichs IV. regierte, verfertiget waren.

Alles beweiset, daß die Troubadours den Minnesängern zum Muster dienten. Man

hat noch Manuskripta grosser epischer Gedichte des ritterschaftlichen Jahrhunderts, die aus den provensalischen Gedichten übersetzt, oder wenigstens nachgeahmt waren. Eschlibach, der so wie Veldeck zur Zeit Friedrichs I. lebte, hat den Parcival, den Wilhelm von Oranien, und verschiedene andere Werke, wovon der Provenzal Guyot ohne Zweifel der wahre Verfasser war, ausgebessert. Es ist falsch, daß Parcival ein Originalwerk des Christian von Troyes, eines Franzosen, war. — Eschlibach sagt in seinem Gedicht ausdrücklich: Wenn Meister Christian von Troyes diese Fabel verunstaltete, so hat Guyot recht, daß es ihn verdriesset. Er war es, der uns den Anhang schickte, woraus wir die Entwicklung der Begebenheit gesehen haben. Ich Eschlibach mache mir einen Skrupel, ihn zu verändern. —

Dem nämlichen Guyot haben die Minnesänger das Gedicht, betitelt: Die Wächter von Graal, (Les Gardiens du Graal) zu verdanken. Eschlibach sagt ebenfalls in seinem Gedicht: Guyot, dieser berühmte Autor entdeckte zu Toledo den Grund dieser Begebenheit, die in sarazenischer Sprache geschrieben war, welche er nennet in Heidenscher Schrifte. In einem andern Orte seines Parcival sagt er: "Guyot war der Sän-

ger,

ger, dessen Kunst und Witz nicht erduldeten, daß er nicht die Worte und Töne sänge, die die Anmuth honneter Leute sind. Guyot ist eine Provensal; er, der den in sarazenischer Sprache geschriebenen Roman des Parcival entdeckte. Das was er in französischer Sprache (in Frantzois) komponirte, werde ich teutsch geben. „

Seit dem Jahr 1477, das ist, wenige Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, druckte man den Parcival und die Wächter von Graal. Obschon der Druckort nicht beygefüget ist, so wenig als der Namen des Buchdruckers, so hat man doch Ursache zu glauben, daß Johann Faust diese Auflage unter seiner Aufsicht gehabt haben könne. Sie ist voller Fehler. Allein in der Bibliothek der Abtey zu St. Gallen befindet sich ein Manuskript des Parcival auf Pergament, das sehr wohl aufbehalten worden ist.

Herr Sinner, Bibliothekär der reichen Sammlung von Bongars, welche die Republik Bern besitzet, macht sub Nro 113 eines Gedichts von Parcival le Galois und sub Nro 296 der Thaten Guillaume d'Orengis Erwähnung, lässet uns aber dabey doch in der Ungewißheit, ob diese beyden Werke von Guyot den Provansel, oder von Chri-

stian von Troyes seyen. *) Ein Exemplar des Wilhelm von Oranien, von Eschlibach auf Pergament findet sich in der Bibliothek der Abtey von St. Gallen, und man sagt, daß auch eines in der Wolfenbüttelischen Bibliothek seye.

Die schwäbischen Poeten haben sowohl nach teutschen, lombardischen, als französischen Originalien gearbeitet. Gottfried von Straßburg hat den ersten Theil von Tristan, und J. Sotte Heinrich von Vridbere den zweyten Theil verfertiget. Beede finden sich in der Bibliothek des grossen Herzogs von Florenz, unter dem Vermächtniß des Magliabechi: Vridbere sagt: "Das, was Thomas von Brittanien in lombardischer Sprache sange, will ich in teutscher Sprache besingen." —

Ein Ungenannter hat den Florimond und Blanschiflur geschrieben, der sich in der Bibliothek des Königs von Preussen befindet. Er sagt: "Robert d'Orbent hat in Ovelche (fremder) Sprach gereimet, was ich nun in teutscher Sprach verfassen werde."

Jo-

*) Dises Werk hat zum Titel: Extraits de quelques poesies du XII. XIII. & XIV. Siecle. à Lausanne ches François Grasset 1759.

Johann von Ravensberg brachte den Wilhelm von Orleans in Reimen, den der Baron von Semlenberg besasse. Er sagt uns: " Ein braver Mann sandte diesen Roman aus dem Königreiche Frankreich nach Teutschland. Johann von Ravensberg ist dieser rechtschaffene Ehrenmann. Er hatte die Thaten unseres Helden in fremder Sprache gelesen.

Hartmann d'Ouve ist der Verfasser des Gedichts Tweinest, der Helden der runden Tafel des Königs Artus. Man hat davon ein Exemplar in der Florenzer Bibliothek, unter den Manuskripten des Magliabecht. Von Gravenberg hat den Pigolay geschrieben, darin am Schluß desselben gesagt ist, daß die Veranlassung hierzu aus fremder Sprach geschehen sey. Ein Exemplar davon findet sich in der Bibliothek des Bremer Magistrats.

Ein Ungenannter schrieb den Roman Heinrichs von Narbonne, der gewiß auch ein französisches Original ist. Man rechnet ihn unter die Manuskripte der Wolfenbüttler Bibliothek. Im Werk selbst wird gesagt, daß es der Autor aus der Ovelche Sprach übersetzt: Us der walischen Zunge gekert.

Ich vermuthe, daß unter der Lambarte und Ovelche Sprache die Provensal Sprache zu verstehen ist.

Es sind noch verschiedene Gedichte der Minnesänger übrig, die aus dem Lateinischen gezogen sind. Das la Troye durch Konrad von Würzburg, wovon man noch ein Exemplar auf Pergament in dem Ritterhaus zu St. Gallen aufbewahret. Der Aeneas durch Waldeck, den man in der herzoglichen gothaischen Biblothek findet. Den Josaphat durch einen Zisterzienser Mönch in der Bibliothek der Grafen von Hohen Ems. Der nämliche Autor hat auch den guten Gerard geschrieben. Herr Moeser zu Oßnabruck besitzet den Markgrafen aus Palestina durch Steinbot von Doren — Albert von Halberstadt hat die Verwandlungen des Ovids übersetzet, die gedruckt, aber sehr entstellt geworden.

Unter den Poeten dieses Jahrhunderts könnte man noch eine grosse Anzahl derer erwähnen, die Teutschlands und Nordens Helden zelebrirt haben. Ekenuzfart durch Konrad von Würzburg; Dieterich Ottnit von Bern, der König Artur, der Sturm der Russen, die Gefahren Eggeharts, die Wilzen, die Nibelingen, welche man in der hohenemser Bibliothek findet, und wovon Herr Bodmer, Chriemhilden

Ra-

Rache, die Ungerinn durch Hermann von Sachsenheim bekannt gemacht hat. Den Herzog Ernst, Steinfried von Braunschweig, der sich in der Gothaer Bibliothek befindet, der kleine Lauwin, der König Gibich, Hildebrand der Goth, der Rosengarten von Worms.

Verschiedene dieser Poeten haben auch vollkommene Werke von sittlichen Gedenksprüchen gereimet. Der Samner, der Renner, der fremde Galois (der fremde Gast), und die Klugheit von Freygedank sind bekannt. Die Johanniter Ritter zu Straßburg besitzen ein sehr leserliches Manuskript von Freygedank.

Die Minnesänger machen sehr oft verschiedener Personen aus dem Roman Lancelot durch Armand Daniel Meldung; allein keiner hat die Uibersetzung dieses Gedichts unternommen. Ich habe irgendwo gelesen, daß im Vatikan unter den Manuskripten der Königinn Christine ein Exemplar in der Originalsprache sich befinden soll. M. Millot kann nicht unbekannt seyn, wie sehr Dante diesen Daniel schätzte.

Rime d'amori e prose di Romanzi
Soverchio Futti.

Man würde der Litteratur einen grossen Dienst erweisen, wenn man ein Werk dem Staube entrisse, daß so lange des höchsten Ruhms gewürdiget worden. In dem Feldzuge, den **Konradin** im Neapolitanischen gegen **Karl von Anjou** unternahm, folgten ihm eine Menge Poeten, Sänger und Musikers. **Hornek** erwähnet ihrer; er war ein Zeitgenosse dieses Prinzen, und wir haben von ihm eine Kronik in Versen.

Seit dem 14ten Jahrhundert verlor sich der Geist der Ritterschaft ausserordentlich, der **Gout** der Poesie, der Galanterie, der Heldengedichte und der Romanen, die davon die Folge waren, fielen in gleicher Zeit. Die Häuser der Fürsten, die unsere Minnesänger mit ausserordentlichen Gunsten beehrten, verloschen eines nach dem andern, als z. B. die schwäbischen Häuser, das alte Haus Oesterreich, und jenes von Thüringen. Der Adel beschäfftigte sich nun nicht mehr mit Sachen, die die schönen Künste erhielten. Die Politesse und Urbanität, die die Wissenschaften in den vorhergegangenen Jahrhunderten verbreitet hatten, verfinsterten sich, und man fiel unvermerkt in die Dunkelheit der Unwissenheit, und des gröbsten Aberglaubens. Ursachen, die denen Analog waren, welche den Verfall der Provensalischen Sprache und Dichtkunst verbreiteten, verursachten auch den

Ver-

Verfall des Minnegesangs, und der Minnesängereyen Teutschlands. Ihre Sprache verunreinigte sich, und wurde gänzlich unkennbar. — Erst im 16ten Jahrhunderte, bey Gelegenheit der Reformazion in Teutschland, erschien sie wieder in einer bessern Gestalt.

XX.

Joseph Emanuel,

König von Portugall.

Das Leben dieses berühmten Königs ist zwar schon 1777 im Verlage des Herrn Gabriel Nikolaus Raspe in Nürnberg im Druck erschienen, da solches aber (wenigstens hier zu Lande) in nicht so sehr vielen Händen seyn wird; so hält mans nicht für überflüssig, es, wiewohl etwas abgekürzt, in diese Sammlung aufzunehmen.

Joseph Emanuel Peter Johann Ludwig, König von Portugall und Algarbien, wurde den 6ten Junius 1714 geboren. Sein Herr Vater war König Johann V. und seine Frau Mutter Maria Anna, die zwote Prinzessinn Tochter des glorw. Kaisers Leo-

pold. — Portugall befand sich bey seiner Geburt in keinen allzu guten Umständen, weil es durch den bisherigen Krieg sehr erschöpft war; jedoch sein Herr-Vater bemühete sich durch viele nützliche Anstalten es wieder in einen blühenden Stand zu versetzen, und die Zeit seiner Regierung, da Europa lange Jahre nach einander des Friedens genoß, schien seinen Bemühungen günstig, aber der Nazionalfehler der Portugiesen, **Faulheit** und **Stolz**, vereitelten die mehrsten seiner guten Anschläge. — Nicht weniger Mühe gab sich der König, seinen Kindern eine gute und ihrem Stande gemässe Erziehung zu verschaffen, weil er solche sehr zärtlich liebte. Er verschaffte ihnen die beßten Lehrmeister, welche man finden konnte, und sehr oft wohnte der König in Person ihren Unterweisungen bey. So gut aber auch seine Absichten waren, so mußte doch nothwendig noch vieles mangelhaft seyn, in einem Lande, wo man den königlichen Kindern keine andere Bücher in die Hände geben, und keine andere Grundsätze einprägen durfte, als solche, die von der Inquisizion gebilligt waren. Die guten natürlichen Talente unsers Josephs brachten ihm dem ohngeachtet durch eigenen Fleiß viel grössere Einsichten zuwege, als man bey so eingeschränktem Unterrichte sonst überhaupt hätte vermuthen können.

Im

Im Jahr 1732 den 31sten März vermählte ihn sein Herr Vater mit einer Prinzessinn Philips V. Königs von Spanien, Anna Maria Viktoria, so den 31 März 1718 geboren, und die gegenwärtige verwittibte Königinn ist; und am 31sten Julius 1750 wurde er nach dem Tode seines Vaters als bisheriger Prinz von Brasilien, zum Könige ausgerufen, und diese Feyerlichkeit mit allgemeinem Jubel begleitet, weil man sich unter seiner Regierung die glücklichsten Zeiten versprach. — Der Adel, der unter der vorigen Regierung etwas gedrückt worden war, hoffte von dem neuen Könige wieder mehr begünstigt zu werden; das Volk hoffte, er würde in Ansehung seiner in die Fußtapfen seines Vaters treten. — Der neue König hatte die vortheilhaftesten Aussichten. Friede von aussen und innen. — Zunahme des Ackerbaus und der Viehzucht, der Manufakturen und Fabriken, unermeßliche Summen in der Schatzkammer, und einen sehr grossen jährlichen Zuwachs zu denselben an Gold und Diamanten aus Indien, Afrika und Brasilien; und dennoch war seine Regirung mit beständigen Unglücksfällen und gefährlichen Unruhen begleitet. Joseph Emanuel konnte die Annehmlichkeiten der Krone nie ohne Bitterkeit schmecken, und dies machte ihm seine Hoheit zur Last, und

die

die Krone zur Bürde. — Die wichtigsten Begebenheiten, welche sich unter der Regierung dieses Königs ereignet, sind die Händel mit den Jesuiten in Paraguay, und derselben Vertreibung aus allen portugiesischen Staaten. — Die darüber entstandenen Zwistigkeiten mit dem päbstlichen Hofe, und die gänzliche Aufhebung ihres Ordens. — Das grosse Erdbeben im J. 1755, welches Lissabon am Allerheiligentage in einen Steinhaufen verwandelte; — die grosse Verschwörung wider das Leben des Königs, — der Krieg mit Spanien, und endlich die festgesetzte Thronfolge in der königlichen Familie. Wir werden diese wichtigen Begebenheiten etwas näher bemerken.

Das Jesuitische Reich in Paraguay — eine fast unglaubliche Erscheinung in der Geschichte — wird wenigen unsrer Leser unbekannt seyn. Es hat zu viele und zu grosse Bewegungen zu unsern Zeiten verursacht. — Lange schon arbeiteten die ehrwürdigen Väter an der Errichtung einer weitläuftigen vollkommnen despotischen Monarchie. Paraguay, dieses so unbekannte, und durch seine Lage sowohl, als durch ihre eingeführten Gesetze, von aller Gemeinschaft mit den Europäern abgesonderte Land sollte die Grundlage dazu seyn. Die Jesuiten regierten unumschränkt über dasselbe. Die ganze Errichtung der Regierungsform schien nach dem Muster

des

des erdichteten Reichs der Severamben eingerichtet zu seyn. Ihre Unterthanen besassen nichts eignes. Sie arbeiteten für das gemeine Wesen, oder vielmehr für ihre Beherrscher, und erhielten dafür ihren nothdürftigen Unterhalt. Man kann nicht läugnen, daß viele ihnen gegebene Gesetze recht gut waren. Aber das Wohl des Volks war nicht die einzige Absicht seiner Beherrscher. Diese suchten ein Volk zu bilden, das nach ihren weit aussehenden Absichten in der Folge der Zeit im Stande seyn sollte, es den Europäern gleich zu thun. Sie suchten deswegen ihm in allen Dingen Unterricht zu geben, die ihnen einmal dienen konnten. Sie unterrichteten die Indianer in der Kriegskunst, in den bildenden Künsten, im Schreiben und Lesen. Sie verboten ihnen aber, eine andere Sprache zu erlernen, als ihre eigene, welche allen Europäern unbekannt war, und versicherten sie der ewigen Verdammniß, wenn sie sich in einigen Umgang mit den Weissen einlassen würden. Die Jesuiten hatten es schon weit gebracht, ohne daß ihre Anstalten der Welt bekannt worden waren. Gold und kostbares Geschmeide glänzte in ihren Tempeln, und wurde auch in Geld verwandelt, und nach Europa geschickt. Uiber 200000 Indianer standen ihnen zu Gebote; und in ihren Magazinen hatten sie Gewehr genug,

sol-

solche zu bewaffnen. Eben diese Magazine waren auch sonst mit allem ersinnlichen Vorrathe im Uiberfluß versehen. Die Vorsteher der Anstalten wurden wie Untergottheiten verehret, und sobald sich der Padre blicken ließ, warf sich alles zur Erde. Die sonst so unbändige Indianer liessen sich auf seinen Befehl die Schläge willig zuzuzählen, welche ihnen zur Strafe auf den geringsten Fehltritt zugesprochen waren. Einige Reisende, die durch Unglücksfälle in dieses Land gerathen waren, hatten etwas von diesen Einrichtungen gesehen, und machten es der Welt bekannt, aber sie konnten wenig sagen, weil sie während ihres Aufenthalts sehr genau beobachtet wurden, und auch dem, was sie bekannt machten, stellte man keinen Glauben zu. So war dieses Reich bereits im Verborgenen zu einer ansehnlichen Höhe gestirgen, als ein ohnvermutheter Zufall dasselbe schnell wieder umstürzte.

Die von den Portugiesen am Plata Flusse angelegte neue Kolonie und Festung S. Sacrement gab Gelegenheit dazu. Diese Kolonie war schon seit dem vorigen Jahrhunderte ein Zankapfel zwischen Spanien und Portugall gewesen, weil jenes diesem das Recht nicht gestatten wollte, eine Festung daselbst anzulegen. Im Jahr 1739 belagerten die Spanier den Ort, und hatten unter

an-

andern auch 2000 Indianer aus dem Distrikte am Uraguey Flusse, welche ihrem Monarchen noch dem Namen nach unterwürfig waren, im Lager. Einmal that die Besatzung einen Ausfall, trieb die Spanier aus den Laufgräben, und da keine Truppen näher bey der Hand waren, als die Indianer, so befahl ihnen der General, gegen den Feind zu marschiren. Allein er konnte sie nicht bewegen, einen Schritt zu thun, ohne Befehl ihres Padre. Man sah sich genöthiget, diesen zu suchen, und sobald er es befohlen, rückten die Indianer vor, und trieben mit vieler Tapferkeit die Belagerten wieder zurück. Dazumal machte man zwar nicht viel Wesens von der Sache, dennoch erweckte es Nachdenken. Man sah, was die Jesuiten für Gewalt über dieses Volk hatten, und wurde von dieser Zeit an immer begieriger, das Innere ihrer Anstalten und Verbindung mit den Indianern zu erforschen.

Da nun diese neu errichtete Kolonie so viele Streitigkeiten verursacht hatte, so bemühete man sich von beeden Theilen, solche gütlich beyzulegen. Man hatte deswegen schon einige Jahre an einer gewissen Gränzbestimmung gearbeitet, und der Traktat kam bald, nachdem Joseph I. die Regierung angetreten hatte, zum Stande. Vermöge desselben sollten unter andern verschiedene tau-

sende

sende von Indianern unter Portugiesischer Herrschaft nunmehr unter die Spanische kommen. Allein da ihnen diese Veränderung bekannt gemacht wurde, weigerten sie sich zu gehorchen, und ergriffen die Waffen. Einige kleine Detaschements, welche, sie zum Gehorsame zu bringen, wider sie ausgeschickt worden, wurden mit grossem Verluste von ihnen zurücke geschlagen, und man wurde gewahr, daß diese Leute nicht so verächtlich waren, als man sich anfänglich vorgestellt hatte. Es ist zu bemerken, daß diese Leute alle zu den Missionen der Jesuiten gehörten. Dies gab Gelegenheit zu genauern Nachforschungen, nach den Urhebern des Aufruhrs, und die eingezogene Nachrichten gereichten eben nicht zur Vertheidigung der Väter der Gesellschaft Jesu. Man fand Ursachen genug, zu glauben, daß sie den Vorsatz hätten, in Paraguay eine neue Monarchie zu errichten. Man erfuhr, daß sie nicht nur mit kleinem Gewehr, sondern auch mit Artillerie und erfahrnen Ingenieurs aufs beßte versehen waren. Man setzte sie hierüber zur Rede, und sie antworteten: daß die Waffen zur Vertheidigung wider die noch wilden Indianer dienten, als ohne welche Vorsicht ihre Missionsanstalten und Einrichtungen von denselben bald zu Grunde gerichtet seyn würden; daß die widerspänstigen Indianer sich bloß

des-

deshalb weigerten, sich einer andern Herrschaft zu unterwerfen, weil sie vermeinten, unter derselben ihre bisherige stille Lebensart aufgeben zu müssen; und daß endlich die Jesuiten selbst nicht so weit Meister über sie wären, daß sie solche zum Gehorsam anhalten könnten. Sie baten endlich, die Sachen im alten Stande zu lassen, weil sonst zu befürchten sey, die Indianer möchten in ihre vorige Wildheit zurückfallen, und alle ihre angewandte Mühe und Arbeit vergebens seyn, die sie sich gegeben hätten, dieses Volk gesittet zu machen, und zum wahren Glauben zu bekehren.

Der Portugiesische Statthalter zu Rio Janeiro und der Spanische zu Buenos Ayres, statteten hierüber ihre Berichte bey ihren Höfen ab, und die Jesuiten machten zu gleicher Zeit ihre Vorstellung bey denselben, allein sie fanden keinen Glauben mehr. Zum Unglück war damals eben die Zeit, daß die päbstliche Gewalt von allen Seiten angetastet wurde. Die Jesuiten hatten sich durch ihre allzu übertriebene Vertheidigung derselben verhaßt gemacht. Durch ihre Herrschaft und Gewinnsucht hatten sie sich viele Feinde zugezogen. Ihr Ansehen fieng zu fallen an, und man fieng an, ihre Lehrsätze und ihr ganzes Betragen mit aller Strenge zu untersuchen. Die ersten Minister an den

Bourbonischen Höfen behaupteten die Unabhängigkeit ihrer Könige mit dem größten Eifer, und konnten folglich keine Freunde der Jesuiten seyn. Der Graf von Aranda in Spanien, der Marchese Tanucci in Neapel, der Herzog von Choiseul in Frankreich, waren ihnen entgegen. Alle arbeiteten mit vereinigten Kräften daran, die Macht des Ordens zu schwächen, der gefährlichste von ihren Feinden aber war der grosse Portugiesische Minister Carvalso. Wenn König Joseph Emanuel auch sonst in nichts seine Einsicht gezeigt hätte, so wäre es genug, daß er diesen grossen Mann zu seinem Minister erwählt hat. *)

---

*) Dieser grosse Minister, welchen Treue gegen seinen König, Sorgfalt für das Wohl des Staats, grosse und edle Gesinnungen, vor vielen andern so ausnehmend auszeichnen, verdient es, daß man sein Angedenken auf die Nachwelt bringe. Don Joseph Carvalso nachheriger Graf von Oeyras und Marquis von Pombal stammte aus einem alten adelichen Geschlechte, in der Provinz Traz os Montes her. Er zählte viele berühmte Vorfahren seines Geschlechts. Er wurde im Jahr 1699 geboren. Seine Aeltern, die nicht reich waren, verabsäumten dennoch nichts an seiner Erziehung, aber der grosse Geist des jungen Carvalso that das meiste. Er war von der

Vor-

Die Vorstellungen der Jesuiten wurden also nicht angenommen, und die beeden Statthalter erhielten den Befehl, die ausgemachte Gränzscheidung zu vollziehen, ohne sich an irgend eine Einwendung zu kehren. Man vermuthete die Schwierigkeiten nicht, welche sich herfürthaten. Da die Statthälter zugleich den Befehl erhalten hatten, die innere Beschaffenheit der Missionen in Paraguay genauer zu untersuchen, so wurde ihnen nicht allein der Eintritt in das Land mit gewaffneter Hand verwehrt, sondern es entstand eine

---

Vorsehung zu einer erhabenen Stelle bestimmt. Nachdem er zu Koimbra studirt hatte, erhielt er eine Stelle unter der Leibwache Johanns des Fünften. Seine schöne Gestalt, und sein ausnehmender Verstand machten ihn bey den Schönen beliebt, und er vermählte sich mit einer Gräfinn von Aveyras, einem alten portugiesischen Hause. Ein Anverwandter von ihm, welcher sah, daß er zu Staatssachen gemacht war, brachte ihm die Stelle eines Gesandtschaftssekretärs zu Wien zu wege. Während seines Aufenthalts daselbst starb seine Gemahlinn, und er verliebte sich in eine Anverwandtinn des Feldmarschalls, Grafens von Daun, welche ihm aber wegen Ungleichheit des Standes verweigert wurde. Doch, kurz dar-

allgemeine Empörung. Die **Indianer**, welche ihre Wohnplätze verändern sollten, verliessen zwar ihre bisherige, zogen sich aber zu ihren Landsleuten nach **Paraguay**, anstatt denen erhaltenen Befehlen zu gehorsamen. In kurzer Zeit stand eine Armee von 30000 Indianern im Felde, alle wohl bewaffnet, und nach europäischer Art diszipliniert. Die beeden Statthalter, **Freire d' Andrada** und **Mendoza** zogen alle Truppen zusammen, fernerm Befehl zu begegnen, der erste Versuch lief aber nicht glücklich ab, und sie mußten

ten

---

darauf wurde der portugiesische Gesandte zurückberufen, und Carvalso erhielt seine Stelle und zugleich seine Geliebte zur Gemahlinn. In diesem Posten ließ er allezeit diejenige feine Politik und Genauigkeit blicken, welche man nachher an ihm bewunderte, da er Minister war. Er wurde 1730 nach Portugall zurückberufen, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. Bald war er das Oberhaupt desselben. Man glaubt, daß er dazumal den Fall des ersten Staatssekretärs von Diego de Mendoza bewirket. Endlich gewann er das ganze Vertrauen seines Königs, der ihn zum ersten Minister erhob. In diesem gefährlichen Posten erhielt er sich, unter unzähligen Angriffen anf ihn, bis an den Tod seines Herrn.

ten sich mit ziemlichem Verluste zurückziehen. So viel aber entdeckten sie doch, daß die Jesuiten die Hand mit im Spiele hatten.

Die von dieser Sache nach Portugall und Spanien erstatteten Berichte verursachten, wie leicht zu erachten ist, grosses Aufsehen. Man fieng an, die Aufführung der Jesuiten genauer zu untersuchen. Man drang auch bey dem päbstlichen Hofe darauf, und gab eine Menge Klagepunkten bey demselben ein. Pabst Benedikt XIV. ein zwar gelehrter, aber furchtsamer Pabst, konnte sich, ob er gleich den Jesuiten überhaupt nicht geneigt war, zu nichts entschliessen. Die Jesuiten suchten sich so gut zu vertheidigen, als sie konnten. Sie verwarfen alle Beschuldigungen in öffentlichen Schriften, als Erfindungen solcher Leute, von denen sie wegen ihrer Gottseligkeit gehasset würden. Sie streuten eine erdichtete Erzehlung von einem gewissen Nikolaus, der sich zum Könige von Paraguay aufgeworfen, und die gegenwärtige Empörung verursacht, durch den Druck aus, welche mit weitläuftigen Erzählungen durchflochten war, wie übel die Aufrührer mit den Kirchen, den Wohnungen der Jesuiten, und den Vätern selbst, umgegangen seyen, um sich dadurch von allem Verdacht zu befreyen, und bey dem päbstlichen Hofe hintertrieben sie, durch die ihnen günstige

Kardinäle, daß keine Untersuchung angestellet wurde. Heimlich wiegelten sie das gemeine Volk in Portugall wider den ersten Minister auf, beschuldigten denselben, bald daß er ein heimlicher Jude, bald daß er ein Ketzer, bald gar daß er ein völliger Atheiste sey. Ob es einem boshaften Anschlage zuzuschreiben ist, daß der König auf der Jagd mit einem Schrotschuß ans linke Aug getroffen wurde, weiß man zwar nicht zu entscheiden, die nachfolgenden Thathandlungen wider ihn verursachten aber dennoch den Argwohn, es könnten sich schon damals boshafte und misvergnügte Leute unterfangen haben, sein Leben anzutasten.

Der erste Minister ließ sich weder durch die Jesuiten, noch durch ihre Gönner irre machen. Der Statthalter zu Rio Janeiro erhielt, nebst einiger Verstärkung an Truppen den gemessenen Befehl, dem Aufruhr der Indianer ein Ende zu machen. Er gieng also zum zweytenmal ins Feld, wurde aber von den Indianern so übel empfangen, daß die Helfte seiner Leute verloren gieng, und er selbst, schwer verwundet, mit genauer Noth entkommen konnte. Nachdem sich aber bald darauf, Mendoza mit den spanischen Truppen, mit ihm vereiniget hatte, rückten beede von neuem auf die Indianer an, und da kam es zu einem entscheidenden Treffen, in welchem

chem endlich die Feinde nach einem hartnäckigen und blutigen Gefechte, zu weichen gezwungen wurden, und nunmehr stand der Eingang in ihr Land offen. Viele von ihnen flüchteten in die Wälder und wüste Gegenden; die übrigen aber kamen, und unterwarfen sich unter Anführung ihrer Missionarien. Zum Unglücke für diese zeigte sich, bey genauer Untersuchung, durch die Aussage der Indianer, daß sie von den Jesuiten aufgehetzt worden, keinem Europäer den Eintritt in ihr Land zu verstatten, und die Waffen zu ergreifen. Dies war um so gewisser, weil man bereits wußte, daß allen unter der Direkzion der Jesuiten stehenden Indianern bey harter Strafe verboten war, irgend eine europäische Sprache zu lernen, oder Umgang mit den Weissen zu haben. Das schlimmste aber war, daß man sogar einige Jesuiten im Gefechte gefangen bekommen hatte, welche in völliger Kriegsrüstung kommandirten. Sie gaben zwar vor, daß sie von den Indianern gezwungen worden, mitzugehen, und solches auch in der guten Meinung gethan hätten, dieselbe durch ihr Zureden von weitern Gewalthätigkeiten abzuhalten, allein zu diesem Zwecke hätten sie nicht nöthig gehabt, mit zu fechten, und überdies fand man noch bey den Indianern ein von ihnen aufgesetztes Kriegsreglement, in welchem

chem unter andern versichert wird, diejenigen, welche einen Europäer, und insonderheit Spanier, todtschlügen, verrichteten eine Gott sehr angenehme That, und würden dadurch selig, wie alle diejenigen, welche im Treffen blieben, unverzüglich ins Paradies aufgenommen würden.

Nunmehr fieng der Minister die Sache der Jesuiten mit noch grösserm Ernste zu untersuchen an. Der Prokurator der Provinz Paraguay wurde zu Lissabon in Verhaft genommen, und seine Rechnungen durchgesehen. Die Missionen der Jesuiten in obgedachtem Lande wurden mit Truppen belegt, und ihre Regierungsanstalten aufgehoben. Man beklagte sich über den unerlaubten Handel, den sie getrieben, ihre Waarenlager zu Rio Janeiro wurden verschlossen, und bis auf weiteren Befehl verboten, irgend Waaren für Rechnung eines Jesuiten nach Europa zu führen Der Minister ließ den portugiesischen Gesandten zu Rom durch den Komthur d'Almada, einen Anverwandten von ihm, ablösen, weil er glaubte, der vorige sey den Jesuiten zu geneigt. Es wurde auf Befehl des Hofs eine umständliche Erzehlung von allem, was sich in Paraguay zugetragen, gedruckt, und an alle katholische Höfe geschickt. So erschien mit Genehmhaltung desselben auch noch eine andere Schrift, unter

ter dem Titel: Die Republik der Jesuiten in Paraguay. Ob nun gleich die Jesuiten alles läugneten, so konnte doch ein unpartheyischer Mann leicht urtheilen, was an der Wahrheit der Sache war, da zumal von Seiten des portugiesischen Hofes alles mit den nöthigen Urkunden begleitet war.

Das Verfahren dieses Hofes verursachte zu Rom grosse Bewegungen. Man betrachtete die Jesuiten als die vornehmste Schutzwehre desselben, und das eigenmächtige Verfahren des Monarchen von Portugall, welcher viele hatte gefangen nehmen lassen, als einen Eingriff in die päbstliche Gerichtsbarkeit. Dazu kam noch, daß der römische und portugiesische Hof schon viele Jahre her immer Zwistigkeiten mit einander hatten, welche die Gewalt des Pabstes in weltlichen Dingen, und die daher rührende Ausdehnung der Gerichtsbarkeit seines Nunzius, im letztern Reiche betrafen. Der Pabst ließ ein Abmahnungsschreiben nach dem andern ergehen, versprach die Sachen der Jesuiten zu untersuchen, und verschob diese Untersuchung immer von einer Zeit zur andern. Unter dem Vorwande, die Rechte des päbstlichen Stuhles zu behaupten, ließ er sich von den Jesuiten allzu viel einnehmen. Vielleicht wollte der furchtsame Benedikt XIV. sich auch keiner Lebensgefahr aussetzen. So ver-

giengen einige Jahre, da nichts entschieden wurde, und ausser den benderseitiben Vorstellungen nichts hauptsächliches zu bemerken war, als daß verschiedene Schriften über die Gewalt des Pabstes in weltlichen Dingen ans Licht traten, worunter sich insonderheit das unter dem angenommenen Namen Justi Febronii in Teutschland herausgekommene Buch, de Poteſtate Eccleſiæ, viel Nachruhm erworben, begiengen die Jesuiten, ohngeachtet ihrer sonst so politischen Verfassung, den Fehler, daß sie nicht allein die päbstliche Hoheit auf eine so heftige Art vertheidigten, daß solches die dabey interessirten hohen Mächte nothwendig beleidigen mußte, sondern sie liessen noch dazu die von Gliedern ihrer Gesellschaft vor diesem herausgegebene Bücher, welche eben die anstössigsten Sätze enthielten, wieder drucken, welches gewiß von einem sehr grossen Trotze und Vertrauen auf ihre Macht zeugete. Sie gewannen nichts dadurch, sondern die Untersuchungen von ihrer innern Einrichtung, von besondern Thatsachen, von ihren Lehrsätzen wurde nicht nur in Portugall, sondern auch in Frankreich, Spanien und Neapel mit dem größten Eifer fortgesetzt, die Vorstellungen dieser Höfe am päbstlichen wurden mit Drohungen vermischt, wenn sich solcher nicht zu einer Untersuchung und Reformazion des Ordens entschlösse, und die

Jesuiten sahen von allen Seiten her ein schwarzes Ungewitter, das sie zu zerschmettern drohte, über sich aufziehen.

Unterdessen erfuhr die Stadt Lissabon im Jahr 1755 am Allerheiligen Tage das traurige Schicksal, daß sie Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr mit einem erschrecklichen Erdbeben heimgesucht wurde. Mehr als 2 Drittel der Stadt giengen dabey zu Grunde. Die größten und schönsten Gebäude stürzten ein, und begruben viele tausend Menschen unter ihrem Schutte, da insonderheit an diesem grossen Feyertage alle Kirchen mit Menschen erfüllet waren, über welche Gewölber und Thürme zusammen stürzten. Unter den Trümmern der eingefallenen Häusern stieg bald eine Flamme auf, welche die traurigen Uiberreste verzehrte, die See schwoll so hoch auf, daß der Tago dadurch genöthigt wurde, aus seinen Ufern zu treten, und den untern Theil der Stadt, wo noch die meisten Gebäude stehen geblieben waren, überschwemmte, und das Unglück und Elend noch zu vergrössern, fanden sich ganze Banden von gottlosen Leuten, welche die wenigen Uiberbleibsel von dem ehemaligen Reichthum der Einwohner denselben zu rauben suchten,

und

und dabey die größten Gewaltthätigkeiten begiengen. *)

Bey diesem erstaunlichen Unglücksfalle zeigte Joseph Emanuel seine grosse Seele. Im Schlafrocke und in Pantoffeln rettete er sich aus seinem Pallaste, der den Einsturz drohete, über den Tago nach Belem. Aber wer hätte es wagen wollen, sich bey den noch fortdaurenden heftigen Erschütterungen der Erde wieder unter die krachenden Dächer zu begeben? Der Beherrscher von Portugall hielt sich drey Tage lang, denn so lange dauerten die heftigen Bewegungen unaufhörlich, mit seiner ganzen Familie in Kutschen auf dem freyen Felde auf. Viele tausende von seinen Unterthanen, von allerley Alter und Geschlechte, lagen um ihn herum, wie eine Heerde Schafe um ihren Hirten; ohne Bedeckung, ohne Brod. Trauriger Anblick für einen König, der menschlich denkt!

Jo-

*) Man findet eine so grosse Verschiedenheit in der Angabe, der bey dem Erdbeben umgekommenen Menschen, in gleichglaubwürdigen Nachrichten, daß man es nicht hat wagen wollen, solche zu bestimmen.

Joseph Emanuel vergaß hier, daß er König war, er fühlte es, daß er ein Mensch, wie andre, war. Mitleidig mischte er sich unter die Haufen der Unglücklichen, tröstete sie, suchte sie zu ermuntern, ihr Unglück geduldig zu ertragen. Aber nicht allein mit Worten bewies er sein Mitleid. Mit allem Eifer traf er die Anstalten, Brod und Kleider für die Verunglückten herbey zu schaffen. Eben die Kost, die sie assen, aß er mit ihnen. Es zeigte sich kein Unterschied zwischen dem Monarchen und dem geringsten seiner Unterthanen, und doch ist ein Monarch nie grösser, als wenn er sich herabläßt, ein Mensch, wie andere zu seyn, mit ihnen zu fühlen, zu empfinden, und durch Güte und Wohlthätigkeit der Gottheit nachzuahmen.

Als der erste Schrecken vorbey war, traf der König die nöthigen Anstalten, den Folgen dieses entsetzlichen Unglücks vorzubauen. Er ließ verschiedene Regimenter nach Lissabon marschiren, den gottlosen Räubereyen Einhalt zu thun, wodurch die übrig gebliebene Einwohner des wenigen noch verlustig wurden, was sie etwa noch aus den Ruinen ihrer eingefallenen Häuser hätten retten können. Ganze Truppen von Räubern, zu hunderten und mehr hatten sich zusammengeschlagen, und verübten die

größ-

größten Gottlosigkeiten in der verwüsteten Stadt. Der König verfuhr sehr streng wider sie. Alle, die man ertappen konnte, wurden aufgehenkt, und man zählte in einem Tage über 50, die auf solche Art hingerichtet wurden.

Als das unglückliche Schicksal, welches Lissabon und fast ganz Portugall betroffen hatte, in andern Ländern bekannt wurde, bemüheten sich alle freundschaftliche Mächte Europens, ihren Beystand thätig zu bezeugen. Frankreich, Spanien und England übermachten grosse Geldsummen zu Wiederaufbauung Lissabons, und Ersetzung des Verlustes, den die arme Einwohner gelitten hatten. Der großmüthige Joseph Emanuel dankte für ihre freundschaftliche Gesinnungen, nahm aber kein Geld an. Geld habe ich genug, sagte er, meinen bedrängten Unterthanen Hilfe zu verschaffen, und daran soll es ihnen nicht mangeln. Nichts nahm er an, als eine Schiffsladung von Hacken, Schaufeln, und allerley zum Bauen dienlichen Werkzeugen, die ihm aus England zugeschickt wurde; für diese stattete er den verbindlichsten Dank ab.

Als die Bewegungen der Erde wieder aufgehört hatten, fieng man an, den Schutt wegzuräumen, und die Todten aufzusuchen,

und

und zu begraben. Zu dieser Zeit wurden etliche tausend Soldaten ohne die ordentlichen Arbeitsleute gebraucht. Alle Tage war der König einige Stunden gegenwärtig, munterte die Arbeitenden auf, und sprach denenjenigen Muth ein, welche ihre Anverwandten, oder ihr Vermögen, oder beedes zugleich verlohren hatten. Aber nicht durch leere Worte allein that er dieses. Täglich wurde dem armen Volke, das auf dem Felde zerstreuet lag, Geld, Kleidungsstücke, und Lebensmittel ausgetheilt. Der Minister hatte so gute Anstalten getroffen, daß letztere im Uiberflusse nach **Lissabon** geführt wurden. Uiber 4 Wochen lang wurden täglich mehr als 30000 Menschen auf königliche Kosten ernähret. Bey diesem Unglück, welches beynahe ganz **Portugall** betroffen hatte, zeigte der Minister seine ohngemeine Thätigkeit in Geschäften; durch seine gute Anstalten wurde die Ordnung in kurzer Zeit wieder hergestellt, und nun schritt man zur Wiederaufbauung der zerstörten Hauptstadt.

Der hierzu entworfene Plan würde **Lissabon** zu einer der prächtigsten Städte in der Welt gemacht haben, es wurden aber der Ausführung desselben so viele Hinderniße in den Weg gelegt, daß er nicht zum Stande kam. Dies rührte theils von den Neidern

des Ministers, theils von den nachfolgenden unruhigen Zeiten her, und noch bis jetzt ist Lissabon nicht völlig wieder aufgebauet. Die neue, nach dem Erdbeben angelegte Strasse, welcher der Name Auguste beygelegt worden, kann indessen zum Beweise dienen, mit welchem guten Geschmacke der neue Plan abgefaßt war.

Gewisse Leute bedienten sich des Erdbebens, um den ersten Minister zu stürzen. Vorgegebene heilige und fromme Leute suchten das Volk zu überreden, das Unglück, welches Lissabon betroffen, seye ein göttliches Strafgericht, wegen der im Schwunge gehenden Gottlosigkeit, welche durch das Beyspiel des ersten Ministers verursacht werde; der gar keine Religion habe, allen Lastern ergeben sey, und das Vertrauen, dessen ihn der König würdige, zur tirannischen Unterdrükung des Volks misbrauche. Sie prophezeyheten noch viel grösseres Unglück, wofern der Graf von Oeyras die Regierung ferner in Händen behalten würde. Diese und ähnliche Vorspielungen wurden von den Jesuiten und andern Geistlichen unterstützt, welche mißvergnügt darüber waren, daß man ihre Freyheiten beschnitt, und ihnen keine Fehler mehr übersehen wollte, sondern sie aufs strengste bestrafen ließ. Alles dieses brachte eine solche Gährung unter

dem

dem gemeinen Volke zu wege, daß man eine gänzliche Empörung zu befürchten hatte. Zu diesem kam noch, daß der Minister die Ausfuhr der Weine zu Porto, welche einer der wichtigsten Handlungszweige von Portugall ist, einer Gesellschaft verpachtete, und solcher das Monopolium darüber verlieh. Dies verursachte grosse Klagen, und endlich zu Porto einen Aufruhr, weil sich die Bürger beschwerten, daß man ihnen auf solche Art, durch Entziehung des Weinhandels, das vornehmste Mittel zu ihrer Nahrung entzöge. Der Graf von Oeyras schickte Truppen dahin, ließ die Aufrührer mit Gewalt wieder zum Gehorsam bringen, und viele hinrichten. Dadurch vermehrte er den Haß des Volks, welches ihn öffentlich eines ohnersätligen Geizes, und einer barbarischen Grausamkeit beschuldigte. Man behauptete, der Minister selbst habe das Weinmonopolium an sich gezogen, die angebliche Gesellschaft sey nur eine Bande seiner Kommissarien, damit er den Schein von sich ablehne; andere sagten, die Gesellschaft habe ihre gute Richtigkeit, sie habe aber das Weinmonopolium dadurch an sich gebracht, daß sie dem Minister von jedem Faß Wein, was ausgeführt würde, einen Dukaten zu bezahlen versprochen habe, und man wollte nachrechnen, daß er auf solche Art von der Weingesellschaft jährlich

auf sechszig tausend Dukaten einzunehmen habe. *)

---

*) Um den Aufruhr zu Porto zu untersuchen, und den Schuldigen den Prozeß zu machen, schickte der Minister einige hohe Justizräthe von Lissabon dahin, an deren Spitze sich ein gewisser Mastaregnas befand, ein grausamer blutgieriger Mann. Er soll, um sich bey dem Minister angenehm zu machen, mehr als 300 Personen wegen diesem Aufruhr haben henken lassen. Dadurch brachte er den Grafen von Oeyras in den Ruf einer unmenschlichen Grausamkeit. Dieser fühlte, wie schädlich solches seinem Ruhm seyn würde, und beschloß daher, die Nazion zu überzeugen, daß er an dem grausamen Verfahren des Mastaregnas keinen Theil habe. Er hatte demselben zuvor eine Präsidentenstelle zu Rio Janeiro ertheilt, und jetzt mußte ihn der dortige Statthalter in Verhaft nehmen. Man sagt, dies sey folgender Gestalt zugegangen. Als der Statthalter den Befehl erhalten, ließ er den Mastaregnas ruffen, und ersuchte ihn, alle Gefängnisse zu besichtigen, und das sicherste auszuwählen, für einen Staatsgefangenen, den er alle Augenblicke aus Portugall erwarte. Er that solches, und stattete dem Statthalter seinen Bericht ab; dieser fragte ihn, wie viel er glaube, daß ein solcher Staatsgefangener zu seinem täglichen Unterhalte haben müßte? Und Mastaregnas antwortete: ein Real würde hinreichend seyn. " Den sollen Sie auch haben,,

Der Graf von Oeyras blieb bey allem Gerase wider seine Aufführung ohnerschüttert, und verfolgte seinen Plan, der Geistlichkeit die allzu grosse Gewalt zu benehmen, und die Finanzen des Reichs in bessern Stand zu bringen. Er arbeitete mit ohnermüdetem Eifer an Errichtung neuer Fabriken und Manufakturen, und brachte auch einige derselben von Tüchern, seidnen Zeugen, Hüten, Glas, u. s. w. in einen sehr guten Stand. Das Ansehen und die Rechte seines Monarchen vertheidigte er standhaft, insonderheit gegen den päbstlichen Hof. Der König erkannte auch seine Verdienste, und setzte sein völliges Vertrauen auf ihn.

Die Streitsache mit dem päbstlichen Hofe griff immer weiter um sich. Der Pabst verlangte, der König von **Portugall** sollte die gefangenen **Jesuiten** los lassen, sich aller fernern Untersuchung enthalten, und die Sache bloß der päbstlichen Entscheidung überlassen. Der **König** hingegen drang auf eine

---

den„ erwiederte der Statthalter, zeigte ihm den erhaltenen Befehl, und ließ ihn nach dem von ihm selbst ausgesuchten Gefängnisse bringen. Nachher brachte man ihn auf die Insel S. Katharina, in eine leidlichere Gefangenschaft, und vermehrte seinen Gehalt.

Reformazion des Ordens, wenigstens in Portugall, und verlangte, der Pabst solle ohnverzüglich einen Legaten darzu ernennen, und als dieser allerley Verzögerungen machte, so suchte man ihm von portugiesischer Seite auf allerley Art weh zu thun. Dahin gehört, daß alle Klöster ein genaues Verzeichniß einliefern mußten, auf was für eine Art sie zu ihren liegenden Gütern gekommen; daß der König verbot, die Dispensazionen, in allzu nahen Graden zu heurathen, ferner zu Rom zu suchen, sondern befahl, daß sich seine Unterthanen an ihre Bischöffe wenden sollten, wodurch der päbstlichen Schatzkammer ein ansehnlicher Zufluß entgieng; und endlich, daß man auf alle Weise die Gewalt der Geistlichkeit einzuschränken suchte. Ja, was das wichtigste war, der Gewalt des fürchterlichen Inquisizionsgerichtes, welches bisher !ohnumschränkt in den portugiesischen Staaten geherrschet hatte, wurden gewisse Gränzen gesetzt; unter andern durfte kein von der Inquisizion ausgesprochenes Urtheil mehr vollzogen werden, ohne vorher dem Könige vorgelegt, und von ihm bekräftiget zu seyn, und die deswegen gefaßten Schlüsse desto sichrer zum Stande zu bringen, wurde der Bruder des Ministers, Don Carvalso, zum Generalinquisitor ernennet. Zu solchen Unternehmungen gehörten der Muth und die

Ein-

Einsichten eines Grafen von Oeyras, und ein König, wie Joseph Emanuel, der von der Treue und Staatsklugheit seines Ministers überzeugt, denselben in allen seinen Maaßregeln unterstützte, und keinen verläumderischen Vorstellungen wider denselben Gehör gab. Der päbstliche Hof war über die Standhaftigkeit des Königs äusserst bestürzt, und ernennte endlich den Kardinal von Saldanha, die jesuitischen Angelegenheiten in Portugall zu untersuchen. Dieser machte auch wirklich den Anfang an diesem wichtigen Geschäfte, kaum aber wár solcher geschehen, als die Verschwörung wider das Leben des Königs ausbrach, und die gänzliche Vertreibung der Jesuiten nach sich zog.

Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora, oder vielmehr dessen Gemahlinn, waren die Häupter dieser gottlosen Unternehmung. Der Herzog von Aveiro, ein stolzer und kühner Mann, der von einem ohnächten Prinzen des königlichen Hauses abstammte, konnte nicht ertragen, daß der König sein ganzes Vertrauen dem Grafen von Oeyras zuwendete. Er haßte diesen Minister, dessen Stelle er selbst gerne bekleitet hätte, und haßte auch den Monarchen, der seiner Einbildung nach, seine Verdienste nicht genug einsah. Allein Joseph Emanuel kannte seinen ehrgierigen und aufgeblasenen Geist

nur gar zu wohl, er wußte, daß der Herzog bloß darnach strebte, seine Macht und Ansehen zu vergrössern, auf diese Art konnte er demselben nicht günstig seyn. Der Herzog, welcher glaubte, man verachtete ihn, trachtete nur nach einer Gelegenheit, sich zu rächen, ließ sich von seinem Ehrgeiz dahin reissen, und endigte sein Leben auf eine schmähliche Art, auf dem Schavotte.

Die Marquisinn von Tavora war die ehrgeizigste Dame in Portugall, und besaß grossen Verstand. Als Joseph Emanuel die Regierung antrat, war ihr Gemahl Statthalter zu Goa. Sein leutseliges Betragen, seine Privattugenden, sein Eifer für die Wohlfahrt des Landes hatten ihm eine allgemeine Hochachtung zuwege gebracht. Der König selbst sprach nie von ihm, als mit den größten Lobeserhebungen. Man glaubt, dieses habe dem ersten Minister Eifersucht erweckt, und er habe, da er das Vertrauen des Königs vollkommen besaß, demselben den Marquis von Tavora, als einen höchst gefährlichen Mann vorgestellt. Dem sey nun, wie ihm wolle. Der Marquis wurde ohnvermuthet zurückberufen, und bey seiner Ankunft von dem Könige sehr kaltsinnig empfangen. Der Minister hingegen erwies ihm die größten Freundschaftsbezeugungen. Tavora, der überhaupt die Gnadenbezeugungen des

Ho-

Hofes wenig achtete, machte sich wenig aus dem kaltsinnigen Betragen des Königes, aber es war sein Unglück, daß er seine Gemahlinn zu sehr liebte, und dieses herrschsüchtige Weib lag ihm Tag und Nacht in Ohren, sich zu rächen, und begegnete sogar dem ersten Minister öffentlich mit vieler Verachtung.

Tavora ließ sich nach und nach von den Vorstellungen seiner Gemahlinn einnehmen, und nun fanden sich noch andere Werkzeuge, welche den gottlosen Anschlag auf das Leben des Königs anspinnen halfen. Die Jesuiten waren heftig auf den Grafen von Oeyras erbittert, der größte Theil des Volkes war wider ihn aufgebracht, man hatte bereits verschiedene Anschläge auf sein Leben gemacht, denen er glücklich entgangen war, und der König gab keinen Vorstellungen gegen ihn Gehör. Einige unwürdige Glieder der Gesellschaft Jesu faßten den Entschluß, den König selbst aus dem Wege räumen zu lassen, da hernach der Minister von selbst fallen mußte, und sie sich unter einer andern Regierung glücklichere Zeiten versprachen. Es wurden drey derselben als Häupter der Verschwörung namhaft gemacht. Malagrida, Matos, und Alexander. Der erste hatte sich einen grossen Namen durch seine verstellte Heiligkeit und vorgegebene Erscheinungen zuwege gebracht. Die vornehmsten

Häuser standen ihm offen, und er war das Werkzeug, dessen sich die Marquisinn von Tavora, deren Beichtvater er war, bediente, ihren Gemahl vollends zu überreden, daß er zu dem Mordanschlage wider den König seine Einwilligung gab. Malagrida stellte es als ein verdienstliches Werk vor, wenn man das Volk von einem Tyrannen befreyte, und nahm seine vorgegebene Erscheinungen und Offenbarungen zu Hilfe. Da man wußte, daß der Herzog von Aveiro eben so sehr aufgebracht war, so unternahm es der Jesuite, ihn noch mehr anzufeuern, er bediente sich dazu ausser den Beweggründen der Rache, auch der Vorstellung, daß der Herzog nach dem Tode des Königes den Thron selbst würde besteigen können. Als er versichert war, daß der Herzog nicht ohngeneigt war, der schwarzen Verbindung beyzutreten, gab er dem Marquis von Tavora Nachricht davon. Nun gieng man zu Rathe, wie der Mordschlag am beßten auszuführen sey, und Tavora und Aveiro wurden wieder gute Freunde, die vorher nie in einem guten Vernehmen gestanden waren. Die Berathschlagungen wurden alle bey der Marquisinn von Tavora gehalten, und nach dem, von dem portugiesischen Hofe selbst, öffentlich bekannt gemachten Urtheile, niemand der eigentliche Anschlag bekannt gemacht, als zweyen Söh-

nen des Tavora, einem von seinen Schwiegersöhnen, einem Wachtmeister von seinem Regimente, und dreyen Bedienten des Aveiro.

Diese Meuchelmörder versteckten sich in dreyen besondern Haufen, mit scharf geladenem Gewehre, am 12 Sept. 1758, in der Nacht, in einem Gebüsche, nachdem sie erfahren hatten, daß der König, Nachts um 10 Uhr, nach einem gewissen Landhause fahren würde. Joseph Emanuel, der sich keiner Gefahr besorgte, setzte sich in eine Chaise, ein einiger Bedienter war bey ihm, und es schien beynahe ohnmöglich, daß er der ihm zubereiteten Gefahr entgehen könnte, denn wenn er auch den ersten Trupp der Meuchelmörder glücklich vorbey kam, so mußte er doch dem andern in die Hände fallen. Aber die Vorsehung hatte beschlossen, sein Leben in dieser ausserordentlichen Gefahr zu erhalten.

Als der König bey dem ersten Trupp ankam, wollte der Herzog von Aveiro, der hinter einem Steinhaufen stand, auf ihn Feuer geben, das Gewehr versagte aber, und der Kutscher, welcher das Feuer gesehen hatte, hielt, anstatt seine Pferde anzutreiben, wie es bey der Furcht für einer androhenden Gefahr gewöhnlicher Weise zu geschehen pflegt, dieselbe zurück, und wendete nach Lissabon um. Wäre er fortgefahren, so

wäre des Königs Untergang fast ohnvermeidlich gewesen seyn, weil er mitten unter seine Mörder gerathen wäre. Doch aber war der König der Gefahr noch nicht entgangen. Zween Bediente des Herzogs setzten ihn zu Pferde nach, und löseten hinten ihre mit gehakten Kugeln geladene Karbiner auf seine Chaise, wodurch ihm der linke Arm zerschmettert wurde. Der Monarch befahl hierauf seinem Kutscher, gerade nach dem Hause seines ersten Wundarztes zu fahren, das nicht weit aus dem Wege lag. Er kam glücklich daselbst an, und ließ sich nicht eher verbinden, bis er Gott für seine Errettung Dank gesagt hatte. Hierauf kehrte er nach dem Pallaste zurück, ließ den Grafen von Oeyras holen, und gab demselben Nachricht von diesem mörderischen Uiberfall.

So sehr dieser darüber erstaunte, so wenig wußte man, wem man die schwarze That zuschreiben sollte. Unterdessen verfuhr der Minister mit der größten Klugheit. Des andern Tages wurde ausgesprengt, der König sey im Garten einige Staffeln hinuntergefallen, und habe sich sehr beschädiget, den Wundärzten, und allen, die zu seiner Bedienung um ihn seyn mußten, wurde die Geheimhaltung bey Lebensstrafe anbefohlen, und der Minister stellte den Zustand des Königs immer gefährlicher vor. Dadurch überredete er

die Verschwornen, während der Zeit, daß er in Geheim die genauesten Untersuchungen anstellt, daß sie glaubten, der König sey, wo nicht gar todt, doch wenigstens sehr gefährlich verwundet. Man weiß nicht gewiß, auf was für eine Art der Minister die erste Anzeige von den Schuldigen bekommen hat. Die gemeinste Meinung ist, daß solches durch einen Handschuhmacher, einen Schwager eines der vom Herzoge gedungenen Meuchelmörder, geschehen, der solchen bey einer Zusammenkunft mit demselben in seinem Hause davon habe sprechen hören. Er habe solches dem Minister angezeigt, der ihn sogleich in Verwahrung nehmen lassen, damit die Sache nicht vor der Zeit auskäme. Andere Vermuthen, der dritte Bediente des Herzogs habe die Schuldigen verrathen, weil zwar nach den Akten drey derselben bey dem Anfalle gegenwärtig gewesen, in dem abgesprochenen Urtheile aber nur von zween geredet wird. Dem sey, wie ihm wolle, so ließ sich der Minister noch nichts merken, er wollte zuvor von den Mitschuldigen genau unterrichtet seyn, damit ihm keiner entweichen könnte, und daher wurde der Zustand des Königes immer gefährlicher gemacht, ohngeachtet sich solcher täglich besserte. Der Minister stellte sich vor, an einer solchen Verschwörung müßten nothwendig viele Personen Theil haben, und

die-

diese würden nicht ermangeln, ihren auswärtigen Freunden Nachricht davon zu geben. Der Kapitán eines nach Brasilien bestimmten Schiffes erhielt am Tage seiner Abreise eine versiegelte Ordre, welche er am dritten Tage nach seiner Abfahrt erbrechen sollte. Es wurde ihm darin befohlen, alle Passagiers zu durchsuchen, ihnen alle bey sich habende Papiere abzunehmen, und ohnverzüglich wieder nach Lissabon zurückzukehren. Er befolgte diesen Befehl, und der Minister fand sowohl unter diesen Papieren, als im Felleisen in einigen Briefen genugsame Nachrichten, welche ihm Licht verschafften. Hierauf wurden plötzlich alle, welche zu den Familien von Aveiro und Tavora gehörten, sowohl in Lissabon, als im ganzen Königreiche, nebst den obgedachten dreyen Jesuiten und einigen andern, in Verhaft genommen, alle Kollegia derselben mit Truppen besetzt, und durch königliche Kommissarien alle ihre Bücher, Rechnungen und andere Briefschaften versiegelt. Zu gleicher Zeit aber eine königliche Erklärung bekannt gemacht, in welcher dem Volke Nachricht von dem vorgewesenen Meuchelmorde gegeben, und jeder unter Versprechuug grosser Belohnungen ermahnet wurde, anzuzeigen, was ihm davon bekannt sey. Der König zeigte sich hierauf wie-

wieder öffentlich, und wohnte dem Dankfeste für seine Errettung bey.

Von allen Mitschuldigen entkam nur ein Bedienter des Herzogs von Aveiro, einer von den beeden, welche auf den König geschossen hatten. Man konnte aller angewendeten Bemühungen ohngeachtet nichts mehr von demselben erfahren. Die übrigen wurden in fürchterliche Kerker geworfen, und alle Gefängnisse steckten voll von Leuten, von welchen man noch nicht wußte, ob sie schuldig, oder unschuldig waren.

Man arbeitete hierauf an dem Prozesse der Gefangenen. Er war bald geendigt, und schon im Januar 1759 erfolgte die Vollziehung des Urtheils. Solches, wie es von dem portugiesischen Hofe öffentlich bekannt gemacht worden, wäre für diese gegenwärtige Schrift zu weitläufig. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora, nebst seinen beeden Söhnen, und einem von seinen Schwiegersöhnen, dem Marquis d'Atayde, nebst dem schon erwähnten Wachtmeister von dem Regimente des Tavora, wurden gerädert, die Marquisinn von Tavora enthauptet, und der eine Bediente des Herzogs, der auf den König geschossen, an eine Säule angeschlossen, und nebst dem Bildnisse des andern, der entkommen war, den Körpern der Hingerichteteten, und dem ganzen Blut-

ge-

gerüste zu Asche verbrennt, und diese in den Tago geworfen. Alle Güter der Verschwornen wurden eingezogen, ihre Häuser eingerissen, und bey Lebensstrafe verboten, daß niemand ihren Geschlechtsnamen führen sollte. Die drey Jesuiten Malagrida, Alexander und Matos wurden noch einige Monate im Gefängnisse behalten, hernach aber hingerichtet, ohngeachtet sich der Pabst alle Mühe gab, sie in seine Hände zu bekommen, und ihr Urtheil zu sprechen. Man hat nicht gewiß erfahren können, auf was für eine Art sie hingerichtet worden sind. Die gemeinste Meynung ist, sie seyen im Gefängniß erwürgt worden; es hat uns aber ein glaubwürdiger Mann, der sich einige Jahre in Portugall aufgehalten, versichert, sie seyen der Inquisizion übergeben, von solcher ihrer geistlichen Würde entsetzt, an einem Pfahl erwürgt, und hernach verbrennt worden.

Diese Unglückliche zogen ihrer Gesellschaft überhaupt in allen portugiesischen Staaten ein hartes Schicksal zu; und jetzt mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Mehr als 200 Jesuiten wurden in Verhaft genommen, und in enge Gefängnisse eingesperret. Alles, was nur von weiten einen Schein der Verwandtschaft oder Freundschaft mit den Häusern Aveiro und Tavora hatte, wurde ins Gefängniß geworfen. Es

wur-

wurden sogar ganze neue Kerker für die wichtigsten Staatsgefangenen erbauet, in welchen sie zwischen vier dicken Mauren eingeschlossen, sich kaum rühren konnten. Die Personen weiblichen Geschlechts wurden in abgelegene Klöster geschickt, und in enge Zellen eingesperrt, ohne allem Umgang mit andern, als ihren Hüterinnen. Die **Jesuiten**, welche frey geblieben waren, befanden sich in elenden Umständen, ihre Einkünfte waren eingezogen, von dem allzu geringen Unterhalte, den ihnen der Hof ausgesetzt hatte, bis man weitere Verfügung träfe, konnten sie nicht leben, und auch ihre Freunde mußten sich scheuen, etwas zu ihrer Erleichterung beyzutragen, denn jetzt beschuldigte man die ganze Gesellschaft, daß sie durch ihre Lehrsätze zu den abscheulichsten Unternehmungen wider das Leben der Regenten verführe. *) Der König errichtete

*) Die verruchte That des mörderischen Damien in Frankreich 1757 mußte auch noch zum Erweise dieser Beschuldigung dienen Sein Prozeß ist zwar nicht öffentlich bekannt gemacht worden, man weiß aber von guter Hand, daß einige Jesuiten, wo sie ihn auch nicht ganz zu seiner abscheulichen That aufgehetzt, wenigstens von sei-

tete auch nunmehr ein hohes Gerichtstribunal, unter dem Namen: Del Jnkonfidenza, welches in Staatssachen so fürchterlich war, als die Inquisizion bey ihrer höchsten Gewalt in Glaubenssachen. Auf den geringsten Argwohn wurden Leute von Stande, Geistliche und Weltliche, Vornehme und Geringe, männlichen und weiblichen Geschlechts, in Verhaft genommen, von diesem Gerichtshofe befragt und verurtheilt, und das alles mit einer eben so geheimnißvollen Stille und Verschwiegenheit, als bey der Inquisizion im Gebrauche war. Von vielen wußte man gar nicht, wo sie hingekommen waren, bis nach dem Tode des Königes alle Staatsverbrecher losgelassen wurden, da sich denn mancher wieder fand, von dem man vermuthet hatte, er sey schon lange in die andere Welt geschickt worden.

Diese übertriebene Strenge ist ein Flecken in dem sonst so schönen Karakter des Grafen Oeyras. Den König müssen wir freysprechen, der von der Treue seines Mini-

ni-

seinem Vorhaben gewußt haben, ohne es anzuzeigen. Es kamen auch einige in die Bastille, von welchen man nachgehends nichts mehr gehört hat.

misters überzeugt, demselben freye Macht ließ, gegen die Staatsverbrecher zu verfahren, wie es ihm gut dünkte. Joseph Emanuel war gütig, und der Graf von Oeyras ein grosser und kluger Staatsmann, aber beede waren Menschen, und hatten ihre Fehler. Die Nazion wurde unterdessen sehr über dieses grausame Verfahren aufgebracht, und man will auch nicht läugnen, daß manchmal einer, oder der andere, aus einem Privathaß des Ministers, oder dererjenigen, die sein Ohr hatten für schuldig angesehen worden, der doch in der That unschuldig war. Allein der Minister hatte sich so fürchterlich gemacht, daß sich kein Mensch unterstand, einige Bewegung zu verursachen Ein und andermal suchte man ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen, und ein solcher Lasterhafter war einmal des Nachts schon im Begriff, in sein Schlafzimmer zu steigen, wurde aber verjagt, ohne daß man weitere Nachricht von ihm einziehen konnte. Der König war indessen mit seinem Betragen so wohl zufrieden, daß er ihn zum Marquis von Pombal ernannte, ihm das Staatsruder völlig anvertraute, und ihn mit ausserordentlich reichen Einkünften versah.

Der neue Marquis von Pombal verdoppelte seinen Eifer und seine Bemühungen, das Ansehen seines Herrn in ganz Europa zu erhalten. Zu diesem Ende verband er sich noch näher mit England, und räumte demselben vielerley Vortheile in der Handlung ein, damit er sich einer desto gewissern Hilfe, im Fall eines Bruches mit Spanien, versichern könnte. Die portugiesische Seemacht setzte er auf einen respektablern Fuß, als solche seit hundert Jahren gewesen. Insonderheit aber behauptete er die Majestätsrechte des Königs mit der äussersten Standhaftigkeit gegen den päbstlichen Stuhl, und es ist merkwürdig, daß derselbe den heftigsten Widerspruch gegen seine anmaßliche Rechte, von Anfang wenigstens, aus demjenigen Lande erfahren mußte, welches sich bisher so geduldig seiner Herrschaft unterworfen hatte. Der päbstliche Hof drohete zwar mit Interdikten, und gar mit dem Banne, wenn der König von Portugall fortfahren würde, fernere Eingriffe in die Kirchenrechte zu thun; aber der portugiesische Hof kehrte sich so wenig daran, daß er vielmehr den päbstlichen Nunzius Acciajoli, unter einer Wache an die Gränzen bringen ließ, weil er sich der Einschränknng der Gerichtsbarkeit der Nunziatur zu sehr widersetzte, und sich auch in

An-

Ansehung der Vertheidigung der Jesuiten, vieles zu Schulden kommen ließ. *)

Ohngeachtet schon im Jahre 1759 ganze Schiffe voll von diesen nach Italien übergeführt worden waren, zu grossem Leidwesen des römischen Hofes, welcher nicht wußte, wo er mit diesen armen Leuten hin sollte, und wo er Unterhalt für sie hernehmen sollte, da der portugiesische Hof nichts für sie bezahlen wollte, bis der Pabst nun nicht mehr eine Reformazion des Ordens, sondern die gänzliche Aufhebung beschlossen hätte, so ist doch das Jahr 1760 eigentlich die unglückliche Epoche ihres gänzlichen Falles. In diesem Jahre unterzeichnete Joseph Emanuel ein Edikt, vermöge dessen die Jesuiten, auf ewige Zeiten, aus allen portugiesischen Staaten, verbannet seyn sollten. Diesem zufolge wurden alle noch in Portugall befindlichen Jesuiten auf dazu gemiethete fremde Schiffe gebracht, und wo man am beßten zukommen konnte, in Italien ans Land gesetzt. Man erlaubte ihnen dasjenige an Kleidern und Bü-

*) Man führet alles dieses nur kürzlich an, und nur um einen Fingerzeig zu geben, weil unsere Leser, die begierig darnach sind, mit leichter Mühe eine ohnzählige Menge über diese Begebenheiten, in unsern Tagen herausgekommene Schriften, bekommen, und lesen können.

chern mit zu nehmen, was ihnen eigenthümlich zukam, und gab jedem ein, wiewohl geringes Reisegeld. Viele aber mußten in der Gefangenschaft zurückbleiben, bis ihr Prozeß entschieden war. Nach den asiatischen, afrikanischen, und amerikanischen Besitzungen war der Befehl ergangen, alle Jesuiten nach Portugall zu schicken, und man sah nach und nach ganze Schiffe voll anlangen, welche auf gleiche Art nach Italien geschafft wurden. So mußten diese unglückliche Leute Länder verlassen, in welchen sie theils geboren worden waren, oder in welchen sie wenigstens so lange Jahre gewohnt hatten, daß sie solche für ihr Vaterland ansehen konnten, und das um gewisser Verbrechen willen, woran ohnstreitig einige von ihnen Theil hatten, die aber dem größten Theile von ihnen nicht zur Last gelegt werden konnten.

Eben dieses Jahr 1760 ist auch wegen der Vermählung der Prinzessinn, Maria Franziska, ältesten Tochter des Königes, mit ihres Vaters Bruder, Peter Klemens, höchst merkwürdig. Joseph Emanuel hatte keinen männlichen Erben, und suchte bey so vielen Mißvergnügten im Reiche die Thronfolge seiner Familie zu versichern, und allen künftigen Unruhen vorzubeugen. Hierzu schien ihm nichts schicklicher, als wenn er seinen

nen

nen Bruder mit seiner Schwester vermählte. *) Spanien, welches immer aufmerksam ist, einen Anspruch auf Portugall zu behaupten, hatte zwar schon einige Jahre her eine Vermählung der portugiesischen Prinzessinn, mit dem Bruder des Königs von Spanien, dem Infanten Don Ludwig aufs Tapet gebracht, und man muthmassete, um dieser Ursache willen habe erwehnter Prinz schon 1754, da er Kardinal und Erzbischof von Toledo war, den geistlichen Stand verlassen. Nun ist aber in den portugiesischen, unter König Alphons I. zu Lamego abgefaßten Grundsätzen wegen der Thronfolge, ausdrücklich verordnet, daß zwar die Prinzessinnen, in Ermanglung männlicher Erben den Thron besteigen sollten, aber mit der Bedingung, daß sie sich an einen gebornen Portugiesen verehlichten. Hätte sich nun die Prinzessinn an den spanischen Prinzen vermählt, so könnte sie nach diesen Gesetzen ihrem Herrn Vater nicht in der Regierung folgen, und sein Bruder würde Anspruch auf die Krone gemacht, dieses aber Gelegenheit

*) Der Bruder des Königs, jetziger König Peter III. ist geboren den 5 July 1717. Die Prinzessinn, jetzige Königinn von Portugall, Maria Franziska, den 17 Dez. 1734.

zu Unruhen und Kriegen gegeben haben. Hierzu kam noch, daß die Nazion überhaupt nie anders, als mit Unwillen, eine spanische Regierung geduldet hätte. Der kürzeste Weg also, Friede und Ruhe zu erhalten, war obige Vermählung, die den 6ten Jun. 1760 vollzogen wurde, nachdem man zuvor die päbstliche Dispensazion in aller Stille erhalten hatte. Die Nazion war ohngemein vergnügt darüber, und das Vermählungsfest wurde auf das prächtigste gefeyert. Kurz nach demselben aber mußte der päbstliche Nunzius, wie schon gedacht worden, gezwungner Weise abreisen. Der Vorwand, dessen man sich bediente, das schon lang über ihn gefaßte Mißvergnügen ausbrechen zu lassen, war, daß er sich weder bey Hofe eingefunden, seinen Glückwunsch abzustatten, noch sein Haus, gleich den andern auswärtigen Ministern, habe erleuchten lassen, ohngeachtet ihm die Vermählung, so wie denselben, bekannt gemacht worden sey. Den 9ten Juny fand sich ein geheimer Sekretär bey ihm ein, mit dem Befehl, daß er noch diesen Tag die Stadt Lissabon, und in dreymal 24 Stunden die portugiesischen Staaten verlassen müsse. Er wurde unter einer starken Bedeckung, ein Paar Stunden hernach, über den Tago, und darauf bis an die Spanische Gränze geführt. Der päbstliche Hof empfand diesen Vorgang

zwar

zwar sehr übel; es erfolgte aber weiters nichts darauf, weil die Zeiten vorbey waren, da sich die portugiesischen Könige durch den Bann schröcken liessen.

Unterdessen war der so genannte **Familientraktat**, zwischen den bourbonischen Höfen geschlossen worden, und man suchte den König von **Portugall** zu bewegen, demselben beyzutreten, und ihn bey dem damaligen Kriege zwischen Frankreich, Spanien und England von dem Bündniß mit dieser letztern Krone abzuziehen. Aber **Joseph Emanuel** hielt fest bey seinem alten Freunde. Als gute Worte nichts helfen wollten, schritt man von Seiten Spaniens zu Drohungen, und suchte wegen nichts bedeutender Kleinigkeiten in **Amerika**, eine Ursache zum Kriege. Der König von **Portugall** ließ sich auch durch Drohungen nicht schrecken, und darauf that **Spanien** wirklich den Angriff, im Jahr 1761. Vermuthlich war auch das fehlgeschlagene Vorhaben, die Prinzessinn von **Brasilien** für einen spanischen Prinzen zu erhalten, mit Schuld an der Kriegserklärung.

Anfangs, und da der portugiesische Kriegsstaat, heut zu Tage überhaupt ziemlich schlecht eingerichtet ist, hatten die Spanier einigen Fortgang, eroberten auch die portugiesische Gränzfestung **Almeida**, als aber das folgende Jahr 6000 Mann engli-

sche Hilfstruppen anlangten, und zugleich der Graf von der Lippe-Bükeburg, welcher sich in Teutschland schon so grossen Ruhm im Kriege erworben hatte, zum Generalissimus der portugiesischen Truppen ernennet wurde, fiel im Jahr 1762 nichts erhebliches weiter vor, einige kleine Scharmützel ausgenommen, wobey die Engländer das Beßte thun mußten, und im Jahr 1763 hatte der Krieg, durch den allgemeinen Frieden, schon wieder ein Ende, und alles wurde wieder in den Stand gesetzt, wie es vor dem Kriege gewesen war.

Nun beschäftigte sich der König mit der innern Einrichtung und Verbesserung seines Landes, und man kann sagen, daß sich von dieser Zeit an, bis an seinen Tod, Portugall wieder beynahe zu seinem ersten Ansehen empor geschwungen hat. Die Finanzen wurden ohngemein verbessert, und die königliche Schatzkammer mit Gelde angefüllt. Der Ackerbau und die Viehzucht wurden ansehnlich verbessert. Die Handlung, Künste und Wissenschaften blüheten. Der König bemühete sich das sklavische Joch des Aberglaubens zu verbannen, und seinen Unterthanen gesundere Begriffe einzuprägen. Die Portugiesen fiengen an, zu fühlen, wie angenehm die Freyheit zu denken ist, aber das Volk überhaupt verdankte alle diese Vortheile, seinen

nen

nen Wohlthätern, dem Könige und seinem Minister sehr schlecht, und schrien beede für Atheisten aus, weil sie der Klerisey keine skla- vische Ehrerbietung erwiesen.

Mit dem päbstlichen Hofe währeten die Streitigkeiten über die Rechte der Geistlich- keit noch immer fort, und wurden täglich heftiger, insonderheit da der Pabst nicht zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu zu bringen war, welche nunmehr von dem portugiesi- schen und den bourbonischen Höfen, ohn alle weitere Bedingung aufs ernstlichste ver- langt wurde. Hierzu kam noch ein neuer Handel. Der Marquis von Pomball hat- te, um dem Mißbrauch der Druckerpresse vor- zubeugen, und der Ausstreuung so vieler Schmähschriften zuvor zu kommen, ein be- sonderes Gericht angeordnet, welches alle Schriften, ehe solche gedruckt würden, unter- suchen sollte, und ohne dessen Erlaubniß nichts sollte gedruckt werden. Dieses Gericht wur- de Mensa censoria genennt. Der Bischof von Koimbra ließ es sich einfallen, einen sogenannten Hirtenbrief drucken zu lassen, und in seinem Kirchsprengel zu verbreiten, ohne solchen dem eben erwähnten Büchergerichte anzuzeigen. Dazu hatte er nun freylich gu- ten Grund. Er war ein eifriger Anhänger der Jesuiten, und Vertheidiger der päbstli- chen Gewalt. In seinem Hirtenbriefe wa-

ren viele Stellen befindlich, welche für die Majestät des Königs höchst beleidigend waren. Er wurde in Verhaft genommen, und Joseph Pereira, Prokurator des Königes, erhielt den Befehl, die Schrift zu untersuchen, und sein Gutachten über dieselbe zu erstatten. Pereira erklärte sie für aufrührerisch, und den Rechten des Königs höchst nachtheilig. Der Bischof blieb also im Gefängniß, und der Pabst, welcher über diese Begebenheit mehr als jemals aufgebracht war, drohete mit dem Banne. Der König von Portugall hingegen befahl seinem Minister, und allen Portugiesen, Rom zu verlassen, und drohete mit Errichtung eines ohnabhängigen Patriarchats, wofern der Pabst den Bannfluch aussprechen würde.

Diese beederseitige Erbit erung währete bis 1769, da Franziskus Ganganelli, unter dem Namen Klemens XIV. die dreyfache Krone aufsetzte. Dieser grosse Pabst sah wohl ein, daß kein anders Mittel übrig war, die Ruhe in der katholischen Kirche wieder herzustellen, als den bisherigen Zankapfel aus dem Wege zu räumen. Es war offenbar, daß die in Ansehung der Jesuiten vereinigten Höfe nicht nachgeben würden, und es war bey fortdaurender Zwistigkeit endlich eine gänzliche Trennung in der Kirche zu befürchten. Dies bewegte ihn, nach vorheriger

reif-

reiflicher Uiberlegung, den Orden der Jesuiten im Jahr 1773 völlig aufzuheben. Die Sache ist weltkündig, und braucht hier keiner weitläuftigen Beschreibung.

In Portugall erweckte dieser Entschluß des Pabstes eine grosse Freude, und man fieng sogleich an einer völligen Aussöhnung mit demselben zu arbeiten an. Sie kam bald zum Stande. Der Pabst hatte sich bald, nachdem er die Regierung angetreten, bemühet, die Gewogenheit des portugiesischen Hofes wieder zu gewinnen. Zu diesem Ende hatte er schon 1770 den Großinquisitor, Brudern des Marquis von Pombal, zum Kardinale erkläret, da aber dieser starb, ehe er noch die Nachricht von seiner Würde erhalten konnte, ernennte der Pabst auf die Empfehlung des Königs den Erzbischof von Evora an seine Stelle. *)

— So-

---

*) Er heißt Johann Ro[illegible]s d'Akunha, und ist aus dem Hause der Grafen von S. Vincent, und 1715 gebohren. Seine Mutter hatte von ihrem dritten Gemahle einem Grafen von Tavora, seinen Titel geerbt, und unser Kardinal schrieb sich von Tavora, bis nach der Verschwörung 1758 dieser Name gänzlich ausgetilget wurde. Da er sich wieder, nach seinem

— Sobald auch der grosse Stein des Anstosses, die Gesellschaft Jesu, aus dem Wege geräumet war, mußte der portugiesische Gesandte, d'Almada, zu Rom mit den päbstlichen Ministern in Unterhandlung treten, die bisherigen Zwistigkeiten gütlich beyzulegen, und der Pabst schickte wieder einen Nunzius, den Herrn Lambertini, einen Vetter des Benedikts XIV. nach Portugall, der mit sehr grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Der König hob die ergangenen Befehle in Ansehung des Aufenthalts der Portugiesen zu Rom, und der Handlung dahin wieder auf, setzte den Exjesuiten, welche Portugiesen von Geburt waren, gewisse Summen zu ihrem Unterhalte aus, und stellte die Untersuchungen wegen der geistlichen Güter ein. Aber zu Loslassung der gefangenen Jesuiten und übrigen geistlichen Personen,

---

nem eigentlichen Geschlechtsnamen, d'Acunha nennte. Der Marquis von Pombal erhob ihn sehr hoch. Er verschaffte ihm das Erzbisthum Evora, machte ihn zum Präsidenten der Supplikenkammer, brachte ihm den Kardinalshut zuwege, ernennte ihn zum Oberkommissarius der Kreuzbulle, und 1774 wurde er ein Mitglied vom Staatsrathe, und Pombal ließ ihm auf Kosten der Krone einen Pallast bauen.

nen, oder die Entscheidung ihrer Prozesse dem päbstlichen Hofe zu überlassen, war er nicht zu vermögen, und der kluge Klemens XIV. wollte lieber von der Zeit eine Aenderung erwarten, als auf einmal zu viel begehren, und dadurch Anlaß zu neuen Streitigkeiten geben. *) Allein der grosse Pabst gieng darüber im Jahre 1774, allen Zeugnissen nach, durch beygebrachtes Gift aus der Welt, und unter seinem Nachfolger Pius VI. blieben die Sachen bis an den Tod des Königs in dem alten Stande.

Im Jahr 1775 sponnen sich neue Streitigkeiten wegen der portugiesischen und spanischen Besitzungen in Amerika, am Plata Flusse an, welche einen öffentlichen Krieg nach sich zu ziehen schienen. Die Portugiesen hatten sich an verschiednen Oertern festgesetzt, von denen die Spanier behaupteten, daß sie ihnen gehörten. Sie thaten daher, als die Portugiesen in der Güte nicht weichen wollten, verschiedene Angriffe, dieselben mit gewaffneter Hand zu vertreiben, wobey es einigemal zum Handgemenge kam, da die Portugiesen die Oberhand

hat-

*) Ein Hauptpunkt, welchen der König dem Pabste wieder zugestand, war, daß die Dispensazionen wieder bey dem päbstlichen Nunzius, oder zu Rom durften gesucht werden.

hatten. Der spanische Hof beschwerte sich sehr über dieses Verfahren, und verlangte deswegen Genugthuung, und da der portugiesische Hof unter allerley Ausflüchten es immer von sich ablehnte, eine entscheidende Antwort zu geben, machte der spanische grosse Kriegszurüstungen zu Wasser und Lande, ließ Truppen an die portugiesischen Gränzen marschiren, und drohete mit einem gänzlichen Bruche. Portugiesischer Seits setzte man sich auch in Verfassung, Gewalt mit Gewalt abzuwenden, und man glaubte, Spanien würde sich der Gelegenheit bedienen, da England wegen des Aufstandes seiner amerikanischen Kolonien, nicht im Stande war, Portugall auf eine hinlängliche Art zu unterstützen. Allein es erfolgte weiter nichts, bis endlich im September 1776 eine grosse spanische Flotte mit 12000 Mann Landtruppen auslief, und sich der Insel S. **Katharina** am Ausflusse des **Rio Janeiro**, bemeisterte, welche aber von den Portugiesen fast ohne alle Gegenwehre verlassen wurde.

Dieses geschah nicht lange vor dem tödtlichen Hintritte des glorwürdigsten Königes. Nachdem solcher seit dem Anfange des Jahrs 1775 mit abwechslender Besserung und Verschlimmerung, beständig krank gewesen war, aber doch so, daß er sich immer noch der Regierungsgeschäfte annehmen konnte.

te. Gegen das Ende des 1776 Jahrs aber befand er sich so entkräftet, daß er keine Arbeit mehr ertragen konnte, er ernennete daher seine Gemahlinn zur Regentinn des Reichs, verheyrathete annoch auf seinem Todtbette seine jüngste Tochter mit seinem Enkel von der ältesten, der jetzt regierenden Königinn, und vier Tage darauf verwechselte er das Zeitliche mit dem Ewigen; nachdem er noch die letzten Augenblicke seines Lebens dazu angewendet, daß er seinen Nachfolgern die Königinn, seine Gemahlinn, empfohlen; sein Volk, im Fall er solches beleidiget habe, um Vergebung gebeten, mit dem Beysatze, daß nicht er, sondern seine Rathgeber daran Schuld gewesen, daß er verordnet, es sollten alle rückständige Gehalte, insonderheit denen, die in seinen Diensten gestanden, bezahlt werden; und daß er endlich allen, die ihn beleidiget, verziehen, und alle Staatsgefangene los zu lassen befohlen.

So lebte, und starb König Joseph Emanuel. Groß durch seine königlichen Eigenschaften und tiefe Einsicht, schwang er sich über alle Vorurtheile seiner Nazion empor. Er war standhaft in Gefahren, gütig gegen Nothleidende, aber vielleicht allzu streng gegen Verbrecher. — Aberglaube und Schwärmerey mußten unter seiner Regierung erzittern. Bey einer andern Nazion würde er

die

die größten Thaten ausgeführt haben. — Sein Leben war mit ohnaufhörlichen Unglücksfällen durchwebt; er überwand sie durch seine Standhaftigkeit. Die Vorsehung beschützte sein Leben. Er würde Portugall auf den höchsten Gipfel der Ehre gebracht haben, wenn ihm nicht die von der Geistlichkeit aufgehetzte Nazion selbst darin widerstanden hätte. — Umwindet sein Bild mit Lorbeerkränzen, ihr Portugiesen, einen solchen König bekommt ihr so bald nicht wieder!

ENDE.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg

Kurze Biographien, oder Lebensabriße merkwürdiger und berühmter Personen neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen

Bd.: 3

Brünn (1782)

Biogr.c. 156-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070356-7
VD18 90097351